

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR
UND KRITIK

MITBEGRÜNDET VON F. C. WEISKOPF

IM AUFTRAG DES DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBANDES
GELEITET VON WILLI BREDEL

REDAKTION

GÜNTHER CWOJDRAK, GÜNTHER DEICKE, HENRYK KEISCH

SEKRETARIAT ACHIM ROSCHER

INHALT

Unsere Meinung / <i>Die Redaktion</i>	3
Denkendes Herz und fühlender Geist / <i>Johannes R. Becher</i>	8
El Shatt / <i>Louis Fürnberg</i>	11
Das wunderbare Gesetz des Lebens / <i>Gerhard Wolf</i>	22
Zwei Jungen / <i>Herbert Nachbar</i>	30
Der rechte Flügelmann / <i>Horst Holzbäuser</i>	43
Blut und Ehre / <i>Manfred Künne</i>	50
Vor Gericht / <i>Inge von Wangenbeim</i>	66
Lorbeer für Landsknechte / <i>Günter Cwojdrak</i>	109
Gedichte / <i>Alfred Magul-Sperber</i>	118
Stufen des kritischen Realismus / <i>Andrzej Wirth</i>	121
Die vorgeschobene Position / <i>Annemarie Auer</i>	132

NEUE BÜCHER

Hans-Heinrich Reuter: Grenzen und Größe der Interpretation, S. 141; *Hans Dablke*: Anfänge der deutschen Nationalliteratur, S. 145; *Alfred Antkowiak*: Joseph Roth und sein Werk, S. 147; *Heinz Rusch*: Held ohne Ruhm, S. 150; *Edith Zenker*: Ein Denkmal für Wilhelm Weitling, S. 152; *G. C.*: Für Eure und Unsere Freiheit, S. 155.

UMSCHAU

Werner Ilberg: Auf der Suche nach der Wahrheit, S. 157; *Eli Finci*: Literaturbrief aus Belgrad, S. 159; *Wolf Düwel*: Literarische Jugoslawienfahrt, S. 162; *Lenka Reiner*: Erinnerungen an Louis Fürnberg, S. 166; *Gerhard Rentzsch*: Theater für Blinde?, S. 167; *Walter Grupe*: Der zensierte Heine, S. 169; *C. H.*: Häuptling „Schwarzer Fuchs“ aus Bonn, S. 172; ferner: „O diese Sprachel!“ u. a.

Die kürzlich veröffentlichte Februarrede Mao Tse-tungs „Über die richtige Lösung von Widersprüchen im Volke“* besitzt auch im Hinblick auf Fragen der Literatur und Kunst eminente Bedeutung. Mao Tse-tungs Gedanken über die Umwandlung von antagonistischen Widersprüchen in nichtantagonistische Widersprüche (und umgekehrt), über den antagonistischen Aspekt und den nichtantagonistischen Aspekt bestimmter Widersprüche sind wertvolle Bereicherungen der materialistischen Dialektik, die dem künstlerischen Schaffen neue Perspektiven eröffnen. Mao Tse-tung sagt unter anderem über die Widersprüche im Volke: „Unsere Volksregierung ist eine Regierung, die die Interessen des Volkes wahrhaft vertritt und dem Volke dient, und doch bestehen gewisse Widersprüche zwischen der Regierung und den Massen. Dazu gehören Widersprüche zwischen den Interessen des Staates, kollektiven Interessen und individuellen Interessen; zwischen Demokratie und Zentralismus; zwischen Führung und

Geführten, und Widersprüche, die sich aus der bürokratischen Praxis gewisser Staatsfunktionäre in ihren Beziehungen zu den Massen ergeben.“

Man sollte erwarten, daß solche Widersprüche, wie Mao Tse-tung sie aufzählt, auch in der Literatur und Kunst ihren Ausdruck finden. Die Oberflächlichkeit und Langweiligkeit eines Teils unserer Gegenwartsliteratur erklärt sich gerade daraus, daß der Darstellung solcher Widersprüche aus dem Wege gegangen wurde. Manche Theoretiker haben zwar häufig die Dialektik gepriesen, sie aber selten angewendet; manche Autoren haben über die Widersprüche im Leben vortrefflich referiert, diese Widersprüche unter unseren Bedingungen aber nicht dargestellt.

Selbstverständlich basiert die Rede Mao Tse-tungs, wie jede wirklich schöpferische Analyse, auf den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen; aus der konkreten Praxis wurden die theoretischen Schlußfolgerungen abgeleitet. Dieses Besondere enthält aber zugleich das Allgemeine, das auch unter unseren

* Beilage „Neues Deutschland“ vom 22. Juni 1957.

Bedingungen für uns nützlich sein kann.

Über die „Widersprüche im Volke“, die es auch in unserer Republik gibt, sollten wir jedoch keinesfalls den antagonistischen Hauptwiderspruch in Deutschland vergessen: den Widerspruch zwischen der militaristischen Monopolherrschaft in Westdeutschland und unserem sozialistischen Staat. Wenn wir diesen Widerspruch lösen, dann werden sich auch bessere Bedingungen ergeben, die Widersprüche im Volke zu lösen. Andererseits wird aber auch die Lösung der Widersprüche im Volke, wie sie sich in der Republik zeigen, es uns erleichtern, den antagonistischen Hauptwiderspruch zu lösen. Zweifellos können Literatur und Kunst dazu in bedeutendem Maß beitragen. Mao Tse-tungs Rede verdient nicht zuletzt auch unter diesem Gesichtspunkt größte Aufmerksamkeit. *gc*

Eine der letzten Ausgaben der Münchner Wochenzeitung „Die Kultur“ enthielt unter der Überschrift „Wir müssen immer wieder aufbegehren“ einen Leitartikel, in dem der Herausgeber Johannes Hönscheid gewisse Symptome aufzählt, die für eine Unterdrückung der Geistesfreiheit in England,

Frankreich, den USA vor allem, kennzeichnend seien. Anlaß seines Aufbegehrens ist ein Bericht der in New York erscheinenden deutschsprachigen Zeitschrift „Aufbau“, aus dem hervorgeht, daß „verschiedene amerikanische Organisationen immer energischer versuchen, einen Druck auf Bibliotheksleiter, Buchhändler und auch auf Verleger auszuüben, um die Verbreitung von Publikationen zu verhindern, die ihnen aus irgendeinem Grunde unerwünscht sind“. Auf dem Index einer dieser Organisationen befinden sich beispielsweise Schriftsteller wie Hemingway, Caldwell, Mailer oder Zola, Namen von Nobelpreisträgern und Trägern des amerikanischen Pulitzer-Preises.

Hönscheid warnt nun vor der Gefahr, daß ähnliche Methoden auch nach Westdeutschland importiert werden könnten; aber gerade in dieser Beziehung ist die Bundesrepublik keineswegs auf amerikanische Importe angewiesen.

In der gleichen Ausgabe und auf derselben Seite der „Kultur“ findet man auch einen Artikel, in dem mit krauser Stirn konstatiert wird, daß die „Flut der westdeutschen Filmschauspieler und Regisseure, die für die DEFA arbeiten, von Monat zu Monat zunimmt“. Eine solche Haltung, meint der Schreiber jenes Kommentars, bewaise den zunehm-

menden Mangel an „politischer Moral“ der westdeutschen Künstler.

„Wir müssen immer wieder aufbegehren“ – das mag ein gutgemeintes moralisches Programm sein; praktische Schlußfolgerungen aber, wie sie eben jene von der „Kultur“ getadelten Filmleute gezogen haben, wiegen bedeutend schwerer. Auch das schönste Aufbegehren verliert seinen Sinn, wenn es sich auf moralische Selbstbefriedigung beschränkt, praktische Folgerungen jedoch im gleichen Atemzug verurteilt. *ar*

Ein Blick auf die Literatur in unserer Republik und Westdeutschland zeigt, daß die große Auseinandersetzung mit dem zweiten Weltkrieg, mit der Zeit des Faschismus eigentlich erst in den letzten zwei, drei Jahren begonnen und anscheinend noch nicht ihren Höhepunkt erreicht hat. Kaum jemand dürfte heute noch der Meinung sein, daß eine Abrechnung mit der Vergangenheit nicht mehr „aktuell“ sei; in Westdeutschland beginnt eben diese Vergangenheit sich neu zu beleben, in unserer Republik haben viele Menschen das Gestern noch nicht endgültig bewältigt.

Sehr wichtig sind in diesem Zusammenhang, neben der belletristi-

schen Literatur, dokumentarische Werke und historische Quellensammlungen. Erst in der letzten Zeit haben unsere Verlage begonnen, hier beträchtliche Versäumnisse aufzuholen. Es ist eine Tatsache, daß in Westdeutschland bei weitem mehr Literatur zur historischen Entlastung des deutschen Imperialismus erschienen ist als in unserer Republik Literatur zu seiner historischen Entlarvung.

Wir begrüßen es, daß kürzlich bei uns eine Dokumentensammlung über die verbrecherische Tätigkeit der SS erschienen ist*, die sich hauptsächlich auf die Nürnberger Prozeßmaterialien stützt; ein Schlußkapitel enthält Unterlagen über die Wiederkehr der SS in Westdeutschland.

Das Material, das hier in der nüchternen Sprache von juristischen Schriftsätzen, Protokollen, Zeugenvernehmungen und Korrespondenzen ausgebreitet wird, authentisch und unwiderlegbar bis zur letzten Silbe, gestattet einen Blick in die finstersten Abgründe des deutschen Faschismus: die privaten Gangsterorganisationen, die murder-corporations aus Chicago und New York, wirken zwerghaft unbedeutend im Vergleich zu dem riesigen Mordkonzern, den das Reichssicherheitshauptamt der SS in Deutschland und

* „SS im Einsatz“, Kongreß-Verlag, Berlin 1957.

Europa gegründet hat. Soll das alles noch einmal kommen?

Auch in Westdeutschland erscheinen manche Bücher, die zur Abrechnung mit dem deutschen Faschismus beitragen. So brachte kürzlich ein führender Verlag die Übersetzung eines englischen Buches heraus, das im Kampf gegen die Rehabilitierung der SS einen bestimmten Nutzen hat.* Schon durch die Gewalt der geschichtlichen Tatsachen wirkt auch dieses Buch wie eine Anklage und aktuelle Mahnung. Leider besitzt der liberale Autor keine gediegene Geschichtskonzeption; er hält zum Beispiel die totale Machtergreifung der deutschen Monopole, die sich 1933 mit Hilfe der Hitlerpartei vollzogen hat, für eine „Revolution“ und macht sich damit Hitlers unmaßgebliche Meinung zu eigen. Wie schon der englische Originaltitel zeigt („The SS, Alibi of a Nation“), sieht der Autor in der SS weniger eine spezifische Ausdrucksform des Hitlerfaschismus als vielmehr die Verkörperung einer bedauerlichen Wesenseigenschaft der deutschen Nation. Hinzu kommt eine Vorliebe für verschwommene psychologische Spekulationen; kriminalistische Kombinationen über Machtkämpfe und Rivalitäten in der

* Gerald Reitlinger: Die SS, Tragödie einer deutschen Epoche, Verlag Kurt Desch, München 1937.

SS-Führung schieben sich oft vor die exakte historische Information und Analyse.

Immerhin: in einem Teil Deutschlands, wo SS-Generäle rührende Memoiren veröffentlichen, wo Ritterkreuzträger der SS in Sammelbänden angepriesen werden, wo SS-Offiziere wieder auf Kasernenhöfen kommandieren, in einem solchen Teil Deutschlands ist die Veröffentlichung des Buches von Reitlinger eine Tat gegen die Drohung eines neuen SS-Staates. In einer Nachbemerkung spricht der Verlag die Hoffnung aus, daß auch deutsche Autoren sich diesem Thema zuwenden möchten. Das ist eine Hoffnung, die wir teilen: die Rehabilitierung des Himmlerreiches muß verhindert werden. gc

Wieder ist etwas zu sagen zum Grundthema unseres belletristischen Teils, das sich aus einer Fülle von Manuskripten herausgebildet hat. Wieder ist es ein politisches, das will sagen: ein öffentliches Thema, das uns alle angeht. Der Leidensweg der deutschen Jugend durch den Faschismus hindurch in die Nachkriegszeit: die in der Hitlerjugend auf den Krieg Gedrillten sind heute Mitte Dreißig, wenn sie davongekommen sind; die Flakhelfer und „Verteidiger“ des letzten

Aufgebots sind heute Mitte Zwanzig, wenn sie davongekommen sind. Die Zehn- bis Vierzehnjährigen der Notzeit nach dem Kriege: da ging nicht jeder Weg geradeaus. Und die in den Jugendgefängnissen saßen (während faschistische Generäle und Wehrwirtschaftsführer dabei waren, ihre schmutzigen Westen zu säubern), trugen an ihren eigenen Vergehen gewiß die geringste Schuld. Eine Vergewaltigung der menschlichen Ordnung, wie der Faschismus sie betrieb, zieht blutige Folgen und jahrzehntelange Leiden nach sich.

Es wäre nicht notwendig, diese Binsenwahrheiten und Erfahrungstatsachen noch einmal formelhaft zusammenzufassen, da unsere Autoren sie an menschlichen Beispielen darlegen, wenn dieses Thema nicht eine plötzliche Aktualität über den literarischen Anlaß hinaus erfahren

hätte. Während wir die Manuskripte für dieses Heft ordneten, traf uns die Nachricht vom Tod der fünfzehnjungen Bundeswehrsoldaten in den reißenden Fluten der Iller.

Soll ein neuer Leidensweg der deutschen Jugend beginnen? Die faschistischen Stabsoffiziere vom Major aufwärts sind wieder da. Auch die Schreiberlinge der Reichsschrifttumskammer haben sich längst wieder zum Wort gemeldet: ein Grimm, ein Dwinger, ein Kolbenheyer, ein Zillich, ein Blunck, ein Eisen und so weiter bis zu den untersten Kategorien der Frontberichterstatte. Noch ist ihre Schuld (die sie nie begreifen wollten) nicht verjährt, sie aber schreiben wieder im alten Stil.

Erinnern wir uns der Anfänge von 1933, erinnern wir uns des Weges in die Katastrophe. Wir sind gewarnt. gd

Nach Redaktionsschluß liegen die Diskussionsreden unserer Kollegen und Verbandsmitglieder Alexander Abusch und Kuba vor, die sie auf dem 32. Plenum des ZK der SED gehalten haben. In diesen Reden wird dazu aufgefordert, über die darin behandelten Probleme zu diskutieren. Wir bitten unsere Mitarbeiter und Leser, dieser Anregung zu entsprechen. Wir werden in unserem Septemberheft noch einmal die Diskussionsreden und nach Möglichkeit die ersten Stellungnahmen veröffentlichen.

DENKENDES HERZ UND FÜHLENDER GEIST

Aus der Rede auf Louis Fürnberg

Wenn wir Fürnbergs Bücher aufschlagen, so schlägt uns daraus das Leben des 20. Jahrhunderts entgegen, bewegt, stürmisch, aber auch traumhaft, hauchzart. „Pauke, Flöte und Gitarren“ ist der Titel einer seiner Gedichtsammlungen, und so enthalten seine poetischen Schöpfungen den Kampfgesang ebenso wie das filigranhafte lyrische Gebilde. Alle Variationen des Poetischen sind in ihm enthalten. Die Klangfülle seiner Verse, was ist sie anderes als die Melodik des Lebens selbst, der Rhythmus, den seine Strophen beschwingen, es ist der Lebensrhythmus, der unseren Dichter so kraftvoll durchflutet. Wir werden beim Lesen seiner Gedichte aufmerksam darauf, von welcher einer nuancenreichen Realistik sein Volkslied ist, ein echtes Volkslied, und wie das Schlichte stets aus mühsamer Arbeit hervorging. Ein Arbeiterdichter im doppelten, im höchsten Sinne, ein Dichter, dessen Werke der Arbeiterklasse gewidmet waren, ein Dichter, für den der Beruf, die Berufung des Dichters vor allem in Arbeit bestanden. Mit wieviel Fleiß, mit welcher unbeirrbarer Gründlichkeit hat er an seiner Sprache gearbeitet. Das vollendete Satzbild wurde ihm zum Inbegriff menschlicher Vollendung, und bis ins Detail, bis ins Satzzeichen hinein überlegte er und prüfte er, verwarf er und verbesserte er, ein Kritiker und Korrektor, wie sie jeder Dichter in eigener Person darstellen sollte.

Tief menschlich, sozialistisch durchdacht, durchfühlt ist es, wenn er in seinem „Prolog“ uns einlädt:

*„Du brauchst nicht anzuklopfen.
Tritt nur herein und setz dich her.
Du störst mich nicht. Ich wart' auf dich.
In meinem Herzen brüderlich
ist dir ein Platz bereitet.“*

Das Volksliedhafte seines Schaffens verbindet ihn mit Nekrassow, mit Twardowski, wenn wir von Rußland und der Sowjetunion sprechen, und in vielem ist er, was seine deutsche Tradition anbetrifft, mit Lenau und Eichendorff verwandt. Er hat, auch dies eine Folge seines harmonischen Wesens, den Satz Fontanes wahrgemacht:

*„O lerne denken mit dem Herzen
Und lerne fühlen mit dem Geist.“*

Welch ein denkendes Herz, was für ein fühlender Geist!

Ein denkendes Herz, ein fühlender Geist waren es, die in der Auseinandersetzung mit einem so komplizierten Phänomen wie Rilke die Lösung dieses „Rätsels“ gefunden haben, worin die Überwindung der Rilkeschen Manier zugleich zu einer Art realistischer Renaissance dieses Dichters führt. Fürnberg sagt uns:

*„Schmäht sein Gedicht nicht!
Faßt es mit rauber Hand!
Seht: es zerbricht nicht!
Tut es vom Teetisch!*

*Laßt es sich läutern gehn
von seinen Schminken!
Rose wird bauernschön,
schöner euch dünken!“*

Unser Louis Fürnberg war darum so hochgebildet, so reich mit Wissen begabt, weil er immer wieder in die Schule, in die Schule des Lebens ging, und in einem seiner schönsten Gedichte heißt es:

*„Jetzt geh ich in die Schule
und lern das Abc
und merk auf einmal, daß ich jetzt
erst in die Schule geh.*

*Jetzt les ich in den Büchern
und buchstabiere scheu
und merk auf einmal, was ich les,
ist alles fremd und neu.“*

Und es schließt mit dem Vers:

*„Jetzt steh ich vor dem Globus,
die Erde spricht zu mir.
Mir war sie früher fremd und stumm ...
was wußt ich denn von ihr?“*

Aber wir wollen auch davon sprechen, und dieses eine, worauf wir noch hinweisen möchten, zeichnete den Menschen und den Dichter gleichermaßen aus. Es war die Liebenswürdigkeit, die Herzlichkeit, die Uneigennützig-

keit, das unermüdliche Verständnis, Eigenschaften, die ihn all denen, die das Glück hatten, mit ihm bekannt zu sein, so anziehend und beliebt, so liebenswert, so geliebt erscheinen ließen. Von ihm selber war, wenn man ihn sprach, nicht viel die Rede, aber viel die Rede war immer von den anderen, sei es, daß sie ihm Sorge, sei es, daß sie ihm Freude bereiteten. Er war stets für die anderen da, und dadurch war er selber ganz da.

Die Bescheidenheit, mit der er seine Gründe vorbrachte, wirkten mit überzeugend. Sein tiefes Einfühlungsvermögen schuf eine Atmosphäre des Vertrauens zu ihm. Er war mit seinem in der Dichtung hochgeschätzten Namen der Bruder Namenlos geblieben, und darum sind seine Dichtungen auch zu solch einem vielstimmigen Chor der Namenlosen geworden.

Er hat davon geträumt:

*„Alt möcht ich werden wie ein alter Baum,
mit Jahresringen, längst nicht mehr zu zählen . . .“*

und

*„Aus sagenhaften Zeiten möcht ich ragen,
durch die der Schmerz binging, ein böser Traum,
in eine Zeit, von der die Menschen sagen:
Wie ist sie schön! O wie wir glücklich sind!“*

Er hat Gedichte geschrieben, in denen dieser sein Traum sich erfüllen wird, und wenn die Menschen von dieser künftigen Zeit sagen

„Wie ist sie schön! O wie wir glücklich sind!“,

so wird ein Teil dieser neuen Schönheit, dieses neuen Menschenglücks auch dein Werk sein, Louis FURNBERG.

*Wie stark war er in dem Erstreben
Des hohen Ziels – wie sehnachtsgroß!
Er wurde selbst das neue Leben,
Bescheiden, kühn und namenlos.*

EL SHATT

Louis Fürnberg schrieb zu dieser Dichtung:

„Im Jahre 1943 wurden etwa dreißigtausend Jugoslawen, schwerverwundete Partisanen, Frauen und Kinder, auf ein englisches Angebot hin, von der Adriaküste aus evakuiert. Man versprach ihnen Schutz und Wiederherstellung in einer Oase. Die Oase war ein primitives Zeltlager am Rande der Wüste Sinai, unweit vom Suezkanal, El Shatt. Hier, einer Natur voller unberechenbarer Launen und Heimtücken ausgesetzt, verbrachten sie beinahe drei Jahre.

Die Wüstenwinde, die Sandstürme, glutheiße Tage, eisige Nächte führten einen erbarmungslosen Krieg gegen sie. Unzureichende Nahrung, Kleidung, Epidemien, Mangel an Medikamenten, sanitären Vorkehrungen, die Militärbürokratie der britischen Kolonialmacht – alles wirkte zusammen, um sie mürbe zu machen: sie sollten sich fügen, einmal gegen das neue sozialistische Jugoslawien anzutreten. Erst sollten sie gebrochen, dann korrumpiert werden.

Der Tod nahm ihnen ihre Kleinen. Auf dem Mirogoj, dem Friedhof, den sie mit blanken Händen sternförmig mitten in der Wüste anlegten, ruhen fünfhundert jugoslawische Kinder, fünfhundert Kinder, gestorben in drei Jahren.

Der Tod sichelte unter den Männern und Frauen. Die überlebten, widerstanden. Wille und heroische Tat dieser antifaschistischen Kämpfer wandelten ein Stück Wüste zu einem der Zentren des jugoslawischen Befreiungskampfes außerhalb der Heimat. Gärten waren plötzlich vor den Zelten, Schulen, ein improvisiertes Hospital, Kulturräume. So schlugen sie in El Shatt, in der Wüste Sinai, die Schlacht gegen den Faschismus.“

Nacht im Zelt

*Weit, wie die Zeit – wie die Ewigkeit ...
Und die Sonne brannte den ganzen Tag,
und am Nachmittag fing der Wüstenwind an, –
blies seine Chöre aus trockenem Rachen,
fuhr in die Plachen der grauen Zelte,*

*riß an den Tauen und heulte und bellte
die ganze Nacht.*

*Atem der Schlafenden wehte durchs Lager –
schwer hingen Sterne in ihre Träume –
draußen der Himmel, die bleierne Glocke
schwang über ihnen und wiegte sie ein.*

*Und der Mond war da – eine riesige Scheibe,
ein drohender Diskus ... Wer hielt ihn umspannt
und wem galt sein Flug?
Und fühlten die Schläfer,
wie furchtbar die Erde war, die sie trug? ...*

Votivtafel

*Der du hier baltmachst im Weitergehn,
ängstest, du müssest hier enden?
O hättest du die vor dir gesehn,
ihr Untergehn und ihr Auferstehn
zwischen den luftigen Wänden.*

*Sie kamen nicht aus der Rube wie du,
aus der stillen Umbegtheit von Städten.
Es deckten sie blutige Angstträume zu
in ihren knarrenden Betten.*

*Es bäumte sich das Zeltdach bei Nacht
über ihren Todesschreien
und eine höhnische Sternenpracht
zu Sterbenslitaneien.*

*Es ging der Wind nicht, wie heut er geht
und helle Sandwolken bläst.
Aber Seufzer kamen herangeweht
aus Kehlen verblutet, verwest.*

*Der Kanal lag nicht wie heut im Licht,
wo der Friede ihn wieder erhellte.*

*Da war nur ein Tier und ein Tiergesicht
drohend über der Welt.*

*Und jeden Abend schob sich schwer
eine Wolke aus Westen heran
und preßte die blutige Sonne ins Meer,
bis die Nacht ihre Netze spann...*

Die Wüste spricht

*Ich bin der Tilger eures Menschen-Angesichts,
ich bin der Schrecken eures Tuns und Schauens,
ich bin der Würger eures Weltvertrauens,
ich bin das Letzte vor dem großen Nichts!*

*Mein Allgewaltiges wird an euch geschehn.
Es wird mein Feueratem euch verbrennen,
ihr werdet nur die eine Sehnsucht kennen,
in meine Zeitenfernen aufzugehn.*

*Ich werde euch brechen, wie man Kleinholz bricht,
und eure Asche wird der Wind vertragen,
und keine Stimme wird mich nach euch fragen
und Klage führen vor dem Weltgericht!*

*Für alle Zeit sollt ihr vergessen sein
und ausgelöscht nach meinem ewigen Willen!
Mein weißer Sand wird eure Taten hüllen
und eures Lebens letzten Widerschein!*

Und die Stille war groß

*Und die Stille war groß. Nur die Sandstürme bellten
von Zeit zu Zeit und fuhren sie schneidend an.
Immer wenn einer scheu zu sprechen begann,
kaum ein Seufzen und Schweigen aus den Zelten.*

*Ungebeuer! Eine riesige Sandubr, rannen
ihre zagenden Seelen dünn und stetig durchs Glas.
Glücklich jeder, der die „Rettung“ vergaß,
und Erschöpfte, die zu sinnen begannen.*

*Lange saßen sie so, und draußen begann es zu dämmern,
und in blauen Schatten blaßte der Horizont.
Dann stiegen Sterne und hob sich ein bleicher Mond.
Plötzlich ging einer ins Freie und fing an zu hämmern.*

Ein Lied vom Leben

*Unser ist der Schweiß und unser ist das Blut,
und unser ist die Qual der tausend Plagen,
und wir laden auf uns, was noch niemand auf sich lud,
wir Knechte seit Pharaos Tagen.*

*Doch wenn im Chamsin unser Atem stöhnt
und wenn uns der eisige Nachtwind böht –
wir tragen die Botschaft, die süht und schönt:
das Leben!*

*Draußen sind Berge und draußen ist Meer,
und draußen stürmt die Zeit in wilden Brisen,
und draußen ist die Welt so liebeleer,
ohne Blüten und ohne Wiesen.*

*Aber Menschen wollen Blumen und Freude und Glück
und die Kinder, sie dürsten doch nach der Musik:
Leben!*

*Unser ist die Wüste. Doch unser ist die Pflicht,
die Wüsten in Gärten zu wandeln.
Wir träumen dem Leben sein neues Gesicht
und träumen nicht nur, sondern handeln!
Es sind zuviel Wüsten auf Erden hier!
Packt alle mit an und baut wie wir
am Leben!*

Märchen du aus unsern Tagen

*Märchen du aus unsern Tagen,
Märchen du aus Niemandsländ!
Mag es auch nur Disteln schlagen,
wenn wir wollen, muß es tragen –
mag es auch nur Disteln schlagen,
Blume doch im Wüstensand!*

*Distel, einzige von allen,
die die Fremde uns beschied.
Sterne träumen wir kristallen,
Blumen, die wie Sterne fallen
auf die Erde, wo uns allen
glühend rot die Nelke blüht.*

Weinen ist leicht

*Weinen ist leicht, es fließen die Tränen
leicht wie die fliehende, fliegende Zeit
in das Meer der Vergessenheit.
Aller Schmerz und alles Leid
verläuft sich in ihnen wie in Moränen
Aber Lachen ist schwer!
Lachen und mit einem bellen Gesicht
mitten durch so viel Schmerzen gehen,
als gält es sie nicht, als gäb es sie nicht!
Lachen und stark sein und widerstehen!*

*Tausend Gesichter schneidet der Tod!
Tausend Listen kennt er und liebt er.
Unter den Kindern schneidet und siebt er,
die bleiben, die fallen, sein tägliches Brot.
Tausend Gesichter hat die Not!
Schmerzen, die wie verängstigte Hunde
nachts durchs finstere Lager heulen,
Asthma und Typhus und Skorbutbeulen,
und immer geht der Tod seine Runde.*

*Weinen ist leicht, es fließen die Tränen
leicht wie die fliehende, fliegende Zeit!
Aber Lachen ist schwer!
Lachen und mitten im Herzerreißen
die Zähne fest, fest zusammenbeißen
und unter Steinen und Staub und Trümmern
und Mütterklagen und Kinderwimmern
und einem unsäglichen Tränenmeer
lachen und glauben und weiterzimmern
am Haus, das wir bauen,
und Glauben geben
und ringsum ist die Hölle los!
Lachen ist schwer!
Aber Lachen ist Leben
und unser Leben ist so groß!*

Dreißigtausend

*Dreißigtausend sind's. In dreißigtausend Blicken
spiegelt sich ihr auferstandnes Land.
Über Wüsten, Berge, Meere spannt
jede Stunde dreißigtausend Brücken.*

*Dreißigtausend sind's. Was zählt die Qual,
die vergangne? Sie ist längst vergangen.
Da ist nur das große Heim-Verlangen,
mitzukämpfen – dreißigtausendmal.*

*Split fällt, Korcula und rote Sterne
strahlen strahlend über Dubrovnik!
O dabei zu sein! Es füllt Musik
jedes Zelt. Da fühlen sie die Ferne
dreißigtausendmal so schwer wie nie.*

*Bild um Bild steigt auf. Dann sitzen sie
stumm beim Schein der flackernden Laterne ...*

Abendgang durch die Dünen

*Immer tiefer geh ich in den Abend,
blutrot ist der Sonnenball versunken,
fern die Berge taumeln farbentrunken,
Mond und Abendstern sind aufgegangen.*

*Glitzernd leuchten Suez Lichterschlangen
durch der Dämmerung blaue Nebelschleier,
müde zieht im Kreis ein Wüstengeier
beutesuchend um die bleichen Dünen.*

*Schwarze Fahnen, Rauch aus den Kaminen
großer Schiffe unten im Kanale
fliegen durch die graumelierte Schale
dieses Himmels, malen düstre Ränder.*

*Leise Laute vieler Vaterländer
buschen zag vorbei, vom Wind vertragen
leiser Stimmen ungeduldig Fragen . . .
doch geheimnisvoll schweigt der Kalender . . .*

Fuge

*Tret ich am Morgen aus dem Zelt,
dann glänzt vor mir die ganze Welt,
Sinai am Horizont gemalt,
der Horeb, der in Feuer strahlt,
das Leben, das uns ausersah,
Halleluja! Halleluja!*

*Im Dunkeln kamen wir daher,
ein Irrlicht führt uns kreuz und quer,
die Schulter wund von Pack und Last,
der Weg bald Stein und bald Morast,
kein Zelt und keine Quelle da
o misera, o misera!*

*Und Greise, Kranke! Keine Wehr!
Und hinter uns Pharaos Heer!
Schakal, Hyäne, Wüstenwild
und jeder Fels ein Spukgebild!
Und keine Rettung fern und nah!
O misererum misera!*

*O Jammer kläglichen Verzichts!
Was ist der Mensch? Der Mensch ist nichts!
Und dann die Botschaft: gebt nicht nach!
Die Stimme, die aus Feuer sprach!
Das Wort erscholl und es geschah!
Halleluja! Halleluja!*

*Du Mensch bist Gottes größte Pracht,
und was du willst, das wird vollbracht,
und willst du Leben, stiftest du
Leben und Leben immerzu,
das Leben, das uns ausersah
zur Gloria, zur Gloria!*

*Und willst du Tod und willst du Not,
erfüllt an dir sich dein Gebot,
mit Roß und Reitern stirbst du so
im blutigen Meer wie Pharao,
und dir geschieht, was ihm geschah
der misererum misera!*

*Wir wollten leben, und es trug
auf einmal Waffen unser Zug!
Umschlingt uns Wüste noch und Sand.
Uns winkt schon das gelobte Land,
das Leben, das uns ausersah!
Halleluja! Halleluja!*

Freilich

*Freilich – es ist nur die Wüste, und draußen künden
wilde Wolkenflüge und Sturmvögel gewaltige Wetter,
und den Bäumen quillt das Harz aus den Rinden.*

*Keine Särge mehr! Die Zeit ist nah, wo die Bretter
Wiegen werden dürfen! Schon steigen Äonen
aus den dicken Nebelschichten der Wüstengezeiten.*

*Keine in Wüsten einsam Verscharte und keine Dämonen!
Keine Geier und keine Schakale mit Kronen!
Trommelwirbel beseligter Herzmillionen
und des Lebens unsägliche Herrlichkeiten!!*

O Obelisk der Schmerzen

*O Obelisk der Schmerzen, unsäglicher Trauer
aufragend über die steinerne Sternenmauer.
Aller Mütter Eine, und Mutter der Allen, Allen...
daß draußen alles so grün ist...
daß draußen so ein Blühn ist...
darf's denn gedeihn?
darf es denn sein?...
ach Lachen, ach Hoffen, ach Traum...*

*Staub und Staub und Dorren und Staub-Zerfallen...
jetzt wo Weite ist und Licht und Raum!
Dürfen denn die vielen
Kinder lachen und spielen?...
Daß ich am Leben bin...
ist doch kein Sinn darin...
weht wie der Staub dahin...
weiß nicht wohin...*

Aber

*Aber das ist's ja – es bleibt kein Staub,
kein Körnchen Staub zurück!
Unten schlägt's Wurzeln, und oben wird's Laub
und Frucht und Ernteglück.*

*Und die in der Wüste begraben sind,
sind nicht verdorrt und vorbei
im Sand, der über die Hügel rinnt
und über die Särge aus Blei.*

*Küsten blauen. Kein Frühling hat
Blüten und Tage wie der.
Himmel spiegelt über El Shatt
ein adriatisches Meer.*

*Barken schaukeln im Wellenspiel
durch die strahlende Früh.
Kebren heim, wenn der Abend fiel,
Netze schwer wie noch nie.*

*Windlicht flackert. Ein Sternenlied
weht über flimmernden Sand.
Tausendfach Leben! . . . Die Wüste sprüht
Feuergarben ins Land.*

O keinen Jubel

*O keinen Jubel! Wenn Wunden auch narben
und mag Gesang sein Tag und Nacht
und keins der Opfer sinnlos dargebracht,
und mögen die Regenbogenfarben*

*künftige Sonnen künden und Niegeschaute!
Schmerzen sind, die aufbrechen und brennen!
Ach, ohne Bitterkeit singen zu können
zu flackerndem Windlicht, zu Wein und zur Laute!*

*Daß der Weg der Gerechtigkeit gar so weit ist
und mit gar so vielen Dornen besät!
Und klaffend unzähliger Abgründe Rachen!*

*Aber wenn der Mensch einmal bereit ist,
den Weg zu gehen, dann geht er und geht
ihn bis ans Ende! Wir dürfen lachen!*

Nichts ist schöner als des Menschen Herz

*Nichts ist schöner als des Menschen Herz,
nichts ist schöner, als es schlagen hören,
alle Engel lauschen erdenwärts
seinem Singen, seinem Aufbegehren.
Nichts ist schöner als des Menschen Herz!
O es trägt, – es übt sich im Ertragen
schon von früh. Sein zarter Hammer schlägt
in die Tiefe, die das Tiefste begt, –
schlägt und schlägt und hört nicht auf zu schlagen,
einen dicken Wall aus Stein und Erz!
Nichts ist schöner als des Menschen Herz!
Und dann trägt es! Immer höher streben
Pfeiler auf, in die sein Schicksal geht,
Balken tragen riesenhafte Decken.
Risse klaffen und der Todesschrecken
zieht sich gräberwärts wie ein Magnet.
Doch es schlägt und schlägt und schlägt fürs Leben,
schlägt die Angst, die Ohnmacht und den Schmerz!
Nichts ist schöner als des Menschen Herz!
Und es träumt, es wagt, und es erfindet
Ausweglosem Richtung, Weg und Tor!
Wie es die Zyklopen überwindet
in der Schlacht, die es noch nie verlor!
O Odysseussieg Ithakawärts!
Nichts ist schöner als des Menschen Herz!*

DAS WUNDERBARE GESETZ DES LEBENS

I

Auf der Rückreise aus dem palästinensischen Exil in die Heimat kam Louis Fürnberg für Wochen nach El Shatt, gerade als die letzten überlebenden Jugoslawen, die dort als Verbannte gehaust hatten, heimkehren durften.

Fürnberg ging durch das Lager, und die eigene Odyssee der letzten Jahre verband ihn mit dem Schicksal dieser Menschen. Er schrieb eines seiner ergreifendsten Gedichte, das in dem Zyklus über El Shatt zu finden ist: „Weinen ist leicht“. Es ist ein Gedicht vom Leid unserer Epoche. Neben den Schmerz und den Tod aber stellte Fürnberg den Glauben an das Leben; er wagte es, den Tränen das Lachen entgegenzusetzen.

Hier hat man den Lebensnerv seiner menschlichen Dichtung. „Wie soll die Kraft zur großen Wende blühen, wenn wir sie mit unserem Lächeln nicht erwärmen?“ heißt es in der Elegie „Im Park von Monza“ – einem Gedicht, in dem er das eigene Leid, den eigenen Schmerz von sich weist, weil der Dichter für die anderen, die Menschen da ist.

*Nicht das Leid, nicht die Vergänglichkeit
sind der Inhalt unsrer Elegien –
Herzeleid, poetisch ausgeschrieben,
ist kein Herzeleid in Wirklichkeit.*

Das ist keine aufgezwungene Haltung, kein kommandierter Optimismus. Louis Fürnberg betrachtete seine Verse als „Selbsthelfer“, er erleichterte nicht dadurch sein Herz, daß er die Not hinausschrie – wie viele dieser hoffnungslosen Schreie kennen wir aus dieser bitteren Zeit, die mit den Dichtern so grausam verfuhr –, er überwand sie, indem er sich selbst überstieg. Und „wer sollte denn weinen dürfen, wenn nicht du, dem schon das Lächeln auf den Lippen blüht?“ fragte er sich und die Menschen. Der zerstörten Welt und der unbehausten Seele ihrer Dichter stellte er Brüderlichkeit und Herzenswärme gegenüber, er war freundlich zu den Menschen, auf die Gefahr hin, selbst zuzusetzen. Er, der Kommunist, der Dichter der Partei, die man der Mitleidlosigkeit, der Vermassung, der Kälte bezichtigte, sprach in ihrem Namen von der Güte, sprach von sich, seinen Träumen, die in eine neue Welt führen sollten.

El Shatt – die Wüste Sinai – das ist in diesem Poem die Wüste des Lebens. Aus den lebendigen Vorgängen hebt sich wie von selbst das Gleichnis. Was für Bilder!

*Und der Mond war da – eine riesige Scheibe,
ein drohender Diskus. Wer hielt ihn umspannt
und wem galt sein Flug?
Und fühlten die Schläfer,
wie furchtbar die Erde war, die sie trug?*

und weiter:

*Und jeden Abend schob sich schwer
eine Wolke aus Westen heran
und preßte die blutige Sonne ins Meer,
bis die Nacht ihre Netze spann...*

*Ungebeuer! Eine riesige Sandubr, rannen
ihre zagenden Seelen dünn und stetig durchs Glas...*

Welche Landschaft bot sich hier dem Dichter! Die biblische Überlieferung drängte sich dort auf, wo tausend Namen an die mythischen Stätten erinnerten: O Obelisk der Schmerzen! Ist nicht überall Staub, Zerfall, Sinnlosigkeit?

Die Menschen – hier jugoslawische Kommunisten – haben überdauert.

*Aber das ist's ja – es bleibt kein Staub,
kein Körnchen Staub zurück!
Unten schlägt's Wurzeln, und oben wird's Laub
und Frucht und Ernteglück.*

.
*Windlicht flackert. Ein Sternenlied
weht über flimmernden Sand.
Tausendfach Leben! ... Die Wüste sprüht
Feuergarben ins Land.*

Die Vision von der Zukunft ist kein Traum gewesen. Die Geschichte hat die Dichtung längst überflügelt. Die Ereignisse von El Shatt sind schon historisch. Das Beispiel bleibt. Fürnberg hat es in seiner Dichtung festgehalten: Die Wüste des Lebens ist besiegbar, die Menschen sind stärker.

*Weinen ist leicht, es fließen die Tränen
leicht wie die fliehende, fliegende Zeit ...
Aber Lachen ist schwer!*

*Lachen und mit einem hellen Gesicht
mitten durch so viel Schmerzen gehen,
als gält es sie nicht, als gäb es sie nicht!
Lachen und stark sein und widerstehen!*

2

Aber die Erde

*Eb man die Ähren nicht liebt und die Beeren,
den Teich in Sternen, die Wiese im Licht,
liebt man auch die Menschen nicht,
ibr Sonnesuchen und Aufbegehren.*

Diese Zeilen stehen in einem Gedicht des Bandes „Wanderer in den Morgen“. Fürnberg schrieb sie als ethisches, als ästhetisches Postulat, als Erfahrung. Wer keinen Blick für die Natur hat, kann die Menschen nicht verstehen, die eine Schönheit wollen, „die aufhört nur Illusion zu sein“.

1939, die Wehrmacht hatte die tschechoslowakische Republik besetzt, Fürnberg wurde verhaftet, gepeinigt. Im Gefängnis schreibt er das Gedicht:

*Der Sommer kann noch nie so schön
gewesen sein wie dieses Jahr . . .*

und dann steht das Bild der Landschaft vor uns auf, in klaren Impressionen, wie sie die böhmische Natur eingibt. Entscheidend sind gar nicht die Bilder; was uns eigentlich erfaßt und diesen Gedichten aus „Hölle, Haß und Liebe“ die einmalige Ausstrahlung verleiht, ist die Haltung ihres Dichters. Dem Schrecken wird hier die Schönheit der Natur und des Lebens entgegengesetzt, nichts weiter, und schon durch ihr Vorhandensein wirkt sie. Da haben Amsel und Rose, Wiese und Feldmohn plötzlich einen ganz anderen Klang, sie sind nicht nur da und schön, sie sind sinnvoll und schön. Ein Gedicht, aus der gleichen Situation geschrieben, hält eine winzige Episode fest: Hinter die hohen Mauern, wo auf schmalen kaltem Hof die Gefangenen ihre tägliche Runde gehen, wird ein Nußbaumblatt geweht.

*Und einer fing's in seiner hohlen Hand
und hielt es zart und zärtlich an die Wange,
ein Nußbaumblatt, von Juliglut verbrannt;*

*und reicht es dem, der hinter ihm ging, stumm . . .
der küßte es, und so im Weitergange
ging es, ein welches Blatt, geküßt reibum.*

Die schlichte Gebärde dieser Zeilen wiegt Hunderte „reiner“ Naturgedichte auf, sie ist echt; das kleine Blatt hat eine stärkere Beziehung zum Menschen als die botanischen Gärten vieler moderner Poeten. Nichts wird hier zur Schau gestellt, nichts forciert, und doch spricht aus dem Gedicht viel, sehr viel, über diese Zeit, über die Feinde der Schönheit, über die Verteidiger der Schönheit.

Fürnberg hat einmal von der „Barbarei des Esoterischen“ gesprochen, und vieles in seinem Werk war Polemik dagegen. GleichermäÙen wandte er sich gegen die „Barbarei des Primitiven und Dilettantischen“. Beide sah er sie als Randerscheinungen der Kunst, dem Leben wie der Dichtung gleichermaÙen fremd. Dichtung war für ihn gelebtes Leben, Leben, das sich zu bewähren hatte, das alles beachtete und nichts verachtete. Der neue Mensch, dem er in seinen Träumen Gestalt verlieh, war ein ganzer Mensch, nicht geteilt in ein gesellschaftliches und ein natürliches Wesen. Wie Fürnberg für die Wahrheit eintrat, so auch für die Schönheit, eins bedingte das andere, eins war ohne das andere unvollkommen.

In seinen Versen hat er etwas davon einfangen wollen. Er versuchte nicht durch aufgesetzte Parolen zu überreden. Er kümmerte sich um die Großstadtkinder, die sich nach Gärten sehnen, wie um den Arbeiter, der nur zögernd Besitz nimmt von den Schönheiten, die ihm bisher verschlossen geblieben waren.

*Noch haben sie das Schönste nicht erlernt,
das zugleich das Schwerste ist:
Leben.
Noch buchstabieren sie das Abc der Freude . . .
Hab Geduld,
übers Jahr wird es ihnen geläufig sein!*

Fürnberg machte sich die Mühe, darüber nachzudenken, wie er die Schönheit dem Buchstabierenden nahebringen könnte. Was kannte er nicht alles; er las, prüfte, verwarf oder empfing Anregung. Er war ein guter Kenner der gesamten Moderne deutscher wie fremdsprachiger Zunge. Er liebte Rilke und sah ihn doch aus der Distanz, unter seinen privaten Manuskripten befanden sich Übersetzungen von Eliots „Quartette“, aber Garcia Lorca errichtete er in seinem Poem „Spanische Hochzeit“ ein Denkmal in Versen. Heimisch war er in der tschechischen fortschrittlichen Poesie: Wolker, Nezval, Seifert, Sova. Von hier kam ihm ein kräftiger Zustrom, das war eigener Grund und Boden.

Viele seiner Gedichte hat er auf den schönen lakonischen Ton des Volksliedes gestimmt, er wandte viel Arbeit daran, weil es „das Einfache war, das schwer zu machen ist“.

*Wie in Traum und Handlung
wir verströmen:
Schlaf und Wachsein
jedes Glück heißt Böhmen*

sang er im Exil von der Schönheit seiner Heimat. Durch seine Verse ziehen die Melodien Dvořáks und Mozarts, Verse voller Musikalität in der Sprache; der Klang unterstützt den Sinn, das Gedicht erreicht uns schwingend, man summt den Rhythmus vor sich hin, selbst, wenn eine Zeile aus dem Gedächtnis gekommen ist.

Einige seiner Verse hat Fürnberg selbst vertont, einige sind bekannte Lieder geworden. Viele lassen sich singen. Sie sind bildhaft, nicht allgemein, geläutert, sie haben neben ihrer bestimmten Aussage jene „kleine Unvernunft“ (Becher), die sie erst stimmungsvoll macht, bald alle sind erfüllt von Hoffnung. Man kann das von ihnen sagen, was Fürnberg selbst einmal über die Gedichte Stanislav Kostka Neumanns – der ihm wesensverwandt war – geschrieben hat: „Wenn man die Gedichte liest, so staunt man über ihre Gegenständlichkeit. Sie sind so wirklich, so real, so schön wie ein Laib Brot auf dem Tisch. Dieser Dichter – der auf das Leben der Gesellschaft einwirkte und dessen Kunst im wahrsten Sinne des Wortes tendenziös war, wie jede Kunst tendenziös ist, die den Sternen am treuesten dient, indem sie dem Leben dient.“

3

*Jeder Abschied von dir wird mir schwer,
jedes Fortgehn schlägt tiefere Wunden,
uns hat ein Traum aneinandergebunden,
und das Erwachen war schöner als er.*

Das ist die Schlußstrophe eines Reiseliedes für Lotte, seine Frau. Fürnberg hat nur wenige Liebesgedichte geschrieben. Aus dem Gefängnis Briefe der Sehnsucht.

*Wenn du nicht bei mir bist,
sind meine Träume vergebens...*

Daneben noch ein paar sehr zarte, leise Strophen. Er hütete sich vor vielen großen Worten, und doch steht hinter diesen Zeilen deutlich die überwundene Einsamkeit, von der seine bürgerlichen Zeitgenossen bitter und melancholisch, tragisch und zynisch gesprochen hatten. Für Fürnberg ist die Geliebte Kamerad und Gefährtin in die menschlichere Welt.

*Liebende finden einander über dem Abgrund der Welt,
Schlimmer als alle Höllen ist die Hölle allein!*

Es ist eine Liebe der Bewährung, eine Liebe, die sich zu behaupten wußte, weil sie um der Liebe willen kämpfte.

Man wird einmal darüber ausführlich schreiben müssen, wie in unserer Dichtung dieses neue Lebensgefühl in der persönlichsten Beziehung Gestalt annimmt. Nach der Öde und Gefühlsleere, dem Liebesunvermögen in der spätbürgerlichen Lyrik gibt es wieder echte Töne, man traut dem Gefühl, kann es aussprechen, es ist keine Flucht in die kleine Welt, denn man weiß sich eins mit der Gesamtheit, es ist nicht der Traum, sondern das Erwachen.

Das Erwachen war oft harte Realität, Kampf, Exil, Flucht, Trennung, schwere Krankheit. Während der letzten Jahre, als Fürnberg dem eigenen Herzschlag oft nicht mehr trauen wollte, als er müde und bang seinem Lied nachlauschte, schrieb er:

*Dann such ich rasch nach deiner Hand
und halt mich an ihr fest
und weiß, mein Lied bleibt ja bei dir,
du, die mich leben läßt!*

Es war mehr als ein Bekenntnis.

4

*Jeder Traum, an den ich mich verschwendet,
jeder Kampf, wo ich mich nicht geschont,
jeder Sonnenstrahl, der mich geblendet –
alles hat am Ende sich gelohnt.*

In der Nacht vom 23. zum 24. Juni – so heißt es –, um 24 Uhr setzte sein Herzschlag aus. In seiner letzten Gedichtsammlung lese ich – heute nicht ohne Erschütterung – das Gedicht „Nach Mitternacht“.

Schon als ich den Band „Das wunderbare Gesetz“ zum erstenmal durchsah, war ich auf dieses Gedicht gestoßen, das für den, der ihn kannte, die Summe seines Lebens ausdrückte.

*... es war wie vor Jahren,
wo ich, ein junger Dichter beim Wein,
den Sternen, den mir allein sichtbaren,
Verse schrieb, keusch wie Elfenbein.*

Vor uns steht das Bild des jungen, aus bürgerlichem Hause kommenden Lyrikers: verträumt, hingegeben den blauen Traumwelten der Poesie, der Musik, der bildenden Kunst, der Natur – er hat es ja alles im „Bruder Namenlos“ festgehalten.

*... längst bin ich nicht mehr der Dichter, der zechte
und sich im Rausch hinter Sternen verkroch.*

Die Wirklichkeit mit all ihren Forderungen war an ihn herangetreten. Er ist ihr nicht ausgewichen, er hat sich ihr gestellt, mutig, opferbereit, mit seiner ganzen Person. Er nahm die Verpflichtungen auf sich, die diese neue Welt ihm auftrug, freudig, lächelnd und hilfsbereit – und sie hat ihm nicht wenig abverlangt.

Fürnberg erzählt in einer Prosaskizze, die in dem Buch „Das Jahr des vierblättrigen Klee“ stehen sollte, dessen Veröffentlichung er nicht mehr selbst vornehmen konnte, eine Begegnung mit Julius Fučík in Prag. Das war in der Mitte der dreißiger Jahre. Fürnberg, bekannt als der Initiator der berühmten Arbeiterspieltruppe „Echo von links“, mitten im politischen Kampf, war mit Theaterstücken: „Ein Spiel unter Bürgern“, mit großen Kantaten: „Die Feststellung“, „Alarm“, „Rechenschaft über uns“ hervorgetreten. Er erzählt:

„Es war das erstemal, daß Fučík in unserer Gesellschaft erschien. Er und der Schriftsteller Kurt Konrad waren müde; sie kamen aus der Redaktion der „Halo noving“, einer revolutionären Tageszeitung ... Später setzte sich Konrad ans Klavier und spielte Bach. Er spielte sehr gut. Ich weiß noch, wie erstaunt ich war – er hatte uns seine Liebe zur Musik immer verschwiegen.

Im Laufe des Abends las ich Gedichte von mir. Ich glaubte, vorher entschuldigen zu müssen, daß es keine politischen Gedichte waren, sondern persönliche, intime. Fučík unterbrach mich unwillig: „Warum entschuldigst du dich? Wenn du einen Unterschied machst zwischen den einen und den anderen, glaube ich dir beide nicht!“ Fürnberg kommentiert: „Es wurde darüber gestritten; ich fühlte mich gekränkt. Später lernte ich einsehen, wie recht er hatte.“

Diese Anekdote erhellt nur am Rande die Arbeit um die Form seiner Dichtungen. Fürnberg hat das politische Gedicht auf eine neue Ebene gestellt. Persönliches Erleben und der Kampf der vielen, der Genossen kamen in seinem Werk zu einer Einheit. Leben und Kampf für das Leben, Dichtung und Ringen um sie ...

*... ich nahm vom Leben, ich zable mit Leben
es ist ein wunderbares Gesetz ...*

Er hat es auf zwei Zeilen gebracht, sein Lebensgesetz, das er wie selbstverständlich erfüllte. Denn auf die Selbstverständlichkeit des Neuen im lyrischen Werk legte er Wert. Er wählte aus, verbesserte, versuchte jedes unechte Pathos zu vermeiden. Es kam eine Schlichtheit in seine Verse, die uns ergrieff, eindringlicher, als es starke oder ausgeklügelte Worte vermocht hätten. Vor allem: er vergaß über der Wirklichkeit nicht die Träume des Lebens!

Sein erstes Buch, das im Exil erschien, war „Das Fest des Lebens“ (geschrieben 1937) – ein Traumbuch in schöner lyrischer Prosa, voll bunter Allegorik und neuromantischer Symbole, doch von einer lebenskräftigen Substanz. „Man muß das Leben nicht verstehen, dann wird es werden wie ein Fest . . .“, formulierte es der junge Rilke für sich. Das Leben verstehen – mit all seinen Widersprüchen – und es trotzdem als Fest feiern können: das wurde der Leitstern für Fürnberg.

Den Traum der kommenden Wirklichkeit nahm er mit in die Realität seiner Gedichte. Es waren keine lebensfernen Traumgespinste, von denen er dichtete, die Träume kamen mitten aus dem Leben, aus der „Qual seiner Lust, seiner Launen“. Wenn er von Schmerzen und Erschütterungen sprach – und er hat ihnen seinen Tribut gezollt –, reichten darüber seine realen „tröstlichen Visionen“.

*Mögen es andere leichter haben,
mag die Sorglosigkeit ihre Stirne bobnern
und ihre Körper bewahren
vor den Runen und Runzeln der durchgrübelten Nächte . . .
.
Ich trinke die Sonne von der Schaumkrone des Wattenmeers,
und ich lenke meinen Kurs nach den dunklen
alten aufrechten Tannen, den Leuchttürmen!*

Nichts wurde ihm geschenkt, er hat sich alles erobern müssen. „Sein Herz, von einem Traum genährt“, so ging er durch die kurze Zeit, die ihm beschieden war.

Wenn wir doch alle zu lernen verständen, sie gleich ihm zu nutzen! Sollte es uns mit seinen Zusprüchen, die er mit seinem Herzblut für uns aufschrieb, nicht leichter sein?

*Und so blieb's dir, und so ward dein Leben
tausendfach bekränzt, beschenkt, verschönt.
Träumtest du, so war's ja kein Entschweben.
Nähe, Ferne, Traum und Tag sind Leben.
Und dein Leben – ist's nicht traumgekrönt?*

ZWEI JUNGEN

Sobald Eugen Stresow den Kopf wendet, kann er der Familie Hirschfeld beim Essen zusehen. Er wendet den Kopf nur manchmal und dann verstohlen. Wie immer ist Beklemmung in ihm, hier in diesem Zimmer. Das Schreibpult des Freundes Bobbie, der eigentlich Siegfried heißt, ist allein bald Grund genug, sich noch kleiner und erbärmlicher zu fühlen als sonst schon. Siegfried Hirschfeld hat ein Schreibpult für die Schularbeiten. Eugen Stresow macht seine Schularbeiten auf dem Küchentisch. Siegfried Hirschfeld wohnt in einem Haus mit bestimmt sechs Zimmern oder mehr. Und eines davon gehört nur ihm allein. Und an der Wand hängt ein Bild in breitem Goldrahmen. Darauf geht Herr Jesus mit einigen Jüngern durch ein Kornfeld, wie noch niemand ein Kornfeld sah, bald so aus Gold wie der Rahmen. Und zwischen den Fenstern hängt über einem gekreuzigten Herrn Jesus aus schwarzem Holz das Gesicht eines alten Mannes mit gelblichweißem Bart.

„Das ist mein Großvater“, hat Bobbie gesagt. Damals war Eugen zum erstenmal in diesem Zimmer.

„Du kannst hingehen, wo du willst, mein Großvater geht mit. Er guckt überall hin, in die Ecke und in die Ecke, und wenn du dich aufn Ofen setzt – überall gehen seine Augen mit ... Das hat ein Kunstmaler gemacht.“

Eugen bewunderte das Bild, machte die Probe, trat ein paar Schritte zur Seite: die Augen gingen mit.

„Guckt er durch den Tisch?“ fragte er dann sachlich.

Bobbie war einen Augenblick verlegen.

„Kannst du durch den Tisch gucken?“

„Nein, ich nicht ...“, sagte Eugen. „Aber ich dachte, vielleicht kann er durch den Tisch gucken ... wenn er überall hinglubscht.“

„Der glubscht überhaupt nicht, der konnte jedem ins Herz gucken, sagt mein Vater.“

„Aber durchn Tisch nicht, das ist mal sicher ...“

„Auch durch den Tisch ... versuch's doch, versuch's!“ sagte Bobbie schnell.

Eugen sah sich den alten Mann an, und dessen Augen sahen in seine Augen und waren wie lebendig. Der Junge kroch unter den Tisch, schaute in das wurmstichige Holz, bemerkte ein kleines Spinnennetz vor sich, und die Schublade über ihm war von Leisten gehalten, und in den Leisten staken dicke Schraubenköpfe.

„Na, siehst ihn?“ fragte Bobbie.

Eugen sah noch einmal dort hin, wo die Augen des alten Hirschfeld sein sollten, sah mit Anstrengung in das Holz über sich, sagte gelassen: „Wie sollte der auch durch den Tisch gucken können. Durch den Tisch kann . . .“, und da war das Gesicht im Holz, wuchs langsam aus der Platte heraus: erst die Nase, dann der Mund, dann die Stirn und dann die Wangen und der Bart und ganz deutlich die Augen, nicht einmal böse, wie es schien, eher gutmütig und ein wenig spöttisch. Eugen Stresow sah den alten Mann an mit wohligem Gruseln, das den Rücken hinunter rieselte.

„Na, siehst ihn?“ fragte Bobbie.

Das Gesicht verschwand – und in Eugen war heimliches Bedauern.

„Jetzt nicht mehr“, sagte Eugen.

„Hast ihn gesehen?“ fragte Bobbie.

„Ja . . . der guckt durch den Tisch.“

„Wolltest ja nicht glauben – kannst auf den Ofen krabbeln, ganz egal wohin . . .“

Eugen sah den altertümlichen Ofen, der bis an die Zimmerdecke ragt, und sagte: „Wenn er durch den Tisch gucken kann, wird er da ja wohl auch . . .“

„Bis ins Herz“, sagte Bobbie mit Überzeugung.

Und das Erlebnis ist in Eugen wie alle andern Erlebnisse mit Bobbie Hirschfeld, der eigentlich Siegfried heißt. Einmal fragte Eugen – es war vor zwei Jahren im Winter, als sie Schneehöhlen bauten im Garten und Bobbies Vater am Fenster erschien, den beiden zunickte und die Gardine wieder vorzog: „Ist dein Vater wirklich ein Jude?“

Bobbie hatte aufgehört zu schaufeln und heftig geantwortet:

„Und deine Mutter ist ein Fischweib – und dein Vater hat ein uneheliches Kind!“

„Was hat er?“

„Ein uneheliches Kind.“

„Was ist denn das fürn Kind? – Wo hat er das denn?“

„Ich darf eigentlich gar nicht mit dir spielen. Meine Mutter . . .“

„Ja, die stammt vom Paster ab“, hatte Eugen geringschätzig abgewinkt. Und dann war er davongegangen. Uneheliches Kind? Papa ein uneheliches Kind? Das sagt der einem einfach so ins Gesicht! Eugen hatte damals nicht einmal einen Schneeball auf Bobbie geworfen. Mit finsterem Gesicht und im Innern traurig war er nach Hause gegangen. Mutter ein Fischweib? Ja doch, ein Fischweib – aber das ist sie doch nicht gerne. Soll doch Bobbie Hirschfelds Mutter mal im Winter Fische verkaufen und sich die Finger frieren lassen, daß manchmal die Fingerkuppen aufplatzen. Wenn Bobbie Hirschfelds Mutter vom Paster abstammt, denn soll sie sich doch freuen.

Mit mir spielen braucht er ja auch gar nicht! Wenn er nicht will, soll er doch mit Heini Beeskow oder Jürgen Hullatz spielen. Damit darf er bestimmt – aber die dürfen ja nicht mit ihm spielen, weil sein Vater ein Jude ist.

Zu Hause stellte Eugen manche Frage an jenem Tag. Doch am Tag darauf war alles wieder gut. Bobbie wartete vor Eugens Tür, erzählte, als wäre nichts gewesen, von einem Paddelboot, das sein Bruder Erich sich bauen wolle für den nächsten Sommer.

„Gesellen braucht er“, erklärte Bobbie abschließend. „Uns beide will er einstellen. Und bezahlen will er auch. Einen Groschen die Stunde.“

„Gleich Geselle?“ fragte Eugen.

Bobbie beteuerte das fest.

„Einen Groschen die Stunde?“

„Na ja, Mensch – Lehrlinge einen Sechser.“

Eugen war kühl und abweisend geblieben, hatte sich noch eingehend erkundigt, ob Paddelboot oder Faltboot, hatte eine Weile geschwiegen und schließlich gefragt: „Und deine Mutter, was sagt die? Ich denk, du darfst gar nicht mit mir spielen?“

„Das merkt die gar nicht – die Werkstatt will Erich ja hinter unserm Eisenlager im großen Schuppen einrichten.“

Aus dem Bootsbau wurde niemals etwas. Bobbie und Eugen sollten die Leisten nämlich abends „organisieren“, sollten bei Tischler Ewert durch den Zaun kriechen und Leisten aus dem Lager stehlen. Das wollten die beiden nicht. Erich hatte gesagt, sie seien schließlich Gesellen und er würde sein Geld nicht zum Fenster hinauswerfen. Damit waren sie entlassen. „Fristlos abserviert“, hatte er gesagt und nicht einmal die beiden Stunden bezahlt, die sie sich mit ihm aufgehalten.

Es ist Eugen niemals gelungen, sich ganz wohl zu fühlen in diesem Zimmer, obwohl die Freundschaft mit Bobbie von Jahr zu Jahr unzertrennlicher wurde. Nichts behagt ihm ganz: weder das Schreibpult noch der Schrank mit den Spielsachen, noch der hohe Ofen, stuckgirlandenverziert, noch der große Tisch, noch die lederbezogenen Stuhlpolster und die hohen Lehnen der Stühle. Vielleicht liegt es daran, daß Siegfried Hirschfelds Mutter dauernd durch das Zimmer geht, wenn sie hier spielen. Sie beobachtet mit kühlen, sachlichen Augen das Treiben eine Weile, geht wieder, ist bald wieder da, sagt plötzlich: „Ihr habt jetzt genug gespielt, geht auf die Straße.“ Eugen glaubt jedesmal, sie sage das seinetwegen, er sei ihr unbequem.

Als er heute kam, hat Bobbie ihn ins Zimmer gezerzt und ziemlich laut gesagt: „Nu wart doch hier! Sie hat wieder das Essen nicht fertig.“

„Fahren wir oder fahren wir nicht?“ konnte Eugen gerade noch fragen. Da rief Frau Hirschfeld aus dem Nebenzimmer hell und schrill: „Siiiegfried –

das letztemal!“ Bobbie hat schnell genickt und ist ins andere Zimmer gegangen. In der Eile blieb die Tür offen. Drüben klappern Messer und Gabeln, scheppern Teller. Eugen sitzt am Schreibtisch, weiß rechter Hand über sich das Bildnis von Bobbies Großvater, das er gerne ansieht bei anderer Gelegenheit, schaut auf die tintenfleckige Pultplatte, blättert unaufmerksam in „Tausendundeine Nacht“, schaut manchmal auf den Hof, wo ein paar Hühner hinter einem großen Drahtgatter in der Sonne dösen – und manchmal blickt der Junge verstohlen hinüber ins Nebenzimmer. Dort wird kein Wort gesprochen. Bobbie ißt hastig und sitzt dabei nicht ganz gerade. In den Jackenausschnitt hat er sich eine Serviette getan. Das alles nimmt Eugen unklar wahr. Sobald er hinübersieht, schaut Frau Hirschfeld ihn an. Verlegen blättert er im Buch. „... Der Sultan ließ sich von den Beteiligten die ganze Geschichte ausführlich erzählen und fand sie so merkwürdig, daß er seinem Geheimschreiber befahl, sie zu Nutz und Frommen der Nachwelt aufzuzeichnen...“

Da sagt Bobbie: „Pudding will ich nicht – kann ich schon gehen?“ Seine Mutter antwortet ganz ruhig: „Nein, Siegfried, du weißt, daß es das nicht gibt. Das Gebet wird mir nicht versäumt. Gewiß nicht.“

„Das ist doch gut, wenn er keinen Pudding will. Ich eß den gerne mit“, hört Eugen Erich sagen. Eine Weile ist Schweigen.

„Abtreten“, sagt Erich, und meint offenbar Bobbie, „Uniform anziehen!“ Er macht eine Pause, sagt: „Wenn du wieder schwänzt, werde ich das deinem Jungzugführer mal erklären, wie das mit den Entschuldigungszetteln immer ist.“

Ein Löffel klirrt laut gegen Glas.

„Du schweigst, du Bengel... Siegfried geht nach dem Gebet. Dein Maß ist voll, übervoll... Siegfried, schließ die Tür.“

Eugen muß sich Mühe geben, keine Scham aufkommen zu lassen. Hinter der Tür wird gesprochen. Eugen unterscheidet wohl die Stimmen, die helle von Frau Hirschfeld, die brüchige von Erich, und manchmal hört er den Baß von Bobbies Vater – aber er versteht nicht, um was es geht. Er möchte verstehen, was gesagt wird, denn es muß etwas ganz Besonderes sein, etwas, von dem niemand wissen soll, und er möchte doch nichts verstehen, gerade weil die Tür geschlossen wurde. Er blättert im Buch, sieht auf den Hof, liest wieder ein paar Zeilen, ohne zu lesen: „... Nun hatten sie zwei Oheime, deren einer Abdal Kuddus, der andere Abdal Süllib hieß. Beide wohnten etwa drei Monatsreisen von ihnen entfernt, waren mächtige Geister, und an sie sollte sich Asem um Beistand wenden. Sie gaben ihm für jeden von beiden ein gleichlautendes Empfehlungsschreiben mit und...“

Hinter der Tür sagt Bobbies Vater: „Jawohl beten, nichts sonst!“

Erich antwortet, aber Eugen versteht nichts.

„Du sollst nicht immer das letzte Wort haben!“ sagt Bobbies Vater. Und Eugen hört, wie er hart mit der Hand auf den Tisch schlägt.

Drüben ist es still.

Eugen wendet den Kopf zum Fenster, legt behutsam das Buch auf Bobbies Pult, steht leise auf und schleicht, während er nach drüben horcht, an die Tür zum Flur. Dort wendet er den Kopf noch einmal, sieht auf das Bild, das über dem gekreuzigten Jesus hängt, gerade in die Augen des Großvaters. Es ist ein Gefühl in ihm, als horche man drüben jetzt auf jedes kleine Geräusch, das er macht. Die Augen des Großvaters sehen ihn an, gutmütig und spöttisch und ohne Bitternis. Bis ins Herz, denkt Eugen, macht die Tür zum Flur auf, schlüpft hinaus, schließt sie mit leisem Geräusch.

Auf dem Hof in der Sonne, nahe den Hühnern, liegt eine leere Persilkiste. Der Junge setzt sich darauf, beobachtet träge die Tiere hinter dem Zaun, kneift die Augen zu, blinzelt so in die Sonne, steht wieder auf, geht an das alte Damenfahrrad, das Bobbie gehört. Dort prüft er fachmännisch die Bereifung, macht sich einen Augenblick lang Gedanken, ob der große Flicker über dem Mantel des Vorderrads die Strapazen wohl aushalten wird. Von der Turmuhr schlägt es laut und dröhnend zwei Uhr. Hat bald keinen Zweck mehr, denkt Eugen.

Gelangweilt und müde hockt er noch eine gute Weile auf der Kiste. Endlich kommt Bobbie mit schnellen Schritten aus dem Flur, rennt gleich zum Fahrrad, ruft halblaut und erregt: „Hast du den Sticken? Los, schnell, sonst wird's nichts. Ganz und gar verrückt.“ Sie laufen durch den Garten, reißen die Pforte auf, schieben hastig und umständlich das Fahrrad hindurch.

So machen sie sich auf den Weg. In ihren Taschen haben sie abgezähltes Brückengeld, keinen Pfennig darüber. Eugen Stresow besitzt außerdem ein „Klappbotting“, eine Margarinestulle, Siegfried Hirschfeld eine Handvoll Eukalyptusbonbons. Sie wollen in das Landhaus der Hirschfelds fahren, an die Ostsee, wollen den Nachmittag dort verbringen und die Nacht und den Sonntag, weil sie das Exerzieren des Nachmittags und das Sonntag-Geländespiel, den ganzen „Dienst“ unter „der schwarzen Fahne mit dem heiligen Zeichen darin“ nicht mögen.

Frau Stresow und Frau Hirschfeld gehen grußlos aneinander vorbei, wenn sie sich in den Straßen begegnen. Jede hat in ihrem Kopf eine eigene Welt, nur eines machen beide fast jeden Sonnabend: Sie schreiben ihren Jungen Entschuldigungszettel für die Hitlerjugend-Führer im Städtchen. Frau Stresow nimmt dazu oft genug nur den Fetzen einer Tüte, Frau Hirschfeld benutzt stets weißes Büropapier: aber die Zettel haben den gleichen Inhalt.

Bobbie fährt nun langsam, ganz langsam die Auffahrt zur Brücke hinauf. Eugen geht nebenher. Den Weg bis hier haben sie getrennt zurückgelegt, und jeder hat nur zwei Jungen getroffen, die, mit braunen Hemden und dunklen Kniehosen bekleidet, zum Sammelpunkt gingen. Das ist mehr Glück, als sie für möglich gehalten hätten.

Der Fluß unter ihnen liegt graugrün nahe der Brücke, und wo ein Ruderboot fährt, springen silberne Sonnenfunken auf. Die beiden Jungen sehen nichts von alledem. Sie schweigen, sind in Gedanken bei der Reise und bei dem, was geschehen ist. Bobbie muß einen Augenblick warten, bis der Wächter ihm das Brückengeld abnimmt. Eugen geht derweile bis dicht an das Geländer und sieht auf den Fluß hinunter. Die Brücke schwimmt sofort mit ihm davon. Die gewaltige Brücke mit Betonpfeilern und Eisenträgern und Fahrstraße und Brückenhaus, mit Fuhrwerken und Lastwagen und mit Bobbie und Bobbies Fahrrad – alles schwimmt davon, den Strom aufwärts. Ein Gefühl ist das, wie eine Möwe es wohl haben muß, ein sanftes, sicheres und unaufhörliches Gleiten, Schweben. Und es ist wie Musik, wie Singen. Nicht der Fluß, die Brücke schwimmt und in den Augenwinkeln die Stadt, der Kirchturm, alle Häuser und Straßen und das Grünufer der anderen Seite, alle Felder und Bäume und Wiesen – alles schwimmt davon. Wohin? Wer will sagen wohin? Eugen lächelt nicht. In seinem Gesicht ist Anspannung und Warten. Er wartet auf irgend etwas, vielleicht auf ein Ende des Flugs. Es muß doch ein Ende geben! Stadt und Turm und Brücke können doch nicht in alle Ewigkeit davonschwimmen, davonfliegen. Er faßt mit seinen Händen die Gitterstäbe, und je länger der Flug dauert, desto fester hält er sich.

Die Musik wird lauter. Fanfarenzug. Und mit einemmal zuckt Angst in Eugen heftig auf, er spürt sie wie einen schmerzhaften Stich im Nacken. Da wartet er nicht länger, er wendet den Kopf, sieht einen Atemzug lang mit taumeligem Gefühl auf das Wärterhaus und auf Bobbie, der das Brückengeld abgibt und sich einen roten und einen gelben Schein dafür geben lassen muß. Es ist lange, sehr lange her, als Eugen nicht wußte, daß er sich nur umzudrehen braucht, um diese Angst loszuwerden. Damals hing er weinend am Gitter, bis Vater wiederkam und ihn wegdrehte vom Fluß.

Jetzt ist Vater schon so lange Soldat.

Bobbie gibt ihm den gelben Schein, Eugen steckt ihn in die Tasche. „Verlier das Geld nicht“, sagt Bobbie, „rückzu mußt du bezahlen, ich hab nichts mehr.“ Eugen nickt. Sie gehen noch ein Stück Wegs nebeneinander her. Bobbie schiebt das Rad. An der ersten Biegung der Chaussee sehen sich beide vorsichtig um. Nein, es sind keine Verkehrspolizisten da, keine „weißen Mäuse“, weit und breit nicht. Automobile, Lastwagen der Wehrmacht und Personenwagen fahren an ihnen vorbei. Die grünen Wagen der

Polizei fehlen zum Glück. Da nimmt Eugen den „Sticken“, den kräftigen Holzscheit, steckt ihn geschickt zwischen den Doppelrahmen des Damenrads, klettert nach oben, steht dort, wackelig genug, hält sich am Lenker fest. Bobbie tritt die Pedale. Chausseebaum auf Chausseebaum gleitet träge vorbei. Es ist warm. Über dem Asphalt flimmert Hitze.

„Erich hat Stubenarrest“, sagt Bobbie und unterdrückt das erste Keuchen. Eugen sieht sich sofort wieder am Schreibpult in Bobbies Zimmer sitzen und halb ungewollt auf das Gespräch nebenan lauschen.

„Hat er geklaut?“

„Mensch, er hat die Katze totgeschlagen. Weißt du, die Speicherkatze, die gerade Junge hat... erst die Jungen ersäuft... und denn die Katze totgeschlagen...“

Eugen sieht weit vorn einen niedrigen Wagen näher kommen. „Halt an, Bobbie“, sagt er, flüstert er beinahe, als ob die Polizisten vorn ihn hören könnten. Bobbie atmet erleichtert auf. Eugen springt vom „Sticken“, geht neben dem Rad her, bis der Wagen heran und vorbei ist. Bobbie wischt sich den Schweiß von der Stirn.

„Geh du auf den Sticken“, sagt Eugen.

Sie fahren drei, vier Bäume lang, da fragt er: „Und deswegen Stubenarrest – wie lange denn?“

„Das schadet dem gar nichts. Vier Wochen. Nicht mal mittags darf er raus.“

„Wegen der Katze?“ sagt Eugen. Er atmet schwer.

„Deswegen allein nicht... aber wie der das gemacht hat, Menschenskinning, das glaubt ja keiner!“

„Ersäuft?“

„Quatsch. Die Jungen ja, aber das sollte er, hat meine Mutter ihm ja gesagt. Das ist klar. Wir haben nun langsam ein ganzes Dutzend, wer soll die alle füttern – ne, Mensch... er hat sie in einen Sack gesteckt und im Eisenlager auf den Amboß gelegt und denn...“

„Gepiesackt?“ unterbricht Eugen.

„Das nicht“, sagt Bobbie, „aber mit dem Vorschlaghammer...“

„Ach so...“, sagt Eugen. Und dann schweigen die beiden. Bobbie hört mit einemmal, wie Eugen keucht, er zählt in Gedanken vier Bäume weiter, wartet, bis sie vorbeigekommen sind, läßt ihn absteigen und tritt wieder selbst die Pedale.

Es sind zehn Kilometer bis zum Landhäuschen der Hirschfelds an der Ostsee. Mit zwei Fahrrädern ist die Strecke in einer knappen Stunde zu bewältigen, aber die beiden haben nur ein altes, zusammengestückeltes Damenfahrrad, und einer muß immer den andern mitschleppen für zwanzig oder fünfundzwanzig Chausseebäume. Einmal rasten sie längere Zeit im Graben,

essen Eugens Margarinestulle und werden nicht satt und nicht froh davon. Bobbie vertröstet auf die Vorräte, die in der Speisekammer des Landhauses liegen. Sie essen die Eukalyptusbonbons. Von Erich und der Katze sprechen sie nicht mehr.

Es wird schon kühl, als sie in das Nest einbiegen, in dem das Landhäuschen liegt. Angemüdet gehen sie durch die Straßen, überqueren einen Bahndamm. Die Gleise strahlen silbrig irgendwo in der Ferne zusammen. Auf dem Bahnhof linker Hand warten viele Menschen auf einen Zug, der sie heimtragen soll. Schranken ragen rot-weiß in den Himmel.

„Mensch, hab ich Hunger!“ sagt Bobbie. „Wir kochen uns Gulaschsuppe – davon sind bestimmt ein paar Gläser da.“

„Und Kartoffeln?“ fragt Eugen.

„Kartoffeln? Klar, Kartoffeln auch. Sonst nehmen wir einfach Zwieback. Gulaschsuppe und Zwieback schmeckt bestimmt auch, was?“ Eugen nickt. Den Hügel herunter, den die beiden mit dem Fahrrad hinauf müssen, marschiert ihnen eine Kolonne Pimpfe entgegen. An einem schwarzen Fahnenstock hängt verstaubt und in vielen Falten ein schwarzes Tuch. Von dem weißen Haken nur ein Blitz. Ein kleiner schwarzer Bengel geht an der rechten Seite. „Inks, o, ei, ier – inks, o, ei, ier“, schreit er unaufhörlich mit klarer Stimme.

„Mensch, wenn das unsere wärn!“ sagt Bobbie. Beide stellen sich an die Seite, lassen die Kolonne näher kommen. „Inks, o, ei, ier – inks, o, ei, ier.“ Die beiden warten. Dem kleinen Schwarzen baumelt von der Schulter zur braunen Hemdtasche eine grüne Kordel. Er äugt auf die beiden, läßt den Fahnenträger und das erste Glied vorbei, springt plötzlich auf Eugen und Bobbie los, steht kerzengerade vor ihnen, einen halben Kopf kleiner, schreit: „Ihr habt die Fahne nicht begrüßt!“

Der Überfall kommt unerwartet. Sie sehen sich erschrocken an, Bobbie will etwas zur Entschuldigung vorbringen. Der Kleine winkt ab. „Maul halten!“ schreit er.

Und weil die Kolonne inzwischen vorbeimarschiert ist und ein Führer seine Horde schließlich nicht allein laufen läßt, springt er ein paar Schritte hinterher, knallt die Hacken zusammen, legt die Hände an die Hosennähte und schreit: „Abteiluuuug – halt!“ Wie ein Block steht die Kolonne.

„Komm, Bobbie, los doch“, sagt Eugen. Und ehe der Kleine merken kann, was sich hinter seinem Rücken abspielt, sind sie beide ein kleines Stück den Hügel hinauf.

„Links um! Rührt euch!“ platzen hinter ihnen die Kommandos. Die beiden laufen den Hügel hinauf. Die Kette am Rad klappert gegen das Gestänge.

„Stehenbleiben! Sofort stehenbleiben!“ schreit der Kleine.

Und da sagt Bobbie im Laufen: „Bleib stehen, Eugen, laß doch den Quatschkopp . . . der kann uns gar nichts.“

„Nein, nein, der kann . . . der kann alles . . .“

„Stehenbleiben!“ die Stimme hinter ihnen.

„Ich bleib stehen“, sagt Bobbie, verlangsamt den Schritt. Eugen läuft noch ein paar Schritte, zögert, bleibt stehen, läuft wieder. Hinter ihnen, den Hügel hinauf, stürmt die Kolonne. Schnell sind sie beide umringt. Der kleine Schwarze drängt sich durch die andern Jungen.

„Befehlsverweigerung“, sagt er atemlos. „Mißachtung der Fahne!“ schreit er. Bobbie stützt sich auf den Lenker seines Rads, sagt mit kleiner Stimme: „Du hast uns gar nichts zu sagen.“ Die Horde grölt, laut und in hohen und tiefen Tönen grölt die Horde.

Wir sind bloß zwei, denkt Eugen, wenn die uns verhauen, geht's uns schlecht.

Der kleine Schwarze winkt mit der Hand. Es ist still.

„Nehmt gefälligst Haltung an!“ schreit der Kleine.

Jeder eine Hand am Lenker, die andere an der Hosennaht, stehen die beiden vor dem Kleinen, umringt von den andern, eingeschlossen von den andern, und sehen auf den Kleinen hinunter.

„Was bin ich?“ fragt der Kleine.

Bobbie und Eugen sehen sofort auf die grüne Kordel. Bobbie überlegt nicht lange, knallt mit den Absätzen, sagt laut: „Hauptjungzugführer!“ Sofort grölt die Horde. Der Kleine winkt ab. Eugen hat leise „Jungzugführer“ gesagt, aber das hat niemand gehört. Die Horde grölte, der Kleine winkte gleich mit der Hand. Er scheint jetzt ruhiger.

„Welche Nummer hat euer Fähnlein?“ wendet er sich an Eugen.

„Fähnlein neun“, sagt Eugen.

„Wie heißt euer Fähnleinführer?“

„Fritz Beeskow“, sagt Bobbie.

Einen Augenblick überlegt der Kleine.

„Warum habt ihr die Fahne nicht begrüßt?“

„Wir haben sie nicht gesehen.“

„Sag die Pimpfenparole“, fordert der Kleine.

Bobbie schiebt die Unterlippe vor. Da kennt er sich nicht aus. Die Jungen rundum warten gespannt. In fünfzig Köpfen geistern jetzt die gleichen Worte.

„Zäh wie Leder . . .“, sagt Eugen, schweigt.

„Weiter“, sagt der Kleine. Und weil nichts kommt, ruft er einen Namen. Aus dem Ring spricht einer: „Zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl und flink wie ein Windhund muß die deutsche Jugend sein.“

„Verstanden“, schreit der Kleine.

„Jawohl“, sagen Eugen und Bobbie und legen die Hände wieder an die Hosennaht.

„Wie heißt die Pimpfenparole?“

„Zäh wie Leder . . . hart wie Kruppstahl . . . und flink wie ein Windhund muß die deutsche Jugend sein“, sagen die beiden, und die Stimme im Ring sagt es noch einmal mit. Der Kleine überlegt einen Augenblick, hat die Hände im Kreuz, wippt auf den Schuhspitzen, hebt den Kopf. „Ich werde eurem Fähnleinführer eine Meldung machen, daß ihr die Fahne nicht begrüßt habt und daß ihr flüchten wolltet.“ Er holt tief Atem und sagt leise: „Während unsere Väter als Garanten des Siegs ihr Blut für das Vaterland vergießen, habt ihr die Fahne mißachtet und seid fahnenflüchtig geworden.“ Und lauter schreit er noch einmal: „Wie heißt die Pimpfenparole?“ Und noch einmal müssen sie diese Parole aufsagen, ehe der Kleine schließt: „Ich werde eurem Fähnleinführer melden, daß ihr die Pimpfenparole nicht gekannt habt. Heil Hitler!“

Bobbie und Eugen stehen immer noch in der gleichen Haltung, jeder eine Hand auf dem Lenker des Rads und die andere an der Hosennaht. Sie heben nicht einmal den Arm, sie sagen kein Wort. Und der Kleine ist sogar damit zufrieden. Er formiert seine Kolonne neu. Erst als der Befehl zum Abmarsch kommt, erst als die Kolonne davonmarschiert und der Kleine wieder sein „inks, o, ei, ier“ in den Abend schreit, erst da sagt Bobbie: „Der mit seiner Scheißhausparole!“

Die beiden haben Angst. Sie gehen schweigend nebeneinander bis zum Landhaus.

Die Betten im Landhaus sind nicht überzogen, liegen prall und rot auf den kahlen Matratzen. Überall liegt Staub in dicker Schicht: auf dem Tisch in der Stube und auf dem Schrank in der Küche, auf den Fensterbrettern. Die Luft ist warm und abgestanden und hat einen Geruch wie brakiges Wasser. Der Staub und die unbezogenen Betten stören nicht weiter, ja, die beiden nehmen diese Dinge kaum wahr. Auch die verbrauchte Luft ist kein Grund, mutlos zu werden.

Bobbie reißt gleich die Fenster auf und damit gut. Eugen ist in die Küche gegangen. „Der Speiseschrank ist abgeschlossen“, sagt Eugen, als Bobbie nachkommt. Das kahle Licht der elektrischen Birne macht sein Gesicht kalkig weiß. „Denn“, sagt Bobbie sofort, „denn brechen wir den auf. Ich hab Hunger, und Erich hat erst vorige Woche einen ganzen Koffer voll hergeschleppt. Eiserne Reserve!“

Das Schloß kann man sicher mit einem krummen Nagel öffnen. Eugen hat geschickte Hände und Sinn für so was. Bobbie steht daneben, gibt

Ratschläge. Sie biegen den Nagel in einer Herdritze, fingern am Schloß herum, stehen gebeugt, die Köpfe dicht zusammen, und die Zeit vergeht. Sie atmen schwer.

„Ich mach schon Feuer“, sagt Bobbie endlich. Nach einer Weile meint Eugen: „Ich krieg den nicht auf, Bobbie.“

„Mach man los, den kriegst du schon auf“, sagt Bobbie schnell. Und es ist Entrüstung in seiner Stimme. Im Herd flackert ein Feuer, mit dem man einen Ochsen braten könnte. Wasser siedet in einem großen eisernen Topf. Und dann schnappt das Schloß, der Schrank öffnet sich einen Spalt breit, über Bobbies Gesicht geht ein Leuchten. Sie stehen sekundenlang vor dem Schrank, die Lampe zeichnet ihre Schatten auf die Schranktür. Breit und groß der Schatten von Bobbie, groß und schmal der Schatten von Eugen. Als sie die Tür öffnen, scheinen die Schatten im Schrank zu verschwinden. Platz genug ist – der Schrank ist leer. Nur auf dem mittleren Brett steht eine blaue Packung. Ein Mädchenkopf mit blauen Haaren ist darauf gedruckt. Das Mädchen lächelt freundlich. Und wo das Gesicht aufhört, steht in großen mageren Buchstaben „Kakao“.

„Mensch“, sagt Bobbie, „der hat alles verschoben. Nicht vier Wochen, viel mehr... viel mehr... vier Monate muß der Stubenarrest kriegen! Mein Vater schlägt ihn tot...“

Gegen neun Uhr sind endlich die Kartoffeln gar. Frau Mergenthin vom Grundstück nebenan hat den beiden eine Tasche Kartoffeln geschenkt. In guten Tagen mag Bobbie die Frau nicht besonders leiden. Sie läuft, solange er sie kennt, in einer fettfleckigen lila Kittelschürze herum, und er behauptet, in ihrer Küche rieche es wie zu Hause der Karnickelstall.

Die Kartoffeln sind mehlig und gut. Manche sind aufgeplatzt. Eugen Stresow und Bobbie Hirschfeld haben sich Teller und Messer und Tassen aus der Küche geholt, aber die Teller benutzen beide nicht. Sie pellen die Kartoffeln und essen sie gleich aus der Hand.

„Ein büschen Salz...“, sagt Eugen mit schiefem Gesicht.

Bobbie schüttelt den Kopf, ißt stumm weiter, würgt Kartoffeln hinunter und trinkt lauwarmes Wasser nach.

„Das Salz kann ja gar nicht dreckig sein – wie soll sie Salz dreckig machen, sag mir mal“, beginnt Eugen wieder.

Bobbie steht auf, geht in die Küche. Er knallt die Kakaopackung auf den Tisch, daß eine braune Wolke auffliegt.

„Das ist was ganz Besonders!“ sagt er.

„Ja, mit Zucker...“, sagt Eugen.

„Quatsch, Pellkartoffeln und Kakao hat bestimmt noch keiner gegessen.“

Als er eine Kartoffel in den Puder stößt, lachen seine Augen, und als

er gegessen hat, von Eugen mit Spannung beobachtet, lachen sie beide laut-
hals in die kahle Stube.

Nachher fühlen sie sich sehr satt.

„Reichen die Kartoffeln für morgen?“ fragt Eugen.

Bobbie überlegt, kratzt sich sorgenvoll den Schädel. „Sie muß uns noch
eine Tasche voll geben“, sagt er grüblerisch.

Bevor sie schlafen gehen, liegen sie noch eine Weile auf den Betten, dösen
einen Augenblick. Eugen denkt an allerlei. Die Angst, die ihm der Kleine
eingejagt hat, ist verschwunden.

„Ich werd meiner Mutter sagen, sie soll auf den Zettel schreiben, daß ich
nicht kommen konnte wegen Besorgungen für Frau Hirschfeld – denn kann
der uns gar nichts“, sagt Eugen.

„Klar, Mensch, und meine Mutter muß deinen Namen mit auf meinen
Zettel schreiben . . . der kann uns mal an'n Tüffel tuten.“

„Macht sie das?“ fragt Eugen.

Bobbie zögert. „Wird sie schon machen“, sagt er dann.

Einen Augenblick kommt etwas Fremdes, Unfreundliches zwischen ihnen
auf wie immer, wenn sie daran denken, daß Frau Hirschfeld Eugen nicht
gerne sieht. Sie schweigen eine lange Zeit.

Plötzlich sagt Eugen: „Du hast heute abend gegessen und nicht gebetet . .
betet ihr immer zu Hause?“

Bobbie läßt seine Verlegenheit nicht merken. „Immer, morgens und
mittags und zum Kaffee und abends.“

„Was betet ihr denn? Immer das Vaterunser?“

Bobbie schweigt. Eugen wartet einen Augenblick, fragt: „Betet dein
Vater auch?“

„Ja“, sagt Bobbie.

„Auch das Vaterunser – oder was?“

„Hör auf“, sagt Bobbie. „Das Vaterunser nicht, das Vaterunser bloß
abends, und auch nicht immer.“

„Was denn? – Mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm?“

Bobbie schweigt.

„Und Erich, betet der auch? Der auch irgend was?“

Bobbie richtet sich auf, sitzt auf seinem Bett, stützt den Kopf in beide
Hände, sieht prüfend zu Eugen hinüber, zögert, sagt leise: „Wir beten, daß
wir den Krieg verlieren – jetzt weißt es.“

Dann steht er auf, geht an den Lichtschalter, dreht das Licht ab. Die
Jungen ziehen sich aus, decken die unbezogenen Federbetten über sich.
Draußen ist eine helle Nacht.

„Und Erich?“ fragt Eugen.

„Der muß – mein Vater schlägt ihn sonst tot, hat er gesagt.“

Eugen spürt, wie die Müdigkeit aus den Beinen langsam den Körper hinaufkriecht, im Kopf einen Augenblick bohrt, die Lider schwer macht.

Da sagt Bobbie: „Ich durfte dir das eigentlich nicht erzählen . . . weißt du, du darfst das keinem sagen. Keinem einzigen, hörst du!“

„Keinem einzigen . . . nicht mal meiner Mutter“, sagt Eugen – und es ist nicht die Spur einer Frage in seiner Antwort.

„Keinem“, sagt er noch einmal.

Drei Dinge lasten schwer auf der deutschen Literatur.

Da ist erstens der Mangel an Tradition und die Abneigung gegen Tradition. Das heißt: Immer wieder stehen neue, gute und oft hervorragende Schriftsteller auf, und sie werden nach einer kurzen Blüte und Wirkungszeit beiseite gelegt und erscheinen nur noch in Literaturgeschichten. Das jeweils Neuaufkommende stellt sich voran und negiert das Vorangegangene. So gelangt das Volk nicht wirklich in den Besitz seiner Güter, es nützt sie nicht aus und wächst nicht an ihnen.

Zweitens: die Wirkung der Literatur ist klassenmäßig auf einen zu engen Kreis beschränkt. Die Masse des Volkes kennt ihre Literatur nicht. Das führt zu einem Circulus vitiosus; der Autor, auf eine gewisse Leserschicht angewiesen, stellt sich auf sie ein, verengt sich, und so verarmt die Literatur.

Drittens: die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Begabungen und Richtungen kommt nicht zur Geltung. Es herrscht im Literarischen und Geistigen das im Land verbreitete Obrigkeitsprinzip und wirkt aus der politischen Sphäre in die literarische und künstlerische hinein. Es wird, periodenweise, unterstützt von der Kritik und der Presse, einer oder eine kleine Gruppe von Schriftstellern oder Künstlern auf den Schild erhoben, und der Rest wird vernachlässigt und tritt in den Schatten. Man erfreut sich nicht der Mannigfaltigkeit seines Besitzes. Also auch auf diesem Gebiete wäre eine Änderung nötig, die man Demokratisierung der Literatur nennen könnte.

Alfred Döblin, geschrieben 1947

DER RECHTE FLÜGELMANN

Wäre er zweihundert Jahre früher geboren worden, hätte er zum Er-
götzen des Soldatenkönigs paradien können, die Beine aufwerfend
wie eine Marionette, vom Spitzhut ins Riesenhafte erhoben. Jetzt stand er
als rechter Flügelmann in der blaugrauen Kolonne zwischen den Lehrlingen
der Junkers-Flugzeugwerke.

Abgedankte Korporäle waren die Erzieher der Jugend unter dem großen
König gewesen. Kriegsuntaugliche Unteroffiziere waren für das soldatische
Denken und Handeln der Lehrlinge verantwortlich, denn seit vier Jahren
leckten die Bordkanonen der Jagdbomber die Menschen von den Nach-
schubstraßen, zertrümmerten die Fäuste der Artillerie die Stellungen, warfen
irrsinnige Befehle nichtsahnende Knaben in das Chaos des Untergangs;
seit vier Jahren wurde die Ausbildung mit fieberhafter Eile betrieben.
Längst waren die adlergeschmückten Seidenfahnen vergangener Zeiten ver-
modert, die Degen der Offiziere verrostet. Aber über die Wende zweier
Jahrhunderte herüber flackerte der Geist von Potsdam, klangen die Märsche
der Regimenter, die sich einst auf Order des Königs vor den Batterien be-
graben ließen.

Geblichen war die schnarrende Stimme des Kommandierenden. Wenn
sie scharf zwischen die schweigenden Gestalten fuhr, war es gut, in den
letzten Gliedern zu stehen, über die der glasscharfe Blick hinwegglitt, dieser
Blick, der nicht von der Stimme zu trennen war.

Aber Rotloff, der rechte Flügelmann, war den graugrünen Augen des
Heimführers preisgegeben. Der kleine Mann kannte seine Macht. Nächte
hindurch, wenn er, vom Schmerz seiner Verwundung am Schlaf gehindert,
zwischen den Betten der Lehrlinge wandelte, galten seine Überlegungen der
Ausübung dieser Macht. Er liebte sie mit einer Beständigkeit, die nur Men-
schen eigen ist, denen ein harter Weg zum Ziel ihrer Wünsche den Wert der
Macht unauslöschlich eingeprägt hat. Und er genoß diese Macht, wenn seine
Augen über die Gesichter glitten, nicht schnell, nur so, daß sich jeder be-
rührt fühlen mußte. Er wollte nicht viel von den anderen. Es genügte ihm,
wenn er ihre Furcht spürte, das Wissen um ein unerbittliches Ausgeliefert-
sein in ihren Blicken lesen durfte. Den Großen wollte er, wollte das Zittern
der ungelenken Glieder, das ängstliche Flackern in seinen Augen.

Rotloff wußte, daß der Heimführer seinetwegen erschienen war. Die leicht vorgeneigte Körperhaltung des Kleinen bestätigte es, jede seiner Bewegungen. Da kroch die Angst in den Jungen. Das breitflächige Gesicht mit den negierend nach unten gezogenen Mundwinkeln stand riesenhaft vor ihm, nur dieses Grinsen, der Körper war ins Wesenlose verschwommen. Plötzlich fühlte sich Rotloff mit dem Heimführer allein auf dem Appellplatz. Sie standen sich zum Duell distanziert gegenüber. Keine Pistolen wurden ausgegeben, lediglich Blicke gewechselt. Die des Heimführers waren Messer, seine glitten ab, kraftlos wie die Hände eines erschöpften Schwimmers am schwarzen Felsen einer Steilküste. Ruckartig wandte sich der Heimführer von dem erwartungsvollen Jungen ab und ging mit kurzen, betont zackigen Schritten in eines der hohen Gebäude. Langsam verlor sich das Dunkel um Rotloff, wurde schließlich von dem Kommando des Gefolgschaftsführers beiseite gerissen: „Erstes Glied – vier Schritt, zweites Glied – zwei Schritt vorwärts – marsch!“ Die langen Reihen ruckten. „Rührt euch!“

Die Scharführer gingen von einem Jungen zum anderen, drehten an den Uniformknöpfen, zerrten die Haarschöpfe vor und überprüften schadenfroh die vorgeschriebene Länge. Der Ausgangsappell hatte begonnen.

„Taschen ausleeren!“

Rotloffs Finger griffen die unteren Ecken des Futters und zogen es heraus. Einige Geldstücke rollten über den festgetretenen Erdboden, das saubere Taschentuch flatterte zum Nachbarn. Mechanisch fuhren die Hände in die Brusttaschen und wiederholten die oft geübte Bewegung. Der metallgefaßte Werkausweis machte einige scheppernde Sprünge und blieb dann neben Rotloffs Schuhspitzen liegen. Die Rückseite des Ausweises zeigte auf gelbem Grund einen schattenhaften Kopf, der den Zeigefinger gegen die schmalen Lippen preßte. Schweig! Rotloff blickte gradeaus auf die roten Backsteine des Kesselhauses, betrachtete uninteressiert die Schicht in seiner Augenhöhe. Er benötigte keine Warnung. Die Gegenstände auf dem Boden schienen ihm nicht zu gehören. Nachdem der Scharführer weitergegangen war, sammelte der Junge seine Habseligkeiten gelassen ein.

Dann waren die Reihen wieder eng aufgeschlossen. Der Gefolgschaftsführer ließ sich die Ausgangskarten reichen. Herausfordernd durchblätterte er den Packen. „Wir haben noch eine Kleinigkeit zu erledigen“, wandte er sich dann an die straff stehenden Jungen. „Ihr wißt die Kameradschaft zu schätzen. Das ist anerkennenswert. Kameradschaft ist eine jener Tugenden, die den deutschen Menschen von den Zulukaffern unterscheidet, ihn auszeichnet. Ich möchte nicht, daß für die Unehrlichkeit eines Schweines alle bestraft werden müssen. Der aufgebrochene Flügel ist eine Lapalie. Darüber sind wir uns einig. Aber die Feigheit des Täters ist verwerflich. Wir

reißen niemandem den Kopf ab. Ich frage noch einmal: Wer hat den Flügel gewaltsam geöffnet?“

Rotloff beobachtete aus den Augenwinkeln, wie sein Nebenmann sich zu ihm gedreht hatte.

Alle glauben an meine Schuld, dachte der Junge verzweifelt. Wenn ich es auch nicht gewesen bin, verlangen sie dennoch meine Meldung, damit sie ihre Ruhe haben. Ich bin verdächtig, weil ich das Instrument spielen kann. Verdächtig sein ist gefährlich. Jetzt war es das Wort „verdächtig“, das sich in ihm festgesogen hatte wie vor wenigen Minuten das Gesicht mit den herabhängenden Mundwinkeln. Aber die Angst kam nicht wieder. Die Finger des Gefolgschaftsführers glitten über die grauen Karten. „Ich nehme an, daß ihr stark genug seid, die Angelegenheit unter euch selbst zu klären. Bis dahin ist der Ausgang gesperrt.“

Rotloff lag in der Uniform auf seinem Bett. Der Scharführer hat mich besonders eingehend überprüft. Es war zu erwarten, daß er es nicht vergessen würde, wie ich ihn damals niedergeschlagen habe. Mit einem Schlag. Jede Einzelheit der Ereignisse vor etwa einem Jahr wurde lebendig.

Wie jeden Sonnabend waren viele Jungen in die Stadt gegangen. Einige saßen jedoch an einem der großen Tische und fertigten technische Zeichnungen für den Unterricht an. Vogel glich seine körperliche Schwäche, die ihm eine angestrengte und konzentrierte Tätigkeit in der Werkstatt nicht erlaubte, durch hervorragende Leistungen in der Schule aus. Jungen, die ihn schlecht kannten, bezeichneten ihn als Streber. Das war Vogel nie gewesen. Hilfreich zeigte er seinen Kameraden, wie man mit der Tuschfeder einen gleichmäßig starken Strich ziehen kann, und erklärte ihnen, daß eine Zeichnung unbedingt mit einem härteren Blei vorgearbeitet werden müsse, damit die Linie dann sauber, mit dem weichen Stift nachgezogen, auf dem Papier stehe. Sein Werkstattbuch glich einer gedruckten Vorlage.

An jenem Abend war Scharführer Lutz zu ihm getreten und hatte eine Zeitlang der gleitenden Feder zugesehen. Dann hatte er Vogels Spind aufgerissen, die geordnete Wäsche durcheinandergewühlt und den unschuldigen Jungen wegen der „Sauwirtschaft“ durch den Saal gehetzt. Wie alles gekommen war, wußte Rotloff nicht mehr genau. Er war an den Unterführer herangetreten, und dann war der Schlag erfolgt. Das Blut von dem zerschundenen Mund abwischend, war Lutz aufgestanden, hatte den Schulterriemen zurechtgerückt, Staunen in den Augen. Damals war die Bestrafung ausgeblieben. Lutz hatte geschwiegen. Jetzt würde er grausame Rache nehmen, das wußte Rotloff. Er aber würde keinen Kameraden auf seiner Seite haben, denn er hatte die Ausgangssperre verschuldet, er war geächtet.

Das Bett knarrte. Neben ihm saß zusammengekauert der kleine Vogel.

„Du hast mir damals geholfen.“

„Damals“, entgegnete Rotloff, ohne eine Bewegung zu machen. In seiner Stimme war Hohn, Hohn über das bißchen Kameradschaft, das vor einem Jahr aufgeflackert war, sie alle für wenige Minuten verbunden hatte, um heute völlig zu zerbrechen.

„Bist du es gewesen?“ fragte der Sitzende unbeirrt zurück.

„Ich war es, weil es alle wollen. Du hattest deinen Spind nicht aufgeräumt, das war der Wille von Lutz. Aber ich muß es gewesen sein, weil es für alle so besser zu sein scheint. Das ist viel furchtbarer.“ Vogel schwieg; Rotloff betrachtete die engen Windungen der Stahlfedern am Bett über sich.

„Also wirst du dich melden?“ Das war die Frage, der Rotloff immer wieder ausgewichen war.

„Nein, ich werde es nie zugeben“, triumphierte er. „Niemals, verstehst du!“ wiederholte er, als müsse er hier einen Schwur ablegen. „Einer muß gegen die Gemeinheit auftreten. Ich habe es satt, die Knochen zusammenzureißen und zu brüllen: Jawohl, Scharführer, die Wiese ist blau und der Schnee grün.“

„Und – wenn sie dich schlagen? Ich meine, unsere Jungen?“

Rotloff sah in den Raum. „Auch dann nicht.“

Morgen würde dieser Kampf weitergehen, vielleicht schon in dieser Nacht. Rotloff wußte, daß er schwach war, viel zu schwach zu so einem Kampf. Die Befehle machten ihn unsicher. Furcht ergriff ihn, wenn der Heimführer nachts lautlos durch die Gänge schlich. Scheu wichen seine Augen denen des Meisters aus. Schon in den ersten Tagen im Heim hatte er bemerkt, wie allein seine Größe genügte, um den Zorn einiger Unterführer heraufzubeschwören. Immer mehr hatten seine Schultern jenen hängenden Ausdruck angenommen, der nicht nur das Ergebnis eines raschen Wachstums war, sondern vielen Menschen eigen ist, die selbst ihren Körper unterwerfen müssen. Rotloff fühlte sich immer und überall herausragen, beobachtet. Manchmal beneidete er den kleinen Vogel, der weit hinten in der Abteilung untertauchte. Nur einmal hatte Rotloff, völlig gegen sein sonstiges Auftreten, widersprochen. Nicht mit Worten, mit der geballten Faust, Gewalt gegen Gewalt. Jetzt würde es schwerer werden, viel furchtbarer, das begriff der Junge.

Sonntags wurde um sieben Uhr geweckt. Heute marschierten unmittelbar nach dem Kaffeetisch sechshundert Jungen über die sanft ansteigende Straße nach Acker. Auf dem ersten Hügel lag, von niedrigem Gebüsch eingefast, ein Gasthaus. Dort schwenkten die Marschkolonnen von der asphaltierten Straße auf die mit Obstbäumen bestandene Wiese, die sich bis zu einem schmalen Waldstreifen erstreckte.

Kurze Zeit danach begann die pausenlose Jagd zum Waldrand, von dort zurück zur Landstraße und abermals bis zur Baumgrenze, kriechend, hüpfend, oft in den unglaublichsten Bewegungsarten. Anfangs rissen die Jungen über die heiser schreienden Unterführer ihre Witze, bewegten sich, das Lachen der Kameraden herausfordernd, in grotesken Sprüngen durch das morgenfrische Gras. Bald konnten sie nur noch fluchen, wechselseitig auf die Führer und den Feigling, der sich nicht gemeldet hatte.

Unter einem schattigen Apfelbaum lag, die Glieder genießend ausgestreckt, der Heimführer. Nach zwei Stunden ließ er die Kolonnen auf einem der staubigen Feldwege antreten.

„Jungs“, begann er und blickte wie am vergangenen Tage zum rechten Flügelmann, „warum macht ihr es euch so schwer? Ich kann mir das vorstellen, wenn jemand gern Klavier spielt und der Kasten ist abgeschlossen. Man nimmt das Taschenmesser“, der Heimführer bewegte die Hand, als hielten seine Finger das kleine blitzende Werkzeug, und vollführte eine Hebelbewegung, „klack, das Ding springt auf.“ Er lächelte, wurde dann sofort wieder ernst und betonte die folgenden Worte scharf: „Ich weiß, was es für ein Vergnügen bereitet, sich am Sonntag im Dreck zu wälzen. Aber die innere Sauberkeit unserer Reihen muß uns höherstehen. Ich erwarte die Meldung.“

Nach zehn Minuten krochen die Lehrlinge abermals über die Wiese. Langsam schob sich die Sonne höher, brannte erbarmungslos auf die keuchenden Gestalten. Die Hitze preßte die schweißnassen Uniformen auf die Leiber. Solange keine kleinere Gruppe mit dem vermutlichen Täter abgesondert war, konnte nichts erreicht werden. Der Heimführer befahl den Abmarsch.

Auf dem mittagheißen Asphalt blieb die erste Gefolgschaft zurück, jene Einheit, der Rotloff angehörte. Dieser erwartete keine Gnade, von niemandem. Seine Augen ruhten auf dem beruhigenden Grün des Laubwaldes. Neue Befehle wurden ausgegeben. Sofort bewegten sich die Jungen im Laufschrift bis zu den ersten Häusern der Kleinstadt, wendeten und trabten dann die ansteigende Straße zurück. Noch konnten die Lehrlinge das Tempo selbst bestimmen und ihre Kräfte einteilen. Das wußten sie nicht allein. Am Ziel angelangt, durften willkürlich vom Heimführer bestimmte Jungen aus dem Rennen ausscheiden.

Dieses Spiel wiederholte sich, bis nur noch drei Läufer übriggeblieben waren. Mit fliegenden Lungen standen sie vor dem Gewaltigen. Er saß an der steilen Straßenböschung. Seine nervösen Finger spielten mit einer Gerte.

„Wer war es?“ Drohend, wie das gefährliche Knurren eines Hundes, preßten sich die Worte durch die Zähne. „Also niemand?“ Die Gerte schlug gegen die blanken Schaftstiefel. Ein Grashalm hatte sich zwischen der

Sohle festgeklemt und wippte im Takt der Fußspitze. „Du auch nicht, Rotloff?“

Schon merkte der Junge, wie sich die Angst in ihm festkrallte. Er rang mit ihr. Sie hielt seinen Brustkorb umspannt und preßte ihm die Luft aus. Vergebens versuchte er, den harten Griff zu lösen, seine Kraft sickerte in den Straßenstaub. Schweiß rann ihm über die Haut. Seine Gedanken sprangen zu dem Rieseln im Rücken und dann wieder zu dem Druck, der auf den Lungen lastete. Rotloff fühlte seinen Widerstand immer schwächer werden, den Griff aber fester. Es war sinnlos, den Kampf fortzusetzen, der seine Kräfte verzehrte, den Körper zermürbte. Die Muskeln strafften sich. Nein, er würde nicht nachgeben. „Weitermachen!“

Rotloffs Nagelschuhe schlugen unregelmäßig auf den Asphalt, der weich nachgab. Die Sonne stand am wolkenlosen Himmel, über der Erde lag ein feines Flirren. Nur vierhundert Meter betrug die Rennstrecke, zweihundert zum Stadtrand, zweihundert bis zum Heimführer. Rotloff war ausgepumpt. Hinter ihm lief der ausgeruhte Lutz und schlug ihm, sobald er langsamer wurde, mit der Faust in die Seite, nicht stark, nur so, daß er wußte, was verlangt wurde. Die Faust trommelte ihn zurück. Seine Brust hob und senkte sich gequält. Aufgeben, aufgeben, hörte Rotloff aus dem Klang der Stiefel. Du brichst so und so zusammen, jetzt oder später. Gestern hattest du deine Schwäche eingestanden. Warum willst du den Kampf mit der Angst und der Macht sinnlos fortsetzen? Schuldig ist, wer keine Macht besitzt. Wenn es ihnen beliebt, können sie dich zehn-, hundertmal bis zu den grauen Häusern und zurück hetzen, bis zur Ewigkeit.

Auch dann nicht, hatte er zu Vogel gesagt. Er hatte kein Recht, sich verloren zu geben. Niemand hatte ihn in der Nacht aus dem Bett gezerrt, niemand geschlagen.

Zitternd stand er vor dem Heimführer. „Nun?“ fragte dieser, ohne sich aus dem Gras zu erheben. Rotloffs Augen glitten fiebrig hin und her, der geschwächte Körper bäumte sich auf. „Nein!“ Lässig winkte der Heimführer mit der Rechten.

„Vorwärts, faules Schwein!“ schrie Schulze, einer der gefürchtetsten Unterführer. Von den Schlägen, jetzt stärker geführt, merkte Rotloff kaum noch etwas, aber den Stoß nach vorn verspürte er und fing ihn verzweifelt auf. Die Lungen schmerzten. Lavaheiß strömte die Luft in den Körper. Rotloffs Lauf war nur noch ein Taumeln. Vor ihm brannte das gelbe Schild mit den schwarzen Buchstaben des Ortes. Die Lettern waren verschwommen, das Schild eine strahlende Sonne.

Am Wegrand hockten die Jungen und beobachteten interessiert den Vorgang. Für sie war es jetzt ein packendes Schauspiel, ähnlich erregend wie ein Fußballkampf oder ein nervenaufpeitschender Film. Angeregt unterhielten

sie sich über die Aussichten, die Rotloff übrigblieben. Vogel schaute entsetzt auf die Straße. Von unten mühte sich ein Fuhrwerk herauf. Die Rücken der Pferde waren schweißnaß. Quietschend drehten sich die Räder in den schlecht geschmierten Buchsen. Der Bauer blickte verständnislos auf das rennende, ungleiche Paar.

An der Sonne wendete Rotloff, taumelte den Weg zurück. Er verlor die Richtung, lief eine kurze Strecke durch den aufwirbelnden Staub.

„Warte, du Hund, dir werde ich noch einen Teppich für deine Spaziergänge aussuchen.“ Schulze stieß den Körper auf die feste Straße zurück.

Rotloffs Gedanken drehten sich in einem feurigen Wirbel. Abermals staubte es auf. Den Stoß der Faust konnte der Junge nicht mehr auffangen. Sein Fuß strauchelte, der gequälte Körper rutschte durch den Straßenschmutz.

Befriedigt erhob sich der Heimführer aus seinem bequemen Sitz, trat einige Schritte vor und blieb dann etwa zwei Meter vor der zuckenden Gestalt stehen. „Komm her!“ befahl er, wie man einen Hund ruft. „Her!“

Rotloff hob das von Anstrengung und Staub entstellte Antlitz. Die Pupillen waren weit geöffnet, seine Lippen zuckten. Vergebens suchte er sich zu erheben und kroch dann mühsam wie ein geprügelter, dreckiger Straßenkötter auf den Heimführer zu.

„Bist du es gewesen?“

Der Mund war ausgedorrt, der Kehlkopf bewegte sich schluckend. Kein Laut wollte über die rissigen Lippen. Ein Stöhnen befreite die gemarterte Brust, dann folgte ein kaum vernehmbares „Ja“.

Rotloff war es, als hätte ein Fremder das verräterische Wort gesprochen, ihn noch einmal zu quälen, zu befreien. Ruckartig knickten seine Arme ein, ein heftiges Zittern ergriff den ausgestreckten Körper.

Der Heimführer hatte die Daumen in das Koppel eingehakt und sah herausfordernd auf seine Unterführer. „Der deutsche Mensch wird bei uns hart, aber gerecht erzogen.“

BLUT UND EHRE

Der Befehl, mit Feldflasche und Tornister zum Büro des Bannführers zu kommen, erlöste Ralf Meisner an einem Aprilmorgen des Jahres neunzehnhundertfünfundvierzig aus der Verwirrung, in die ihn der nahe Geschützdonner und das Motorengeräusch amerikanischer Panzer seit Tagen versetzt hatten, und trieb ihn nach gewaltsamem Abschied von der Mutter in sechsstündigem Marsch durch rauchgeschwärzte, zerstörte Straßen, vorbei an zurückschwärmenden Soldaten in ein Dorf südlich der Stadt. Dessen Kommandeur, ein Untersturmführer der Waffen-SS, zeigte ihm, wie man ein Gewehr abschießt, und wies ihn dann mit zwanzig anderen Hitler-Jungen in einen leeren Gasthof, wo Ralf Meisner, dreizehneinhalb Jahre alt, sich auf etwas Stroh hockte, mit dem Vorsatz, Deutschland zu retten.

Das Zimmer war hoch und kahl und barg noch den Geruch der Verwundeten, die bis gestern hier gelegen hatten. Die Jungen breiteten ihre Wolldecken auf den Boden, lachten gezwungen, kramten in ihren Bündeln und horchten dabei auf das Klirren und Dröhnen ringsum, auf die Abschüsse, die unregelmäßig, bald nahe, bald entfernt, bald einzeln, bald in Ketten platzten. Der Hunger, seit Jahren ständiger Gedanke, wollte nicht groß werden in dieser Stunde. Ralf Meisner saß abseits, schweigend, und dachte an den Sieg der deutschen Truppen, der, längst erwartet, sich immer wieder verzögert hatte und jetzt schwierig erschien. Der Vater war aus Liegnitz vor den Russen geflohen, der ältere Bruder bei Innsbruck verschollen, die Schwester suchte als Flakhelferin die Pulks abzuwehren, die Sprengbomben und Phosphor auf die Großstädte warfen, und die Mutter beschwor stündlich Gott um ein Wunder. Nun wird er, der jüngste Führer seines Fähnleins, ohne Soldbuch und ohne Gebet vollbringen, was die Generäle nicht vermocht haben. Er wird die Fahne, der er seinen Eid gegeben hat, gegen die Armeen von dreißig Ländern verteidigen.

Die Fenster zersprangen, Staub wirbelte, von der Decke des Gastzimmers fiel der Mörtel in großen Stücken. So heftig war der Schlag, daß Ralf sich an die Kameraden drängte, blaß, in der Kehle Brandgeschmack.

Die häßlich braune Wolke stand noch über der Straße, als ein Lastkraftwagen vorfuhr, von dem zwei Soldaten schwere Kisten luden. Die Jungen wurden hinausgerufen. Sie gingen taumelnd. Ein Scharführer verteilte

Schnaps, Zigaretten, kantige Brote und Dosen mit Wurst und mit Marmelade. Der Untersturmführer ließ die Kisten öffnen. Bald trug jeder der aufgeregten Schwatzenden einen feldgrauen Mantel. Ralf trat seine klobigen Stiefel gegen den Boden. Er wog eine Handgranate, von der er wußte, daß er den blauen Knopf von ihrer Sprengkapsel reißen, einundzwanzig – zweiundzwanzig – dreiundzwanzig zählen und sie dann fortwerfen müsse. Er reckte den Kopf, stampfte umher und suchte seiner Stimme einen tiefen, unheimlichen Klang zu geben. Dabei hörte er nicht ohne Abscheu die schamlosen Flüche der Soldaten und sah fassungslos, wie der Untersturmführer eine Schnapsflasche fast leer trank. Dann erinnerte er sich: sie wollten siegen! Er sah seine Kameraden rauchen und holte hastig eine Zigarette hervor, wurde rot, als der Untersturmführer ihm Feuer bot, unterdrückte den Hustenreiz und blies, die Augen zusammenkneifend, den Rauch vor sich hin.

Sie waren ihrer dreiundzwanzig und hatten sieben Gewehre und wenig mehr als hundert Patronen. Keiner von ihnen war älter als sechzehn. Die Beine spreizend, schleppten sie die langen Soldatenmäntel wie Fastnachtsröcke umher. Sie prahlten mit den Silberstreifen an ihren Ärmeln, riefen und lachten aus unmännlichen Kehlen und blickten, Schildkröten ähnelnd, unter den großen Helmen hervor, die von deutschen Grenadieren einst über die Schlachtfelder Polens und Frankreichs getragen worden waren und mit Rost und Schrammen bedeckt, an die Zeit erinnerten, da Deutschland das Unglück gehabt hatte, an allen Fronten zu triumphieren.

Es kam der Befehl, in Stellung zu gehen.

Sie zogen mit Spaten vor das Dorf und gruben längs des Zaunes, der den kleinen Friedhof von Straße und Feldern trennte, tiefe Schützenlöcher in den Boden: schmale, glattwandige Schluchten, groß genug, um je zwei von ihnen aufzunehmen, und so eng, daß die Erde die mageren Körper zu erdrücken schien.

Ralf arbeitete zusammen mit Werner Immisch, den er seit Jahren kannte, einem spitzgesichtigen, finsternen Jungen, von dessen Lippen die Worte sich nur widerwillig lösten und der bleich aussah wie nach einer langen Krankheit.

„Wir sind jetzt die Front“, sagte Ralf.

Mit einem Blick auf den anderen: „Hast du Angst?“

Immisch schwieg.

„An uns kommt es nicht vorbei“, sagte Ralf nach einer Weile und meinte das Gebrumm, das aus der Ferne drohend herüberklang und allmählich lauter wurde.

Ralf verstummte.

Sie rutschten in ihr Loch, duckten die Köpfe und hoben sie dann, um über den Wall, den sie aufgeschüttet hatten, die Straße entlangzuspähen.

„Wo?“ fragte Immisch flüsternd.

Ralfs Hände zitterten, so daß die Mündung des Gewehrs, das er umklammert hielt, vor der Schutzwehr schwankte.

In nordwestlicher Richtung krachte es mehrmals. Ein Rabe flatterte nieder. Ein Hase jagte in tollen Sprüngen über das Feld und riß Staub aus den Furchen. Nach einer endlosen Zeit verlor sich das Brummen hinter den Wäldern.

„Nichts“, sagte Ralf.

Sie wagten einander nicht anzublicken. Ralf drehte den Kopf von einer Seite zur anderen. Er fingerte am Gewehrschloß. Er legte den Sicherungsflügel um und schob ihn zurück, legte ihn um und schob ihn zurück.

Den Schrei Immischs hörte er nicht. Ein dröhnender Knall füllte seine Ohren. Feuer und weißer, scharfschmeckender Rauch umgab sie, eine heiße Welle, ein schmerzhaftes Klingen.

Blöde starteten sie auf die Waffe zu ihren Füßen. Wie betäubt bückte sich Ralf. Bevor seine Finger den Schaft berührten, fuhr er zurück. Er sah ratlos den Freund an.

Immischs Gesicht war weiß.

Aus dem Nachbarloch kletterten zwei Kameraden. Sie kamen herbeigelaufen und riefen, fuchtelten mit den Armen, fragten durcheinander, und der eine, er mochte fünfzehn Jahre zählen, sagte abschließend mit einem verächtlichen Blick auf Ralf: „Solchen Kindern gibt man nun ein Gewehr in die Hand!“

Ralf biß sich in die Lippe. Lange Zeit saß er neben Immisch auf dem Erdwall und blickte die leere Straße an, die Grabsteine, die wie schwarze Pfähle hinter dem Zaun ragten, das unscheinbare Pfarrhaus, die Pappeln davor, den Garten, in dessen Geäst der blaue Himmel und das Sonnenlicht sich fingen, und dahinter die Gehöfte, die wie rote, aneinandergeklebte Schachteln aussahen und aus denen der Geruch nach warmem Mist drang und das hungrige Brüllen einer Kuh.

Ralf fragte sich: Ist das der Krieg?

Seitdem er im Geschichtsunterricht von den Blutbädern der Völkerwanderung erfahren hatte, lebte in seiner Vorstellung der Kampf mit Waffen als etwas Männliches, Gewaltiges, wozu vor allen Völkern die Arier berufen schienen, um jene üppige Zukunft zu ertrotzen, die ihrer erlesenen Rasse zukam. Mit Eifer hatte er den Stammbaum seiner Familie erforscht, und obwohl er dabei voll Kummer dem Weg eines Mannes hatte folgen müssen, der im siebzehnten Jahrhundert als Hutmacher aus Lothringen zugewandert, so war ihm schließlich an Hand namendeutscher Bücher die freudige Entdeckung gelungen, daß dieser Ahne der väterlichen Linie ein unvermischter Burgunde gewesen sein müsse. Zu einem Triumph war für

Ralf der Sportwettkampf des Jahres einundvierzig geworden, der ihm mit der höchsten Punktzahl die Siegernadel und ein Fahrtenmesser gebracht hatte, in dessen Klinge die Worte „Blut und Ehre“ funkelten. Beflügelt von diesem düsteren Motto, hatte er in der folgenden weltanschaulichen Prüfung auf seinem Fragebogen die Schlagzeilen des Dritten Reiches so tapfer nachgebetet, daß ihm vom Bann die rot-weiße Schnur zuerkannt worden war. Fahrten ins Zeltlager, Geländespiele, bei denen Ralfs Begeisterung die Gegner zur Flucht trieb, Aufmärsche, Fahnenappelle und Heimabende, Raufereien in Jugendherbergen, Reden des Führers, Kampflieder und andere romantische Brutalitäten hatten die Phantasie des Dreizehnjährigen bald so vollständig verdorben, daß er die Schrecken des Bombenkellers ertrug, die Juden als tierähnliche Geschöpfe haßte, sich seines ungermanisch dunklen Haars schämte und den Vater verabscheute, der den Rückzug der deutschen Truppen aus Rußland einer militärischen Schwäche zuschrieb. Mit Tränen im Gesicht hatte Ralf braune Fähnchen in die Karte gestochen, um die sich täglich verkürzende Front zu bezeichnen, hatte Zahl und Größe der vernichteten feindlichen Schiffe regelmäßig in ein Heft getragen und abends am Radiogerät die Berichte von den Kriegsschauplätzen gehört. Nach dem unbestimmten Gerücht, die Leiche des Schlachtengottes aus Braunau am Inn sei in der Reichskanzlei mit Petroleum übergossen worden, und der offiziellen Erklärung, Karl Dönitz habe die Verteidigung der zusammengecrumpften Heimat übernommen, brannte Ralf darauf, diesem Tapferen zu Hilfe zu eilen, der als Kommandant eines Unterseebootes im Frühjahr neunzehnhundertachtzehn mehrere Torpedos gegen englische Kreuzer geschossen und dessen selbststühmerisches Tagebuch Ralf immer wieder gelesen hatte in dem heftigen Wunsch, Seeoffizier zu werden. Er zweifelte nicht, daß sein Eingreifen den Krieg entscheiden müsse, daß er Gewalt erlangen könne über die zerbröckelnden Divisionen, wie er durch Tollheit und Strenge über seine Pimpfe Gewalt erlangt hatte, daß er wie der Cheruskerkönig sein Land schützen und alle Niederlagen rächen werde. Von Kugeln umpfiffen, hatte er sich über weite Felder stürmen sehen, hatte in seiner Vorstellung mit Maschinengewehren in die zerbrechenden Haufen des Feindes gefeuert, Horchposten ausgehoben, Meuterer erhängt, mit einem selbstentworfenen Geschütz die Bombenflugzeuge wie Fliegen aus der Luft geschossen und fliehende Armeen verfolgt, Panzer erbeutet, Verhungerte gerettet, Generäle gefangen und schließlich, nachdem er den Gegner bis zur Küste getrieben und ihn gezwungen hatte, in wilder Hast seine Schiffe zu bemannen, war er auf ein Schnellboot, auf einen Zerstörer, auf ein Schlachtschiff geeilt und hatte die davondampfenden Geschwader karitätscht, gerammt, torpediert und mit Luftminen und Raketen zerfetzt. Dann aber, nach seiner Rückkehr, hatte er den ewigen Frieden befohlen, Karl

Dönitz zu seinem Stellvertreter ernannt und schon in den ersten Jahren seiner Regierung an Weisheit und Edelmüt den großen Theoderich übertraffen, so daß der Vater beschämt gewesen war über seine kleinlichen Zweifel von einst. Und der Name Ralf Meisner würde strahlen in der deutschen Geschichte, und sein Träger würde allen Untergebenen so verständnisvoll, so wohlwollend und dabei so bescheiden begegnen, daß man ihn noch nach Jahrhunderten in Deutschland nicht anders nennen würde als: Unser Ralf!

„Dich soll ich wohl erst in den Arsch treten, was?“

Ralf schreckte auf und erblickte vor sich wieder das Dorf, das er verteidigen sollte, und neben sich sah er das Gewehr liegen, das zu berühren er sich scheute, seitdem es sich in seiner Hand so furchtbar entladen hatte, und vor dem Schützenloch stand Immisch in strammer Haltung, und neben ihm stand der Untersturmführer und blickte Ralf an. Der fuhr empor und knallte die Hacken aneinander.

Der Untersturmführer zeigte auf die Jungen, die paarweise zur Ablösung nach den Löchern kamen, und sagte zu Immisch: „Ihr geht essen.“

„Zu Befehl!“

„Habt ihr eure Papiere zerrissen?“

„Zu Befehl!“

„Wegtreten.“

Während er mit Immisch ins Dorf zurückkehrte, wurde Ralf sich des Verlusts seines Führerausweises schmerzlich bewußt, den er hatte vernichten müssen, um im Fall einer Gefangennahme vom Feind nicht als Angehöriger der Hitler-Jugend – als Kind erkannt zu werden.

Unweit des Gasthofes trafen sie auf einen Mann, der zusammengekrümmt im Straßengraben saß und sein Gesicht mit den Händen vor den glühenden Strahlen der Sonne schützte. Die Jungen gingen an ihm vorbei, Ralf blieb stehen. Er betrachtete das kurzgeschorene Haar des Mannes, den blauen Leinenanzug mit dem aufgenähten Zeichen der Ostarbeiter, blickte auf die nackten schmutzigen Füße, die von Wunden und von Blasen bedeckt waren, und sagte schließlich laut: „Du!“

Der Mann bewegte die Finger, blinzelte zwischen ihnen; er zog die Hände vom Gesicht und sagte: „Wasser . . .“

„Bist du aus dem Dorf?“

Der Mann schwieg.

„Was machst du da?“ fragte Ralf weiter.

Gleich darauf: „Du bist doch gar nicht von hier.“

Der Mann ließ den Kopf hängen und sagte: „Wasser . . .“

Ralf lief nach dem Gasthof, zog aus seinem Tornister das Kommißbrot,

von dem er eine Hälfte schnitt, nahm das Kochgeschirr, das er im Hof unter der Pumpe mit eiskaltem Wasser volllaufen ließ, und kehrte zum Straßengraben zurück, wo er beides vor den Erschöpften ins Gras stellte. Der ergriff das Kochgeschirr und trank in kleinen Schlucken, setzte es ab und trank dann wieder. Schließlich winkte er Ralf, der zögernd näher trat. Der Mann faßte seine Hand und preßte sie zwischen heißen, trockenen Fingern. Er blickte Ralf an, der sich schämte, weil er über das schmutzige Gesicht Tränen laufen sah. Nach einer langen Weile ließ der Mann Ralfs Hand los, trank noch einmal, reichte ihm dann das leere Kochgeschirr und nahm das Brot, das er zwischen den Fingern zerbrach. Ralf sagte hastig: „Ich muß gehen.“

Vor der Unterkunft traf er ein Mädchen, das ihm zulächelte und, als er den Kopf aufwarf, ein Wort durch das offene Fenster rief, worauf er die Kameraden drinnen lachen hörte. Wütend lief er auf den Hof zur Feldküche. Als er dann, das Kochgeschirr voll dampfender Speckbohnen, ins Gastzimmer trat, sah er vor einem anderen Fenster ein zweites Mädchen stehen, dessen hübsches Gesicht ihn empörte. Außer Immisch, der allein in einer Ecke seine Bohnen löffelte, riefen alle den Mädchen Scherzworte zu, und die Mädchen kicherten und zeigten sich jetzt nebeneinander am vorderen Fenster.

Ralf setzte sich neben Immisch. So niedrig erschienen ihm die Kameraden, daß er sich zu spät der schneidenden Worte entsann, mit denen er auf seinem Vormarsch das Laster und den Schmutz hatte ausrotten wollen.

Der Untersturmführer kam herein und fragte: „Wer hat dem Polacken draußen zu essen gegeben?“

Es wurde plötzlich still. Ralf stand auf und ertrug den Blick des Untersturmführers, der schnell auf ihn zutrat.

„Du schmeißt dem Feind unser Brot hin? Du hilfst einem Hund beim Durchbrennen?“ Er stotterte vor Wut, und Ralf merkte erst jetzt, daß der Untersturmführer betrunken war.

„Judas!“ schrie der.

Ralf fühlte aller Blicke auf sich gerichtet und wurde bleich. So heftig traf ihn die Erkenntnis, daß er ein Verbrechen begangen, die Flucht eines Gefangenen unterstützt, daß er sein Brot einem Minderrassigen geschenkt und den Sieg verraten hatte, statt den Barfüßigen zu überwältigen, zu fesseln, ihn zu erschlagen – daß er die Augen schloß.

Der Untersturmführer wandte sich ab, ging zum Fenster, erblickte die Mädchen, stutzte, blieb stehen und sagte unerwartet freundlich: „Na, ihr?“

Er verließ das Zimmer. Ralf folgte ihm nach einer Weile, ohne noch einmal den Löffel in den Mund gebracht zu haben. Abseits vom Gasthof setzte er sich an den Straßenrand und stützte den Kopf auf die Fäuste.

Er hatte also sich selbst verraten! Er hatte die Zukunft, das Großdeutsche

Reich, den toten Führer, er hatte Karl Dönitz und seine eigene Ehre vergessen! Warum? Weil dieser Minderrassige Durst gehabt hatte. Weil sein Gesicht das eines Menschen gewesen war und in nichts der abstoßenden Vorstellung geglichen hatte, die Ralf sich durch die Bildtafeln im Geschichtsbuch vom Äußeren eines Nichtgermanen erworben. Waren die Bilder unvollständig? Oder floß in den Adern dieses Osteuropäers ein Rest von Gotenblut? Ralf beschwor die Gesichte herauf, die das Geschichtsbuch ihm vermittelt hatte: Brauenwülste, Schlitzaugen, fliehende Stirnen und Kinnladen, wie Affen sie haben, Plattnasen, Gebißschlünde – ohne Zweifel, vertierte Arten. Wo aber waren solche Merkmale bei dem Mann im Straßengraben zu sehen gewesen? Der Mann hatte kleine, dankbare Augen. Seine Finger, zwischen denen er Ralfs Hand gepreßt hatte, waren weder mißgestaltet erschienen, noch hatten seine wunden Füße durch eine Ähnlichkeit mit Krallen erschreckt. Hatte hier die Natur ein absonderliches Spiel getrieben, das ihn, Ralf, bewogen hatte, dieses Ungeheuer für einen Menschen zu halten? Hatte das Ungeheuer nicht geweint? Sind Tiere fähig, zu weinen?

Ralf hörte plötzlich Schritte und blickte auf.

Immisch kam und setzte sich neben ihn.

Sie schwiegen.

Als der Lärm am Ortsausgang wuchs, blickten sie einander an, dann sprangen sie auf. Aus dem Gasthof traten mehrere Jungen, spähten die Straße hinunter, einer drehte sich um und rief etwas in den Flur zurück. Da drängten die anderen schon durch die Tür.

„Hierher!“ rief es vorm Dorf. Es war die Stimme des Untersturmführers.

Bei den Schützenlöchern trafen die Jungen auf eine Gruppe von Bauern, vor der ein breitgesichtiger Mann, der Bürgermeister, sich mit dem Untersturmführer stritt. Der Breitgesichtige trug die weiße Armbinde des Volkssturms und behauptete eben, er habe das Recht, die Jungen zu entwaffnen.

Der Untersturmführer brüllte: „Nein!“

Die Bauern machten finstere Gesichter. Neben dem Untersturmführer standen die Posten, die aus ihren Löchern geklettert waren, und unweit, vor einer Holzbrücke, die über den schlammigen Dorfbach führte, sammelte sich eine drohende, murrende Masse in gelben Uniformresten: gefangene Italiener, die zur Zwangsarbeit auf die Gehöfte verteilt worden waren und jetzt näher drängten.

Ralf ahnte, daß er Gelegenheit finden würde, seinen Verrat zu sühnen.

Der Untersturmführer brüllte noch einmal: „Nein!“

Die Bauern, weißhaarige und weißbärtige Männer mit Runzeln und krummen Rücken, in aufgekrempeelten Ärmeln und rot vor Erregung, riefen durcheinander.

„Laßt niemanden heran!“ überschrie sie der Untersturmführer.

Im gleichen Augenblick griff ein Italiener nach dem Gewehr des Postens, der am weitesten seitlich stand.

Jetzt! dachte Ralf.

Die Handgranate kollerte über das Pflaster, hüpfte, drehte sich zweimal und blieb vor den Füßen der Italiener liegen. Die standen wie erstarrt, dann rannten sie auseinander, liefen über die Brücke, sprangen in den Straßengraben oder warfen sich flach nieder. Auch die Bauern rannten, voran der Bürgermeister.

Das Gelächter der Jungen zerriß in Donner und Qualm. Das Blut, das durch Immischs Mantel quoll, brachte Ralf zur Besinnung. Sowenig wie die anderen hatte er daran gedacht, sich zu decken: der Anblick des rennenden Bürgermeisters hatte ihn alles vergessen lassen. Er beugte sich über Immisch, der auf der Seite lag, das Lachen noch im Gesicht.

Der Untersturmführer kam. Ralf fragte zitternd: „Ist er tot?“

Da schrie Immisch. Er schrie langgezogen und griff dabei nach seiner Schulter. Ralf preßte die Hände gegen die Ohren. Er wollte fortlaufen, aber der Untersturmführer hielt ihn fest und sah ihm in die Augen.

„Du hast gehandelt“, sagte er.

Zu den Jungen, die verstört umherstanden: „Anfassen!“

Sie trugen Immisch nach dem Gasthof und legten ihn in ein Zimmer im ersten Stock. Ein Feldscher verband ihn. Er gab Immisch eine Spritze und erklärte, die Splitter erst am nächsten Tag aus der Schulter ziehen zu können.

Ralf stand auf der Straße und blickte nach dem Fenster, hinter dem er den Freund wußte. Dessen verzerrtes Gesicht ging ihm nicht aus dem Sinn. Aber ein anderes stand größer, stand greifbarer vor seinen Augen.

Als der Untersturmführer ihn vor dem Dorf festgehalten und dabei angeblickt hat, ist sein Gesicht Ralf nahe gewesen.

Und Ralf hat gesehen, daß dieses Gesicht den Fratzen im Geschichtsbuch gleicht.

Eine Stille hatte sich über das Dorf gebreitet, die alles zuzudecken schien, was der Tag an Klang und Bewegung hervorgebracht hatte. Die Kühe in den Ställen waren verstummt; der Wind, der dann und wann die Pappeln über den Höfen hatte aufrauschen lassen, war eingeschlafen, und der Kanonenlärm hinter den Wäldern schien unter dem bleichen Licht der Sonne erstorben zu sein.

Unruhig blickten die Jungen die leere Straße entlang. Sie blickten auf die breiten Holztore, hinter denen sich nichts regte. Sie sahen hinauf zu den Schieferdächern, die plötzlich kalt und farblos wirkten, und guckten nach

den geschlossenen Fenstern, hinter denen sie Menschen wußten, die ihnen feindlich gesinnt waren aus Furcht, ihr Dorf zum Mittelpunkt eines Kampfes werden zu sehen, ihre Felder verwüsten lassen zu müssen, unter den Trümmern ihrer Häuser zu sterben.

Der Untersturmführer, obwohl schon wieder betrunken, lief alle Augenblicke aus der Stube, die sein Hauptquartier darstellte, schickte einen Melder zu den Posten am Ortseingang, ließ fragen, ließ befehlen, ließ wieder fragen und ging dann zu den Schützenlöchern, um selbst noch einmal zu fragen.

Drei angerostete Fahrräder, die sich im Schuppen hinter dem Gasthof fanden, brachten ihn auf den Gedanken: „Einen Spähtrupp! Wir müssen wissen, was nun los ist!“

Sein Blick fiel auf Ralf.

„Du bist der richtige Draufgänger.“

Er wählte zwei weitere Jungen und nahm Ralf dann mit in die Stube, um ihm das Dorf auf der Karte zu zeigen.

„Hier! Ihr fahrt die Straße nach Südwesten, an der Ziegelei vorbei, durch den Wald, über die Brücke, nach Karhain, hier! Der Ami muß in der Gegend sein. Fragt, wenn ihr Posten von uns trifft. Vergeßt nicht die Leuchtpistole.“

Die Jungen stiegen auf die Räder. Sie ließen langgestreckte Felder hinter sich, kamen an dem Ziegeleigebäude vorüber, das halb verfallen war, und folgten den Krümmungen der Straße, ohne auf ein lebendes Wesen zu treffen. Die Sonne sank rot unter die Erde, und der Himmel schien zu brennen, als sie den Wald erreichten, der schwarz aufragte und zwischen dessen Stämmen die Straße als schmales Band schimmerte. Ralf blickte auf die Karte und überzeugte sich, daß sie richtig fuhren. Einer von ihnen riß vor Schreck den Lenker herum und stürzte, als der Mann in der Tarnjacke hinter einem Busch hervortrat und sie anrief: „Wohin?“

Ralf stotterte eine Antwort. Er brachte sein Rad zum Stehen, und auch der dritte hielt an.

Der Mann in der Tarnjacke, ein rothaariger Riese, an dessen Hals ein Feldstecher hing, sagte, nachdem er Ralf angehört hatte: „Euer Untersturmführer ist ein Rindvieh.“

Der Gestürzte war aufgestanden und kam herbei, das Knie reibend.

Ralf fragte: „Der Ami?“

„Wir sind erst eine Stunde hier“, sagte der Rothaarige.

Sie folgten ihm, indem sie die Räder schoben, über eine Schneise und zu einer Lichtung, an deren Rand unter breitästigen Kastanien ein Schützenpanzerwagen stand. Neben ihm lagen im Gras zwei Männer, die gleichfalls Tarnjacken trugen.

Werwölfe! dachte Ralf.

Er hatte gehört von diesen Verwegenen, die sich an allen Orten, denen die Front sich näherte, zu kleinen Gruppen zusammengetan hatten und sogar im Rücken des Feindes ihre dreisten Taten verübten in der Absicht, den verlorenen Krieg zu retten. Ralf betrachtete die drei Männer wie Helden der Sage. Der Rothaarige rief: „Achtung!“

Über den Himmel zog in geringer Höhe ein Schwarm von „Jabos“, wie man die doppelrumpfigen Jagdbomber nannte, die seit Monaten den Deutschen so blutig zu schaffen machten. Tagsüber dröhnte die Luft von ihnen. Sie stürzten wie Pfeile auf Wagen und Batteriestellungen nieder, kreisten über den Dörfern, stießen aus den Wolken hervor und zersprengten Marschtrupps, beschossen Straßenkreuzungen, Gleisanlagen, Brücken, warfen Bomben auf Maschinengewehrnester und verfolgten einzelne Flüchtlinge. Der Rothaarige schrie plötzlich: „Den holen wir!“

Einer der Doppelrumpfe hatte sich aus dem Verband gelöst und kreiste suchend über dem Waldstück, während die anderen nordwärts davondonnerten. Die Männer sprangen vom Boden auf, kletterten auf den Schützenpanzerwagen und zerrten hastig die Plane von der Abwehrkanone, die auf dem stählernen Deck montiert war und vier schlanke Rohre zum Himmel reckte. Der Rothaarige zwängte sich in den Schützenstuhl, bewegte die Richtkurbel, preßte sein Gesicht ans Zielglas.

Vier Feuerstrahlen umkrallten in der Halbdämmerung das fremde Flugzeug, das jäh aufstieg, nach der Seite auszubrechen suchte, sich mehrmals überschlug und dann wild zu taumeln anfang wie ein Falter im Spinnennetz.

Ralf starrte empor. Wird der Mann dort oben entrinnen können?

Das Flugzeug raste steil abwärts, bäumte sich, fiel in einen Wirbel von Kreisen und Spiralen. Ralf preßte die Faust in den Mund. Einer der Männer schrie: „Der entwischt!“

Ein schwarzer Qualmstreifen! Ein Aufheulen! Vor den Augen der Jungen wuchs ein unheimlich rotflammernder Komet. Rauchend verschwand das Flugzeug hinter den Wipfeln. Ein dumpfer Schlag. Prasseln.

Ralf konnte nur eines denken: Tot!

Betäubt von der plötzlichen Stille, sahen sie den Rothaarigen aus seinem Sitz klettern. Die Männer schlugen die Plane über das Geschütz.

Der Rothaarige sagte: „Nischt wie fort.“

Dabei stieg er schon in die Fahrerkabine. Der Motor heulte laut, die beiden anderen Tarnjacken verschwanden unter den Seitenklappen, und der Rothaarige brüllte den Jungen zu: „Verduftet!“

Dann rollte der Wagen über die Lichtung, holperte, fuhr die Schneise entlang, verschwand brummend.

Einer der Jungen sagte: „Hier wird's gleich knallen.“

Sie schoben ihre Räder im Laufschrift nach der Straße zurück, stiegen auf,

traten heftig die Pedalen, und während sie in die aufkommende Dämmerung hineinjagten, hörten sie hinter sich das Dröhnen des zurückkehrenden Jabo-Verbandes, ein Pfeifen, lautes Knattern und Explosionen.

Sie rasten über die Holzbrücke, die der Untersturmführer ihnen auf der Karte bezeichnet hatte, folgten einer Abzweigung, erreichten keuchend Karhain. Das Dorf lag wie ausgestorben vor ihnen. Ralf hielt vor einem Gehöft und rief. Er stieg vom Rad, trat zum Tor und klopfte. Er ging zum nächsten Gehöft und klopfte dort. Der Mann, der ihm öffnete, schlug, als er die Uniformen erblickte, das Tor ohne ein Wort zu. Ralf klopfte am Fenster des Gasthauses. Er trommelte, er schrie, erschrak vor seiner eigenen Stimme und lauschte. Schließlich erblickte er am Fenster des gegenüberliegenden Hauses ein Frauengesicht.

„Die Amerikaner?“ wiederholte die Frau seine Frage und fügte mitleidig hinzu: „Kommt rein. Ich verstecke euch.“

Sie fanden niemanden, der ihnen Auskunft hätte geben können.

Die Dämmerung war schuld, daß sie sich auf der Rückfahrt verirrtten. Den See, dessen bleifarbigte Fläche zwischen Schilf und Strauchgruppen plötzlich zu ihrer Linken auftauchte, kannte keiner von ihnen. Ratlos blickte Ralf beim Schein einer Taschenlampe auf die Karte. Ringsum dehnten sich Wiesen, flache Hügel, Senken. In der Ferne heulte ein Hund.

Nach zwanzig Minuten mündete die Straße in ein breites Tal. Die Jungen prallten zurück. Vor ihnen, im letzten Licht des Tages, ragten zwei braunschwarze Klötze, dahinter ein dritter. Ralf sah Eisenraupen, Kuppeln, mächtige Rohrmündungen. Er erblickte einen vierten Klotz, einen fünften, einen ganzen Schwarm dunkler, bewegungsloser Ungetüme und sah zugleich die Panzersoldaten, die um niedrige Biwakfeuer lagerten, aus Konservendosen löffelten, und hörte wirre, fremd klingende Gesprächsfetzen.

Zu gleicher Zeit rissen die Jungen ihre Räder herum. Der Fahrtwind piff in den Helmen.

Als sie tief in der Nacht den Gasthof erreichten, waren ihre Gesichter kalkweiß.

Der Untersturmführer sagte: „Ihr geht zu der Gruppe am Friedhof.“

Noch außer Atem, wollte Ralf seinen Bericht wiederholen, aber der Untersturmführer winkte ab und erklärte auf Ralfs Bitte, Immisch in seinem Krankenzimmer aufsuchen zu dürfen: „Der schläft.“

Vor dem Friedhof trafen die Jungen auf Kameraden, denen sie erregt ihr Erlebnis erzählten. Die Gruppe um sie vergrößerte sich schnell, Fragen klangen durcheinander. Das Auto, das an ihnen vorbeiraste, hätte um ein Haar einen von ihnen gestreift. Sie sprangen zur Seite und schimpften. Trotz

der Dunkelheit hatten mehrere Jungen die silberglänzenden Mützen hoher Offiziere im Rücksitz erkannt, und einer der beiden, die mit Ralf in Karhain gewesen waren, hatte auf der Kühlerhaube des Wagens das rote Kreuz gesehen, das sich von einem weißen Feld scharf abgehoben hatte.

Er sagte: „Die Schweine reißen aus.“

Da sie dem Wagen nachhorchten, vernahmen sie den Lärm, der in der Ferne wieder aufklang: in die unregelmäßigen, matt klingenden Schläge mischte sich leises Gebrumm, und dann und wann zuckte über dem Wald ein flüchtiger Schein.

Die Jungen verschwanden in den Schützenlöchern.

Einer fragte: „Ob sie kommen?“

Trotz des dicken Mantels fing Ralf bald an zu frösteln. Er schlug den Kragen hoch, steckte die Hände tief in die Taschen und zog den Kopf zwischen die Schultern.

Als das Brummen näher zu rücken schien, verließen erst zwei, dann noch zwei, dann alle übrigen Jungen ihr Loch und zogen sich auf der Straße zurück. Zögernd blieben die hinteren nach etlichen Schritten stehen; sie sahen, daß die anderen weitergingen, und folgten ihnen. Schließlich standen sie alle vor dem Zaun, der den Garten des Pfarrhauses begrenzte, und erblickten gegenüber das breite Tor eines Gehöfts. Sie drückten sich hüben an den Zaun, drüben ans Tor. Einer bewegte die rostige Klinke: der Bretterflügel gab nicht nach.

Der Junge nahm das Gewehr von der Schulter. Sein Nebenmann sah es und tat es ihm nach, und nun taten es alle, die ein Gewehr hatten.

Ralf preßte in der Hand die Leuchtpistole, die er noch von der Späherfahrt besaß: seine einzige Waffe.

Unerwartet verklang das Brummen. Die Jungen horchten noch eine Weile, dann kam einer vom Tor über die Straße zu den Kameraden am Zaun und sagte: „Wir bleiben hier.“

Sie legten und hockten sich ins Gras, das längs der Straße in einem schmalen Streifen wuchs. Manche lösten den Helmriemen, einer benutzte seinen Brotbeutel als Kopfkissen, zwei andere lehnten sich mit dem Rücken gegeneinander und rauchten aus der hohlen Hand.

Ralf mußte an den Bruder denken, der kalt und steif an einem Alpenpaß liegen mochte, an den Vater, der vielleicht in diesem Augenblick von den Russen gefangen wurde. Er sah die Mutter vor sich, im Luftschuttkeller sitzend, vor Kummer gealtert und von der Angst um ihn, ihren Jüngsten, wach gehalten. Der Wunsch, bei ihr zu sein, trieb ihm plötzlich Tränen ins Gesicht. Er entsann sich schmerzhaft eines Schimpfwortes, das er vor Jahren der Schwester gegeben hatte, und versuchte zugleich, sich all dieser unmännlichen Gedanken heftig zu schämen.

Hatten die Kimbern geflennt, als sie, von den Römern bezwungen, ihre Frauen und ihre Kinder erschlugen und sich selbst töteten, um nicht in Gefangenschaft zu fallen? Hatte der greise Hildebrand gezögert, sein Schwert in die Brust des eigenen Sohnes zu stoßen, um für seinen König den Flußübergang vor Ravenna zu gewinnen?

Ich bin ein Feigling! sagte sich Ralf voll Bitterkeit.

Der harte Knall, der mehrmals hinter dem Wald aufsprang, riß ihn aus der Amelungengeschichte. Neben sich hörte er unterdrückte Stimmen, hastiges Geflüster.

Ein Junge sagte laut: „Nein. Nein. Nein.“

Wieder knallte es. Unterm Himmel, an dem die Sterne aufgegangen waren, flog mit bösem Zischen eine Granate.

Ralf sprang auf. So nahe hatte er das Motorengedröhn noch nicht gehört! Er glaubte zu sehen: viele schwarzbraune Klötze kamen die Straße entlanggerollt, mit mahlenden Ketten, mit Türmen, die sich drehten und große dunkle Mündungen auf ihn richteten.

Er fing an zu zittern, als wirklich ein Licht da vorn auftauchte, ein trübes, seltsam schwankendes Licht, langsam näher kommend.

Dann umstanden die Jungen ihren Untersturmführer, der auf einem Fahrrad saß, die Lampe nicht abgeblendet, von Schnaps halb betäubt. Der Totenkopf an seiner Mütze fehlte, vom Mantel waren die Schulterstücke mit der weißen Doppelpfanne verschwunden, und als der Untersturmführer schwerfällig die Hand hob, um die Jungen fortzuscheuchen, sahen sie, daß er eine Armbinde trug, auf der sich wie auf der Kühlerhaube jenes Wagens, der an ihnen vorbeigebraust war, das rote Kreuz abzeichnete.

„Haltet sie auf“, stammelte der Betrunkene.

Der großgewachsene Junge, der neben Ralf stand, schlug als erster zu. Ralf stolperte. Zugleich mit drei, vier anderen hatte er das Rad gepackt, zertrug es zur Seite, entsetzt von dem Gedanken: Wir sollen allein hierbleiben!

Die Jungen schrien.

Als erneutes Krachen sie aus ihrer Raserei schreckte, lag der Untersturmführer reglos vor ihnen, den Kopf im Nacken, blutüberströmt.

Ralf glaubte, unter seinem Stiefel noch das weiche Gesicht zu spüren. Er keuchte wie die anderen, und wie sie blickte er auf zum Himmel, unter dem es wieder dahinsauerte und zischte.

Da rannten sie, kletterten sie über den Zaun, da liefen sie durch die Büsche und Beete, rissen eine Tür auf und drängten sich, atemlos, in einem engen Holzschuppen aneinander. Um sie war es schwarz und kalt. Einer schluchzte.

Ralf faltete heimlich die Hände. Als Sechsjähriger hatte er im Religions-

unterricht dieses Gebet gelernt, er kannte kein anderes: Herrgott, gib unserm Führer Kraft . . . Er stockte.

Adolf Hitler war tot.

Draußen krachte es. Draußen dröhnte es heran.

Was soll nun aus ihnen werden?

Im Morgengrauen holte ein rothaariger Mann, der eine Tarnjacke trug, die verstörten Jungen aus dem Schuppen und trieb sie unter Drohungen auf die Straße. Als er Ralf und die beiden erblickte, die mit auf Spähe gefahren waren, stutzte er.

„Da seid ihr ja.“ Er gab ihnen sogar die Hand.

Bei der Leiche des Untersturmführers blieb er stehen, blickte auf die umherliegenden Gewehre, auf das zerbeulte Fahrrad, blickte wieder auf den Toten und sagte: „So ein feiger Hund.“

Dann wandte er sich an die Jungen. „Nehmt eure Knarren.“

Sie bückten sich, griffen nach den Waffen und wandten dabei die Gesichter ab, um den starren Körper nicht liegen zu sehen.

Der Rothaarige fragte: „Sind jetzt alle hier?“

Ralf mußte ans untere Ende des Dorfes laufen. Er fand neben den Löchern, in denen die andere Gruppe gelegen hatte, zwei leere Kochgeschirre. Als er zu den Kameraden zurückkehrte, sah er Immisch, den mehrere Jungen aus der Krankenstube geholt hatten. Er sah noch bleicher aus als sonst und trug die Schulter verbunden.

Ralf stammelte: „Sie sind fort.“

„Alle?“ schrie der Rothaarige.

Ein Junge trat aus dem Gasthof und rief: „Der Feldscher muß weg sein!“

Die Jungen blieben stumm. Einer von ihnen sah so weiß aus wie der andere, jeder hatte tiefe Ringe unter den Augen. Der Rothaarige fluchte laut und führte sie zurück zum Friedhof, wo neben dem Straßengraben der Schützenpanzerwagen stand, den Ralf kannte. Der Rothaarige rief den beiden Männern etwas zu, die ihre Köpfe aus den Seitenluken reckten, und sagte dann zu den Jungen: „Wir sind eingeschlossen. Macht euch fertig.“

Sie suchten in der Nähe des Wagens zu bleiben wie Kälber, die sich um den Stall drängen, aber der Rothaarige wies sie fort. Ralf sah ihn auf das Panzerdeck klettern, das vierrohrige Geschütz schwenken und dachte: Was soll nun werden?

Eben noch, in der Nähe der Männer, hatte er sich sicher gefühlt. Jetzt, keine dreißig Meter von ihnen entfernt, quälte ihn die Erinnerung an die Handgranate, die Immischs Schulter verwundet hatte, entsann er sich, aufs neue erschreckt, seiner Flucht am vergangenen Abend, trieb ihn der furchtbare Wunsch, die Leiche des Untersturmführers noch einmal anzusehen,

hörte er aus dem Klopfen in seinen Ohren immer wieder die sinnlosen Worte, die er nicht zu Ende gebetet hatte. Es wurde ihm übel, er hatte Angst.

Der Morgen warf sein rotes Licht über die Felder und tilgte die Schatten aus den Furchen. Vom Wald löste sich der Nebel in weißen Schleiern. Eine Lerche stieg auf. Eine Maus schoß in ihr Loch. Über den Horizont im Westen ragte der dunkle Rand einer Gewitterfront.

Gelb – unbegreiflich gelb war das Gesicht des Toten gewesen. Es hatte ausgesehen, als sei er an der Straße festgewachsen. Sein Mantel, seine Stiefel hatten die Farbe der Pflastersteine angenommen. Eine Hand hatte in die Luft gestanden. Das Unfaßbare aber waren die Augen gewesen, diese blauen, offenstehenden Augen, die zu lachen schienen wie die Porzellan-
augen einer Puppe.

Immisch setzte sich auf einen Erdhaufen, horchte in die Stille ringsum, flüsterte: „Ich glaube kaum . . .“ Er sprach nicht weiter.

Ralf dachte an die Siege, die er hatte erkämpfen wollen, an die Eltern, die Geschwister, an die Zukunft, die er für Deutschland hatte wachsen sehen. Er erinnerte sich des Geschichtslehrers, eines ehemaligen Feldhauptmanns mit donnernder Stimme, sah den Rektor in der braunen Parteiuniform, den Jungstammführer, den schwächlichen Blockwart, die Jungmädels in ihren weißen Blusen und den Pfarrer, der an der Straßenecke wohnte und seine Konfirmanden mit erhobenem Arm grüßte. Ralf glaubte, die hysterischen Befehle des Luftschutzwartes zu hören, die Baßstimme der Nachbarin, die im NS-Frauenbund Beiträge kassierte, das Schnaufen des asthma-
kranken Polizeiwachtmeisters aus dem Nebenhaus, das zufriedene Lachen der Bäckersfrau, die sich brüstete, keiner Partei anzugehören, und den altstoffsammelnden Schulkindern ihre abgetragenen Kleider überließ. Und Ralf sah sich selbst in seiner HJ-Uniform, erinnerte sich der anstrengenden Exerzierstunden, der Fahrten, der Aufmärsche, des Tags der Wehrmacht, da vor der Kaserne buntgekleidete Mädchen in Schwärmen gestanden hatten, und sah dahinter die schmunzelnden Mütter, dachte an die Lieder, die er mit seinen Pimpfen gesungen hatte, sah die Bilder des Führers und Hermann Görings, die im Laden des Buchhändlers hingen, dachte an die Schriften über den Krieg, die er gelesen, an die Schwertworte, die er auswendig gelernt hatte, und entsann sich zuletzt eines ältlichen Buchhalters, der im Rüstungsbetrieb arbeitete und sich den Haß des goebbelsstreuen Zigarrenmannes zugezogen haben sollte durch die Erklärung, er sei ein Kriegsgegner.

Ralf dachte: Was soll nun werden?

Er blickte zur Seite. Er sah Immisch an. Er dachte: Was soll nun werden? Er hörte über sich den Schrei einer Krähe und dachte: Was soll nun werden?

So plötzlich wuchsen aus einer Wolke von Staub die Panzerkuppeln vor ihnen auf, daß Ralf sich noch einmal die gleiche Frage stellte.

Die Luft, der Boden, der Himmel zitterten. Der Rothaarige schrie: „In die Löcher! Feuer!“

Zwei Schüsse knallten. Der Schützenpanzerwagen, kaum daß der Rothaarige die Kanone herumgerissen hatte, zerplatzte zu Feuer und Rauch. Dann rasten die schwarzbraunen Ungeheuer auf der Straße vorbei.

Neben dem Helm, der Immisch beim Fortrennen entfallen war, lag Ralf auf dem Gesicht.

Er hat die Antwort nicht finden können.

VOR GERICHT

Hans schloß, als er dem dunklen, vergitterten Wagen entstieg, unwillkürlich die Augen. Bereits auf der Fahrt hatte sich seiner eine die Sinne blendende, flimmernde Erregung bemächtigt, die junge Menschen für gewöhnlich überfällt, wenn sie zum erstenmal in ihrem Leben in der „grünen Minna“, wie der Berliner Volksmund sagt, zum Gericht gebracht werden. Der begleitende Wachtmeister hatte noch ein übriges getan und seinem Gefangenen Handschellen angelegt, denn seit Glades Flucht, die einiges Aufsehen gemacht hatte, war man vorsichtig, ja beinahe ängstlich geworden. Allerdings war der Delinquent Hecht von auffallend hoher Statur und hatte auch etwas bedrohend Feindseliges in seinem hellen, kalten Fischblick, das durch ein paar Stahlmanschetten zu bändigen ratsam schien.

Im großen Innenhof des hohen Gerichtsgebäudes stand man nun, und Wachtmeister Schulz bedeutete Hans durch eine Geste, daß er nunmehr an seiner Seite und ohne Federlesen durch eine bestimmte Tür zu gehen habe. Hans folgte dieser Aufforderung, ohne ein Federlesen zu machen. Man schritt über leere Treppen mehrere Stockwerke hinauf, gelangte an eine hohe, schmiedeeiserne Gittertür, die von einer Volkspolizistin aufgeschlossen wurde. Wachtmeister Schulz erstattete seine Meldung, Hans wurde angewiesen, in einem sonst vollständig kahlen Zimmer, dessen Fenster vergittert war, auf einer Bank Platz zu nehmen. Er gehorchte, stemmte die Ellbogen auf die Knie und nahm das Kinn in die feuchtkalten Hände. So starrte er auf die gegenüberliegende graue leere Wand. Eine Totenstille umgab ihn plötzlich, und er hatte das Gefühl, daß ebenso plötzlich auch sein Denken verstummte. Sein ganzes bisheriges Leben schien ihm mit einem Schlage verloren und ausgelöscht. Leer war sein Hirn – leergepumpt von einer jäh wirkenden, unheimlichen, alles Bewußtsein lähmenden Überreiztheit. Ihm war, als hätte er ein schweres betäubendes Gift geschluckt. Er ließ die gefesselten Hände sinken, den Kopf auf die Brust fallen und schloß abermals die Augen.

Im zweiten Stockwerk des großen, vielfach verzweigten Gerichtsgebäudes betrat indessen das Hohe Gericht der Strafkammer 312 den Verhandlungssaal. Es war ein Viertel vor neun Uhr, und Else sagte zur Staatsanwältin Wendler: „Wir haben noch etwas Zeit.“ Man nahm Platz.

Die beiden Schöffen, Frau Bruck, eine Hausfrau, Herr Scharfenberg, ein Elektrotechniker, kannten einander bereits aus früheren Verhandlungen, hatten die Akten gelesen und ließen sich ohne Scheu auf ihren Stühlen rechts und links vom Richter nieder. Die protokollführende Sekretärin war ebenfalls zur Stelle. Die Hinzuziehung eines hauptamtlichen Verteidigers war bei relativ geringfügigen Delikten, die vor den Jugendstrafkammern der Bezirke verhandelt wurden, nicht vorgesehen. Die Anklage zum 9-Uhr-Termin lautete nur auf versuchten Buntmetalldiebstahl und Widersetzlichkeit gegen die Amtsgewalt, und so hatte man Herrn Briska von der Abteilung Jugendfürsorge beim Magistrat von Groß-Berlin gebeten, an der Verhandlung als ehrenamtlicher Beistand teilzunehmen. Er setzte sich an einen gegenüber der Anklagebank gesondert stehenden Tisch, putzte seine Brille, blickte dabei, ein wenig nervös um Konzentration bemüht, vor sich hin. Herr Briska nahm die Sache ernst.

Einige belanglose Worte wurden gewechselt, die Sekretärin klagte über Kopfschmerzen, der Graupelschauer draußen wurde so heftig, daß Gerichtsdieners Prause gebeten wurde, die Fenster zu schließen. Dann legte er die Akten der Vormittagstermine auf den Richtertisch.

Else griff nach dem zu oberst liegenden Deckel, schlug ihn auf. „Die Sache Hecht und Ott also . . . beide aus Westberlin.“ Sie blickte zu Prause hinüber, der an der Tür stand. „Ist die Mutter von Jürgen Ott erschienen?“ Prause nickte ernst und verständnisvoll. „Sitzt draußen.“ Else machte ein Zeichen. „Augenblick noch, lieber Prause . . .“ – Der Gerichtsdieners verließ den Saal.

Staatsanwältin Wendler stützte den Kopf in die Linke, blätterte mit der Rechten ein wenig ungehalten in den vor ihr liegenden Papieren und sagte unvermittelt: „Ich frage nun wirklich zum letztenmal, wann wir Jugendstaatsanwälte endlich entlastet werden? So geht das doch nicht weiter! Ich ertrinke im Zivilrechtskram. Und hier im Hause wird das Jugendstrafrecht unterschätzt. Vorgestern erst kam ich dazu, mir das Aktenmaterial Hecht und Ott noch einmal vorzunehmen. Wie soll ich da arbeiten? Weil wir hier nicht fünf Jahre Zuchthaus, sondern nur drei Freizeitarbeiten oder Heimerziehung oder Jugendwerkhof beantragen, glaubt man vielleicht, das Ganze geht doch nur um Kinderlappalien und ist nicht wichtig. Es ist aber wichtig – oder nicht? . . . Kollege Briska!“

Sie wandte sich erregt zum Tisch jenseits der Tür, und der Kollege Briska, solcherart aufgefordert, nickte bekümmert, griff seufzend nach seiner Aktenmappe. „Wir von der Fürsorge erleben's ja täglich, was mit der Jugend los ist. Was nutzen die schönsten Gesetze, wenn man uns keine Zeit läßt, sie auszuführen! Wenn die Familie versagt, dann ist es eben aus. Dann ist so ein Junge schon an der Wurzel angeschlagen und wächst allen in die Quere . . .“

Else sah von der Akte hoch. „Oft ist ja nicht einmal eine Familie da. Hier, dieser Hecht“, sie blickte erneut in das Vernehmungsprotokoll, „das ist so ein typischer Fall: Vater gefallen – Mutter auf dem Treck bei einem Luftangriff verloren. Das genügt für einen dreizehnjährigen Jungen, um sich nicht mehr zurechtzufinden in dieser Welt. Die Volksschule hat er nur bis zur fünften Klasse besucht. Jetzt ist er achtzehn und hat sicher den Kopf voll mit lauter unsinnigen, gefährlichen Dummheiten, die ihm sein Leben verpfuschen. Ach . . .“ Else verstummte. Sie hatte das alles ja schon oft gesagt und brauchte keinen der Anwesenden zu überzeugen.

Frau Staatsanwalt – sie war vom Typ der fülligen, mütterlich wirkenden Blondinen – schüttelte dennoch den Kopf, sagte etwas unsicher: „Also ich weiß nicht . . . so richtig schmecken will mir dieser Hecht noch nicht. Seine Aussagen sind nicht in allen Punkten stichhaltig. In den Protokollen liest sich das zwar alles recht glaubwürdig, aber . . .“ Frau Staatsanwalt schüttelte noch einmal den Kopf. „Wir hätten doch darauf bestehen sollen, den Günter Heinig wenigstens als Zeugen zu laden.“

„Liebe Kollegin Wendler“, Else unterbrach ein wenig ungeduldig, „Sie kennen die Gründe, die gegen eine solche Vorladung sprachen. Im Interesse Heinigs, nicht wahr?“

„Jaja – sicher, sicher . . .“

Damit war des Gespräch über Olaf Hecht zunächst beendet, und Herr Scharfenberg ließ sich vernehmen:

„Im Falle Jürgen Ott aber, da stimme ich Herrn Briska zu, scheint tatsächlich die Mutter versagt zu haben. Was man da so liest – das ist ja erschütternd!“

Auch Frau Bruck nickte zustimmend. „Es ist eine Nachkriegerscheinung. Der Mann blieb im Feld, und die Frau nimmt einen andern. Da leiden meist die Kinder.“

Else wandte sich kurz zur Seite. „Darum sitzen wir ja hier. Um den Kindern zu helfen. Vor meinem Richterherzen, davon werde ich nie abweichen, ist jedes heranwachsende Menschenkind erst einmal grundsätzlich unschuldig. Die Gesellschaft hat die Verantwortung.“

Prause betrat den Saal. „Die Angeklagten sind eingetroffen.“

Else sah auf die Uhr. „Dann können wir anfangen. Lassen Sie die Mutter Platz nehmen.“

Der Gerichtsdienner öffnete die Tür. „Frau Poremsky!“

Den Saal betrat die unbegreifliche Mutter, die ihrem Sohn nicht einmal einen Brief geschrieben hatte – eine großäugige, verhärmte, etwas nachlässig und armselig gekleidete Frau. Ihr aschfarbenes, ergrautes Haar war zu einer ebenso nachlässigen Dauerkrausenfrisur verunstaltet. Sie blickte nur halb zum Richtertisch hin, flüsterte einen halblauten, erstickten Gruß

und ließ sich, respektvoll und gehetzt auf Fußspitzen dahintrippelnd, vom Gerichtsdiener zu einer der Zuhörerbänke führen, die an der hinteren Querseite des Saales standen. Dort nahm sie in der zweiten Reihe Platz. Prause legte noch, ihr so das pflichtgemäße Schweigen bedeutend, den Finger auf den Mund, bevor er sich der Tür zuwandte, aber Frau Poremsky, kaum daß sie saß, hob hinter seinem Rücken ängstlich die Hand zur Wortmeldung, als säße sie in der Schule. Ganz abwegig war dieses Gefühl keineswegs, denn es stand ihr in der Tat eine ernste Unterweisung bevor, und sie schien das zu ahnen. Ihre großen, leuchtend blauen Augen blickten flackernd aus dem blassen, vorzeitig gealterten Gesicht.

Else bemerkte die emporgehobene Hand. „Bitte, was ist...?“

„Ach, Herr Amtsrichter“, Frau Poremsky erhob sich von der Bank, stockte schon, senkte errötend den Kopf, „also Frau Amtsrichter selbstverständlich wollte ich gesagt haben...“

„Ich bin nicht Amtsrichter. Volksrichter.“

„Also denn, Frau – Frau Volksrichter, es ist eben so: Draußen steht doch die Oma von den Jungen, noch von meinem ersten Mann... und wo doch der Junge an die Oma immer so jehangen hat, da wollte ick ebenst nur höflich bitten, ob denn nich die Oma hier reinkommen dürfte und... und...“ Frau Poremskys ohnehin tränenerstickte Stimme versagte gänzlich. Sie verstummte, und in ihrem Gesicht zeigten sich rote Flecke.

Else gab Prause einen Wink. „Lassen Sie auch die Oma Platz nehmen!“

Die Oma kam. Eine rundliche, alte Frau, die unverbraucher wirkte als die Mutter. Sie nickte nur hastig und wie zum Dank zum Richtertisch hin, hatte verweinte Augen und nahm ebenfalls auf der zweiten Bank neben ihrer Schwiegertochter Platz.

Zum drittenmal wurde die Tür geöffnet. Prause trat beiseite, Jürgen Ott kam herein, trottete mit dem staksigen Ungeschick des Vierzehnjährigen und, ohne es zu beabsichtigen, ein wenig flegelhaft am Richtertisch vorbei auf die Anklagebank zu, in der Tür tauchte der zweite Angeklagte auf, ein ungewöhnlich großer, knochiger, sehr blasser Mensch, von dem einen ersten Eindruck zu gewinnen schon nach zwei Schritten nicht mehr möglich war, da der Vorgeführte – sehr zur Verwunderung der Frau Staatsanwalt – sich mit einer heftigen Wendung zur Tür umdrehte, beinahe taumelnd die erhobenen Hände, als suche er einen Halt, gegen die Brust des Wachtmeisters Schulz legte und ein heiseres, gurgelndes Stöhnen hören ließ. Es schien sich um eine plötzliche Übelkeit zu handeln, und Wachtmeister Schulz versuchte in höchster Verlegenheit den Delinquenten zu stützen, bis Prause die Tür geschlossen hatte und helfend hinzutrat. Else hatte den Vorgang zunächst nicht bemerkt, da sie, mit dem Blick noch Jürgen Ott folgend, auf die erste Seite der Akte zurückblätterte, um die Aussagen zur Person vor sich zu

haben. Sie wurde erst aufmerksam, als sie das überraschende Stöhnen vernahm, bemerkte sofort die Fessel um die erhobenen Handgelenke und errötete vor Zorn und Unwillen. „Nehmen Sie das ab!“ befahl sie. Wachtmeister Schulz gehorchte unverzüglich. Er wußte, daß die Genossin Troth eine derartige Vorführung mißbilligte und gegen die neue Dienstanweisung der Volkspolizeidirektion einen heftigen Krieg führte. Verlegen blinzeln, schob er die Fesseln in die Tasche und geleitete den Angeklagten Hecht, der sich anscheinend wieder gefangen hatte, auf seinen Platz. Den Rücken halb dem Gericht zugewandt, ließ sich dieser noch allen Anwesenden gänzlich fremde, lange Mensch auf die Bank fallen und legte den Kopf nach hinten.

Schulz und Prause nahmen auf ihren Stühlen neben der Tür Platz, sahen erwartungsvoll zum Richtertisch, und Stille trat ein. Else erhob die Stimme.

„Die Verhandlung der Sache Hecht und Ott ist hiermit eröffnet. Die Anklage lautet auf versuchten Buntmetalldiebstahl und – im Falle des Angeklagten Hecht – auf Widersetzlichkeit gegen die Amtsgewalt. Wir hören die beiden jugendlichen Angeklagten zunächst zur Person. Jürgen Ott, tritt vor, mein Kind!“

Jürgen warf einen scheuen, fragenden Blick auf seinen Mitangeklagten, als wollte er sich bei ihm vergewissern, ob sein Vortreten auch richtig sei. Der Richterinnen schien er nicht zu trauen. Schließlich stand er doch auf und trat vor. Ihm war nicht gut, ihm war durchaus frostig zumute, und er sah sich, als er nun vor der grauhaarigen Frau im schwarzen Talar gehorsam stand und schon in sekundenschnellem Mißtrauen den ernstesten Blick ihrer Augen abgeschätzt hatte, abermals um. Wochen waren vergangen, seit er Ole das letzte Mal gesehen hatte, und Ole war anders als sonst. Er fühlte bekümmert, daß mit Ole etwas geschehen sein mußte. Etwas Unerwartetes, nicht Erklärbares – mit dem einzigen Menschen, den Jürgen in seinem kurzen Leben je geliebt hatte, viel tiefer geliebt hatte als selbst die Oma, die da weit hinten auf der Bank saß und traurige, vorwurfsvolle Augen machte. Ole hatte, als er auf die Anklagebank zugeht, einen viel schlimmeren Blick in den Augen gehabt. Jürgen hatte es deutlich gesehen und sich sehr erschreckt. Jetzt, als er sich anschickte, die Fragen der ernstesten Frau hinter dem Richtertisch zu beantworten, dachte er, daß der große Ole doch immer in all der Zeit gezeigt hatte, was richtig war für die Kameraden und gut. Nun aber war wohl etwas mit ihm vorgegangen, daß er es nicht mehr zeigen konnte? Oder etwas, das man nur verstand, wenn man erwachsen war wie die da oben alle hinter dem hohen Tisch? Jürgen zog die Stirn kraus, schob grübelnd die Unterlippe vor und beantwortete die Fragen der Frau im Talar nur einsilbig und verstockt. Mit leierndem, halbem Ton gab er die Daten seines Lebens an und erwiderte im übrigen nur mit Ja und Nein.

Else kannte diese Art und Weise, ließ sich nicht beirren. Sie wußte ja, wie verschüttet alles war, und grub geduldig weiter. „Wie lange hast du denn die Schule besucht?“

„Vier Jahre.“

„Und dann kamst du ins Heim?“

„Ja.“

„Hat es dir dort gefallen?“

„Nein.“

„Warum nicht? Waren die Erzieher schlecht?“

„Nein. Die waren jut zu mir jewesen.“

„Und trotzdem bist du weggelaufen. Warum denn?“

Ein schräger, scheu feindseliger Blick zum Richtertisch hinauf – und Schweigen. Jürgen zuckte die Achseln wie ein müder alter Mann. Er ahnte nicht einmal, wie genau ihn die Richterin verstand, und wunderte sich, daß sie fragte: „Die andern Jungen waren wohl nicht gut?“

Die Frau da oben schien Bescheid zu wissen, und Jürgen kniff die Lippen.

„Weshalb kamst du denn ins Heim?“

„Et hieß denn, ick wäre uff Abwege jeraten.“

Else gab sich Mühe, nicht zu lächeln, wiederholte ruhig: „Auf Abwege, mein Junge. War das wirklich so?“

„Na ja, ick hab denn jestohlen – ehmt.“

„Das versteh ich nicht...“, Else beugte sich, lebhafter sprechend, vor, „wie kommt man darauf? Das ist doch verboten. Erklär mir das mal genauer!“

Jürgen zog einen Mundwinkel herunter, blickte überlegen auf diese Frau, die so dumm fragte. „Verboten is et schon!“

„Na also! Wenn du das weißt, warum hast du’s trotzdem getan?“

Schweigen. Jürgen senkte den Kopf.

„Hast du allein gestohlen oder mit andern zusammen?“

„Mit andern.“

„Und wie habt ihr das gemacht?“

„Na – wir sind in die Läden rein, wenn jrade keener drin war, und haben ehmt det jenommen, wat wa jreifen konnten – Schokolade, Jeld – ooch mal ’n paar Hemden...“

„Und was habt ihr dann damit gemacht?“

Jürgen hob den Kopf. „Ick habe det dann immer ehrlich mit meine Tat-jenossen jeteilt.“

Jürgen – man sah es ihm an – war überzeugt, sich hierin nichts vorwerfen zu müssen.

Else sah ins Protokoll. „Wer waren denn deine ‚Tatgenossen‘, wie du sagst?“

„Na Jungs – wie icke.“

Es kam so unerschüttert heraus, daß Else zu dem alten Kind, das da vor ihr stand, kurz lächelnd hinunterblickte.

„Schaue Jungs . . .“

„Jawoll.“

„Keine Milchreisbubis, nicht wahr?“

„Nee.“

„Und von Richtern hältst du nicht viel?“

Jürgen kannte solche Fallen, verzog den Mund, murmelte zögernd:
„Doch . . .“

Sieh mich mal an! Und nun ehrlich, Jürgen: Hältst du was von mir?“

Jürgen seufzte, sagte bitter: „Neel!“

„Aber ich halte was von dir, und ich weiß sogar, was du jetzt denkst. Du denkst: laß doch die Olle da oben quasseln . . . Stimmt’s?“

Jürgen mißtraute diesem Ton, fühlte sich außerstande, ihn wenigstens mit einem Blick zu beantworten. Er hatte die feste Überzeugung, daß diese Unterhaltung vollkommen nutzlos und überflüssig war. Sein Kopf ging wieder nach unten.

Else wartete, überlegte einen Augenblick, begann von neuem: „Sieh mal, Jürgen – das ist doch so: Wir zwei, du und ich, wir wissen noch sehr wenig voneinander, aber wenn ich dir helfen soll, mein Junge, dann mußt du mir auch ein bißchen helfen, verstehst du das? Ich schaff’s nicht allein. Ich hab keinen Zauberstab, mit dem ich dich eins zwei drei wieder gut machen kann. Ich habe meinen einzigen Sohn im Krieg verloren. Der war damals zwölf Jahre alt. Ich gäbe alles dafür her, wenn ich ihn nur wiederhaben könnte . . . Du aber bist schon vierzehn, bist gesund und lebst und machst deiner Mutter Kummer. Dreh dich um! Sieh, wie deine Mutter weint.“

Jürgen drehte sich um, sah, wie seine Mutter weinte.

Frau Poremsky umklammerte mit einer Hand die vordere Banklehne, und mit dem Taschentuch in der anderen wischte sie sich vergebens die großen Augen trocken, aus denen sogleich wieder ein neuer Tränenstrom rann.

Else aber war jetzt selbst ein wenig konsterniert, als sie den verächtlichen, ja haßerfüllten Gesichtsausdruck beobachtete, mit dem der Sohn dieser Frau sich wieder dem Richtertisch zuwandte. Sie warf einen flüchtigen Blick in die Akte, fragte leise: „Der Vater ist 1944 gefallen?“

„Ja.“ Jürgens Stimme klang jetzt belegt, und wieder mied er jeden Blick.

„Hast du da gleich angefangen, auf Abwege zu gehen?“

Kopfschütteln.

„Wann hat’s denn angefangen, Junge? Red dir mal alles von der Seele runter, daß dir leichter wird. Soll ich die Mutter rausschicken?“

Diesmal fiel Jürgens Antwort scharf und bestimmt. „Det kannse ruhig hören.“

Frau Poremskys Schluchzen wurde so laut, daß Else mit dem Bleistift auf das Katheder klopfte. „Bitte um Ruhe!“ Auch Gerichtsdiener Prause erhob sich, schüttelte verweisend den Kopf.

Jürgen war indessen erblaßt, sprach ingrimmig vor sich hin, ohne die Augen zu heben. „Anjefangen hat et, als Mutter bejann, mir links liegen zu lassen. Det hat se jemacht, wenn der andre kam. Der konnte mir nich leiden. Na, und denn hat er mir verdroschen. Mutter aber is noch obendrein mit ihm abends in de Kneipe jegangen, hat ihm det Jeld zujeschoben, wat sie sich im Jemüseladen und mit Waschen bei de Leute verdient hat. Na und denn haben se jeheiratet, und ick bezog jeden Tag meine Keile. Mit'm Besenstiel. Mutter wollte det nich sehn und is immer rausjegangen. Da hab ick mir ehmt in de Büsche jeschlagen und versucht, wie ick alleene weiterkomme...“

Frau Poremsky unterbrach mit lautem Zwischenruf: „Aber Jürgen, wie kannst du denn so wat...“

Prause erhob sich abermals. „Ruhe! Sie dürfen nicht dazwischensprechen.“

Frau Poremsky rief dennoch weinend: „Ich habe doch den Jungen immer beschützt vor meinen Mann, det kann meine Schwiegermutter hier bezeugen...“ Sie sprang sogar auf von der Bank, an Haupt und Gliedern ganz der Verzweiflung des Augenblicks hingegeben, während ihr Sohn, kreideweiß geworden, sich an den Tisch vor dem Katheder lehnte und die Kinnbacken zusammenpreßte.

Else gebot energisch Schweigen, befahl Frau Poremsky, sich wieder hinzusetzen und zu warten, bis sie an der Reihe sei, als eine neuerliche Störung die Verhandlung unterbrach. Die alte Frau Ott nämlich, die seit geraumer Zeit den Blick auf die Anklagebank gerichtet hielt, stand plötzlich, ohne dazu aufgefordert zu sein, aus ihrer Bankreihe auf, machte ein paar sinnlos erscheinende Schritte nach vorn und erklärte mit seltsam anmutender Gelassenheit: „Ja also, ick wollte dem Hohen Gericht hier nur mitteilen – der junge Mann, der da sitzt, der blutet aus de Nase.“

Es gab ein etwas peinliches Zwischenspiel, denn alle Anwesenden, obwohl mannigfacher Szenen vor Gericht durchaus gewohnt, sahen betreten auf den Angeklagten Hecht, der den Kopf hintenüber geneigt hielt und sich offensichtlich nicht wohl befand. Jürgen gar wandte dem Richtertisch vollends den Rücken, und Else fragte schließlich ungehalten: „Haben Sie denn kein Taschentuch?“

Der lange, grünbleiche Mensch mit den weit vorstehenden knöchigen Knien schüttelte verneinend den Kopf. Else schaute vorwurfsvoll auf Wachtmeister Schulz, sagte ärgerlich: „Das ist hier heute wie in einem Kinder-

garten“, griff seufzend nach ihrer Tasche und entnahm ihr ein frisches Taschentuch. „Geben Sie ihm das und gehen Sie mit ihm hinaus. Er kann sich einen Augenblick auf die Bank legen.“

Wachtmeister Schulz erhob sich, führte den jungen Mann hinaus. Die Verhandlung wurde fortgesetzt.

Auf dem langen hellen Korridor des Gerichtsgebäudes lebte der Alltag dieses Hauses, in dem so viele Menschen schon geweint, geflucht, beschworen, gelogen, gekämpft, gebettelt und bekannt hatten, weiter. Menschen gingen an der Bank vorüber – Richter und Angeklagte, Verteidiger und Zeugen, Staatsanwälte und Gerichtsdienere, Sachverständige und Sekretärinnen, Referenten und Polizisten, Geladene und Abgewiesene, Schuldige und Unschuldige, Wissende und Unwissende. Manche sahen irritiert auf die Bank, auf der ein Mensch lag, das Taschentuch vor dem Gesicht, der die Augen geschlossen hielt und wirkte, als hätte ihn ein furchtbares Urteil gefällt wie ein letzter Axtschlag den Baum. Andere wieder gingen vorüber, ohne dieser sonderbaren Szenerie, vor der ein Polizist Wache hielt, auch nur einen Blick zu schenken, weil sie ganz beschäftigt waren mit der Abwicklung des eigenen Falles, des eigenen Termins, der eigenen Sache. Auch ein jugendlicher Mörder wurde vorübergeführt. Zwei Volkspolizisten begleiteten ihn, und er ging zwischen ihnen, schrill bunt herausstaffiert wie ein Papagei, mit dem lässigen, anmaßend unklaren Schritt und den hängenden Schultern des zuschanden Gewordenen.

Hans sah das alles nicht. Er hörte nur die vorüberhallenden Schritte. Doch kaum gehört, war ihr Klang schon wieder vergessen. In seinem Gehirn schien alles taub, und darüber lagerte grauer Nebel. Die Bank war hart und kahl und drückte ihn. Das Taschentuch aber fühlte sich weich und sauber auf den Lippen. Es gab Schutz – verbarg das Gesicht. Es gehörte der Mutter. Eine Ewigkeit später begann er zu fassen, was ihm geschehen, denn es währte lange, bis das Blut sich beruhigte. Sein Sinn tastete sich ordnungslos durch den grauen Nebel zum Begreifen hin, doch nach welcher Richtung er auch auf eine erste feste Vorstellung vom eben Erlebten stieß, sah er sich immer wieder der gleichen Ungeheuerlichkeit gegenüberstehen. Die Ungeheuerlichkeit war Mutter, glotzte ihn an, saß reglos im schwarzen Talar im Nebelgrau, hatte Gestalt und doch nicht Gestalt, Stimme und doch nicht Stimme, war Mutter und doch nicht Mutter – nicht seine Mutter, nicht seine Mutter, nicht seine ... Ein Phantom saß im Nebel, eine unbegreifliche Unfaßbarkeit, der bloße Schatten einer Einbildung, die auch dann noch von den Menschen Mutter genannt wurde, wenn sie hilflos einsam und klagend im Gerichtssaal stand als eine jammervolle Wirklichkeit und Frau Poremsky hieß.

Er aber mußte heraus aus dem Nebel, heraus aus der bleiern lastenden Umklammerung des Entsetzens, die ihm den Atem nahm und jede letzte Sehnsucht nach der Lust, ein Mensch zu sein. War er schon tot? Nein, er lebte noch! Er konnte aufstehen, sich mit letzter Kraft hochziehen an der Banklehne, den Korridor entlanggehen – bis zum Treppenhaus... zwei Stockwerke tief war der Schacht, er hatte es am Morgen deutlich gesehen. Das Gelände war niedrig. Kopfüber mußte er springen...

Sie hat es selbst gesagt, daß ich tot bin. Ich habe es deutlich durch den dichten Nebel gehört. Ich bin tot, hat sie gesagt...

Er fühlte auf seinen Lidern die plötzlich aufblendende Sonne, die aus dem Innenhof durchs hohe Fenster auf die Bank fiel, und öffnete die Augen. Wachtmeister Schulz beugte sich über ihn, fragte leise mit einem Ausdruck, in dem sich biedere Teilnahme und väterliches Mißtrauen mischten: „Na? Wie ist uns denn jetztemang?“

Hans sah das Gesicht des Wachtmeisters über sich, sah die feinen Runzelfältchen auf den im Licht gleißenden frisch geröteten Wangen und dachte: Er sieht aus wie ein frisch gebackenes Brot. Ich werde ihm sagen, daß ich ein Bedürfnis habe. Es ist nichts Verdächtiges. Alle Menschen haben ein Bedürfnis. Ich komme so ans Treppenhaus am Ende des Korridors...

Laut sagte er, ohne das Tuch zu lüften: „Es wird wohl besser.“

Der Wachtmeister nickte befriedigt, richtete sich wieder auf. „Wenn's richtig jut is, sagste mir Bescheid!“

Hans nickte, preßte das Taschentuch fest gegen Nase und Mund, einen Wehlaut der Verzweiflung zu unterdrücken, und schloß abermals die Augen. Während er mit dem Wachtmeister sprach, hatte sich ein Berg Erde über ihn gewälzt. Es war sonderbar. Nun mußte er sich, aus schwarzer Finsternis in den grauen Nebel zurückzugelangen, mühselig herausgraben. Weh war der Kopf, matt der Sinn, zerschlagen der Körper. Aber ich lebe noch, dachte er, und wenn Mutter dran stirbt! Ich kann auch dem alten, gutmütigen Schafskopf hier sagen, daß es nie wieder richtig gut werden kann. Aber es lohnt nicht. Nichts lohnt. Richtig gut ist der Tod...

Vielleicht habe ich Angst vor ihr und ihrem schwarzen Talar? Sie ist grau geworden und alt – und vielleicht bin ich ein Feigling?... Nein – Unsinn! Ich weiß ja lange schon, daß ich sterben muß. Jetzt ist nur der Augenblick. Es wird leicht sein, den Korridor entlang zu gehen. Der Schafskopf wird mich begleiten. Grinsen wird er. Und dann wird er sich wundern. Am Treppenabsatz wird er sich übers Gelände beugen und murmeln: „Nee, so wat...!“

Sie aber wird wohl gleich nach Hause fahren. Und morgen wird sie wiederkommen, den Talar wieder anziehen und einen neuen Fall vornehmen. Nach Jahren noch wird sie Leuten erzählen: „Da hatte ich mal eine

Verhandlung gegen einen häßlichen, verkommenen Kerl. Der hat sich mittendrin zu Tode gestürzt, weil er die Wahrheit nicht ertragen konnte. Kann sein, daß er ein Mörder war . . .“ Und schließlich wird sie mich vergessen. Es gibt ja Fälle genug.

Einmal habe ich ihre Augen gesehen, als sie mit diesem Bengel da drin sprach. Himmelherrgott, wie fremd ist der mir plötzlich! Als hätte ich ihn nie gesehen. Jürgen Ott heißt er? Interessiert mich nicht! Zwei Weiber raufen sich um ein Kind. Wahnsinn das Ganze.

Oder habe ich vielleicht die Schuld? Bin ich der Verbrecher? Gehört mir die Strafe?

Sie zielt darauf hin, daß es wenig Schuld gibt und viel Unglück. Ich höre das an ihrer Stimme. Sie hat gesagt – jetzt fällt es mir wieder ein . . . sie hat gesagt, sie wäre keine Zauberin und hätte keinen Zauberstab, um die Menschen eins zwei drei wieder gut zu machen. Recht hat sie. Sie ist hilflos wie alle. Sie sitzt zwar im Talar, aber sie kann nicht helfen. Jeder muß sich selbst helfen. Doch das sagt sie wenigstens offen. Sie versucht, nicht zu lügen. Damals, als wir noch zusammen waren, hat sie gelogen – jahraus, jahrein. Sie hat anders gedacht als ich und der Lehrer und die Kameraden. Und der Vater auch. Das hat sie mir verschwiegen. Sie hat gelogen und gesagt: „Warte, bis du groß bist!“ Jetzt bin ich groß und lüge selbst seit Jahren. So ist es gekommen. Sie aber will sich reinwaschen. Sie hängt sich den schwarzen Plunder um und tut, als ob sie die ganze Wahrheit spräche. Sie wüßte jetzt erst, wie sehr sie mich geliebt hätte. Stimmt aber nicht. Sie ist ja nie zu Hause gewesen. Immer weggefahren. Sie hat mich nicht geliebt. Und jetzt, wo sie Richter ist, liebt sie in mir nur einen, der nicht wiederkommt, einen, der tot ist. Den, der lebt und vor ihr steht, den liebt sie nicht. Darum spricht sie auch nur die halbe Wahrheit – wie alle andern. Sie sagt nicht, daß sie ihren eigenen Sohn belogen hat – jahraus, jahrein. Wie will sie da urteilen? Schon wenn sie ahnt, wer ich bin, wird sie erschrecken. Und dann wird sie mich nicht erkennen wollen. Weil sie den Sohn, der lebt, nicht lieben kann. Nicht darf – um urteilen zu können. Ein sauberer Talar ist mehr wert als ein schmutziger Sohn . . .

Wachtmeister Schulz sah auf die Uhr, tippte dem ihm anbefohlenen Schützling auf die Schulter. „Nu muß et aber richtig gut sein – sonst kommen wir noch zu spät, und die Frau Vorsitzende wird strenge.“ Schulz lächelte unwillkürlich, als er das sagte, denn er mochte die Richterin Troth wohl leiden. Er war selbst Vater von vier Kindern.

Hans nahm das Tuch vom Gesicht, richtete sich langsam auf, bedeutete dem Wachtmeister, daß er noch einen Gang zu gehen hätte. Einen Augenblick lang, wie er aufrecht stand, wurde ihm wieder schwarz vor Augen, und er hatte Mühe, seines Taumelzustandes Herr zu werden. Schulz wies

zum Ende des Flurs, und zusammen gingen sie dann den langen, sonnenüberfluteten Korridor hinunter zum Treppenhaus. In einer dunklen Nische befand sich die Toilette.

Hans maß mit den Augen die Entfernung von der Tür zum Geländer. Sie mochte etwa vier Meter betragen. Drei lange Schritte würden genügen.

Ich kann es tun, wenn ich herauskomme, dachte er benommen. Doch seltsam! Als er sich in dem engen gekachelten Gelaß erleichterte, wandelte sich sein Sinn. Jener Trieb gewann die Oberhand, der uns veranlaßt zu atmen, weil wir Luft brauchen, zu essen, weil wir hungrig sind, zu trinken, weil wir Durst haben. Dieser einfache kreatürliche Trieb sprach: Lebe! Und unter dem Eindruck dieser unüberhörbaren Aufforderung der Natur, die auch dem trostlosesten Menschen neuen Impuls verleiht, dachte Hans plötzlich andere Gedanken, als er sie vorher gedacht hatte. Weniger finstere, die sich zwar um nur drei Schritt von der Todessehnsucht entfernten, aber doch eben drei ganze Schritte weitab lagen vom Sprung ins Nichts.

Wenn ich will, dachte er, kann ich noch einmal hineingehen zu ihr. Ich kann ihr, wenn ich will, die letzte Möglichkeit zur Lüge nehmen. Ich kann sie zwingen, mich zu erkennen. Ich kann ihr, die urteilen will, ihre eigene Schuld sagen. Ich kann in eine Pfütze springen, daß ihr der Dreck bis an den Kragen ihres Talars spritzt und sie ihn ausziehen muß . . .

Wer hat sie überhaupt zur Richterin gemacht? Sie war doch nur bei der Eisenbahn. Jetzt trägt sie wahrscheinlich ein – wie nennen das die Leute? Globsoh hat das doch öfter beim Namen genannt . . . ja! – ein Parteibuch wird sie in der Tasche tragen. Damit wird man immer Richter. Auch heutzutage.

Und sie schämt sich nicht. Sie spielt mit bei dem ganzen großen Blödsinn der Menschheit, als ob ein Sinn dahinter wäre. Das werde ich ihr austreiben. Ich werde ihr den Richter versalzen. Noch vor meinem Tod. Zum Weinen werde ich sie bringen. Wollen sehn, wie lange sie dann noch braucht, um zu wissen, wen sie vor sich hat . . .

Der Schafskopf da draußen trampelt schon ungeduldig hin und her. Gleich wird er gegen die Tür pochen und brüllen. Da brüllt er schon: „Bißchen Tempo, junger Mann!“ und pocht auch gegen die Tür. Er denkt, man müßte sich beeilen. Aber man muß nicht. Er kommt auch noch früh genug unter die Erde. Vielleicht hat er Kinder und denkt, die weinen, wenn er mal stirbt, Ich werde um meine Mutter nicht weinen. Sie ist eine blinde Närrin wie Frau Poremsky. Es ist richtig, sich rechtzeitig von ihr zu verabschieden.

Hans verließ den gekachelten Ort, blickte gelassen und mit verhaltenem Spott auf den Wachtmeister herab. Sein fahles Gesicht schien wieder etwas Farbe zu bekommen. Zusammen betraten sie das dunkle Treppenhaus. Hans sah zur Seite. Das Geländer erschien ihm jetzt ein wenig höher als vorhin.

Das, dachte er, sich sammelnd, bleibt mir noch zur Zeit ...
Nebeneinander gingen sie schweigend über den langen Korridor zurück.

Als er den Saal zum zweitenmal betrat und seinen Platz auf der Anklagebank erheblich gefaßter, ja bewußt sich bändigend, wieder einnahm, stand gerade Frau Poremsky selbst neben ihrem Sohn vor dem Richtertisch und machte, noch immer schluchzend und keineswegs gebändigt, ihre einander überstürzenden, hilflosen Aussagen.

„Ick bin doch immer arbeiten jejangen und hab et immer jut gemeint. Wie er jeboren war, der Junge ... nur in Seide hat er jelejen, Frau Richter ... nur in Seide ... Det kann ick hier beschwören!“

Else, nicht sonderlich ergriffen, unterbrach: „Seide tut's nicht, gute Frau. Liebe hätte der Junge gebraucht.“

Aber Frau Poremsky, sich selbst verteidigend in dumpfem Gram, wollte von der Seide nicht ablassen und schilderte auch den Kinderwagen, der ebenfalls in Seide ausgestattet gewesen sei, in bewegten Worten.

Sie da oben hatte natürlich recht mit ihrem Zwischenruf. Ein bißchen Liebe wäre dem Kind wohl bekömmlicher gewesen als die Seide. Aber wem sagte sie das? Hatte sie denn Liebe gegeben, als es an der Zeit war?

Hans verschränkte die Arme und begann, aufmerksam zuzuhören. Der schwere, bleiern lastende Nebel war von ihm abgefallen. Er fühlte sich plötzlich leicht und angenehm wie ein Zuschauer, der ein Spiel sah.

Die Szene wurde zunehmend erregter, denn Frau Poremsky wurde nun gefragt, wie es sich mit der Anschuldigung ihres Sohnes hinsichtlich ihrer Besuche von Lokalen mit Alkoholausschank verhielte.

Frau Poremsky protestierte heftig und fühlte sich, man sah es, durchaus unschuldig. Sie unterbrach sogar die Tränenflut, richtete sich auf. „Also Alkohol? ... nee, Frau Richter! Höchstens mal'n Jlas Bier. Daruff lege ick'n Eid ab! Ick bin doch bloß immer um die Ecke rum jemacht, damit mein Mann, wat also mein zweeter ist, rauskam aus de Kneipe. Sie wissen doch selber, wie die Männer sind. Mein erster hat ja nich jetrunken, aber ...“

Nun begann Frau Poremsky wieder zu weinen.

Else blickte stumm auf den Sohn, der zitternd und verstockt beiseite stand und der Mutter noch nicht ein einziges Mal in die Augen gesehen hatte. Else sah den Haß in seinem Blick – den unaussprechlichen Haß. Er glühte kalt wie funkelndes Eis. Sie fragte, sich zur Ruhe zwingend: „Hat Ihr zweiter Mann den Jungen geschlagen?“

Frau Poremsky nickte hinterm Taschentuch, zwang sich ebenfalls zur Ruhe. „Mit de Kloppeitsche – det streit ick nich ab. Aber nich mit'm Besenstiell, wie er sagt ...“ Sie deutete anklagend mit ausgestrecktem Arm auf ihren Sohn und konnte abermals nicht weitersprechen.

Jürgen kniff nur die Lippen und schwieg. Er wußte seine erlebte Wahrheit. Seine Mutter mußte wohl spüren, wie unerheblich letzthin der Unterschied zwischen Kloppeitsche und Besenstiel war, denn sie jammerte: „Ja, wenn mein erster Mann noch da wäre, da wär det allet anders jekommen.“

„Wir verdanken's unserm ‚Führer‘“, seufzte Else und sah wieder auf die Mutter. „Warum haben Sie ein zweites Mal geheiratet, Frau Poremsky?“

Die Mutter hob die Hände. „Ick brauchte doch'n Mann für'n Gemüseladen. Ick konnte nich mehr die schweren Kiepen schleppen nach'm Krieg. Und er hat mir ja ooch in seine Art immer jern jehabt. Et war ehmt bloß wejen den Jungen. Der hat ja nich jelernt in de Schule, hat sich rumjetrieben. Und mein Mann konnte det nich leiden, und da is der Junge erst zur Oma jejangen, bis er eben anfang zu stehlen...“

„Seit wann, Frau Poremsky, ist Ihr Sohn im Heim?“

Die weinende Mutter stutzte, sah unsicher fragend auf ihr Kind. Sie wußte es nicht, und es entstand eine peinliche Pause.

„Jürgen – sag du es deiner Mutter!“

Der Junge verstand sofort, blickte der Vorsitzenden des Gerichts in die Augen. „Seit 1946.“

„Wie lange leben Sie also von Ihrem Sohn getrennt?“

Die Mutter versuchte, die Frage zu verstehen und verstand sie doch nicht, blickte verwirrt zu Boden. „Ick habe det noch janich nachjerechnet“.

„Ich werde es Ihnen sagen.“ Else sprach klar und langsam. „Sie haben Ihren Sohn vor vier Jahren verloren. Seit vier Jahren ist er nicht mehr Ihr Sohn, und Sie haben es nicht einmal nachgerechnet, obwohl er doch in der gleichen Stadt lebte wie Sie, Frau Poremsky. Sie haben Ihren Sohn nicht vermißt. Verstehen Sie das?“

Hans beugte sich vor, die Antwort dieser Mutter zu hören, aber er hörte sie nicht, denn Frau Poremsky hatte keine Antwort. Sie schwieg und senkte den Kopf.

Über sie hinweg blickte Hans in das Gesicht seiner eigenen Mutter. Kein Muskel rührte sich in ihrem Antlitz. Ernst sah sie aus, bleich und wunderbar gesammelt. Eigentlich schön. Schöner als früher, fand er.

Hatte sie Mitleid mit diesem törichten, hilflosen Weib aus dem Gemüseladen, daß nach dem Krieg die Kiepen nicht mehr schleppen konnte, einen Mann brauchte und plötzlich einen Sohn zuviel hatte? Es schien so. Sie wollte offensichtlich Frau Poremsky helfen, sich selbst zu verstehen. Darum wohl fragte sie jetzt: „Warum haben Sie denn Ihrem Sohn nach seiner Verhaftung nicht wenigstens einen Brief geschrieben?“

Aber auch darauf erhielt sie keine Antwort. Frau Poremsky stand gebeugt und stumm. Und wenn nicht die gute Oma von ihrer Zuhörerbank aus und ganz entgegen aller Vorschrift in den Saal gerufen hätte: „Ihr Mann hat sie

geprügelt bis aufs Blut!“, dann wäre in dieser Verhandlung doch noch etwas unklar geblieben.

Frau Poremsky stand lautlos weinend und schwieg.

Else sagte ruhig und sanft: „Ich danke Ihnen, Frau Poremsky. Sie können sich setzen.“ Und dann blickte sie der Frau nach, bis sie saß.

Hans hockte, die Brauen zusammengezogen, wieder in sich gekehrt auf seiner Anklagebank und spürte deutlich, daß er nicht mehr bloßer Zuhörer war. Jetzt erst, als Frau Poremsky auf ihrem kurzen Weg vom Richtertisch zur Bank ihre eigene Last und Schuld ganz nahe an ihm vorübertrug, wurde ihm zum erstenmal bewußt, daß er die sechs Jahre der Trennung von seiner Mutter noch niemals wirklich gründlich nachgerechnet hatte – keinesfalls so gründlich, um die Frau, die ihm das Leben gab, wahrhaftig zu vermissen. Aber mußte er sie nicht hassen? Starrte sie nicht die ganze Zeit auf jenen fremden Lummel da vorn, der sie nichts anging und um den sie sich mühte, als hätte sie einen Jürgen Ott und nicht einen Hans Troth geboren? Er war drauf und dran, vorzuspringen, den Richtertisch zu zertrampeln und zu brüllen? *Ich* bin dein Sohn – *ich!* – nicht der da...! Aber er schwieg und tat nichts dergleichen. Hielt die Arme fest verschränkt und wartete. Er war achtzehn Jahre alt.

Else wandte sich den Schöffen zu. „Haben Sie noch eine Frage?“

Die Schöffen verneinten.

„Herr Briska?“

Auch Herr Briska schüttelte den Kopf. „Danke.“

„Frau Staatsanwalt, eine Bemerkung?“

„Nein, danke.“

Die Person Jürgen Ott schien mit all den sie begleitenden Umständen, die durch Geburt, Stand und Schicksal erzeugt worden waren, vollkommen klar.

Else beugte sich vor. „Setz dich, Jürgen!“

Jürgen drehte sich um, stelzte mit Beinen, die wie eingeschraubt wirkten, auf seinen Platz. Hans fixierte ihn kalt, als ginge ihn seine Sache nichts an. Und das war ja auch in einem bestimmten, hier allein wesentlichen Bezug durchaus der Fall. Nur Jürgen verstand das nicht. Seine Miene veränderte sich, kaum hatte er dem Gericht den Rücken gekehrt, zusehends, er warf Hans einen fragenden, besorgten Blick zu, zwinkerte dann kaum merklich mit dem Augenlid – beruhigend, tröstend, und setzte sich. Hans begriff in dieser kurzen Sekunde des Einschnitts, daß für Jürgen das Nest noch lebte, daß er mit allen Fasern seines guten, ehrlichen Jungenherzens noch immer an seinem großen, alten Ole hing, der ihm Eierkuchen gebacken, Knöpfe angenäht, die Haare gekämmt und die Elektrizität erklärt hatte, und Hans verzog, schmerzlich berührt, die Lippen. Er wußte, daß er in dieser Stunde

einen kindlichen hingebungsvollen Freund verriet und an diesem Verrat nicht das geringste ändern konnte. Das Nest war tot. Unwiderruflich. Jürgen Ott mußte versuchen, sich selbst zu helfen.

„Olaf Hecht – treten Sie vor!“ sagte die Mutter nun mit erhobener Stimme, blätterte dann in der Akte...

Sie wird mich noch vor dem Jüngsten Gericht, und wenn die Posaunenengel blasen, nicht ansehen, dachte Hans und erhob sich. Langsam, sich mit aller Energie zur Konzentration zwingend, ging er zum Richtertisch. Er bemerkte erleichtert, daß er alles wieder im Kopf hatte, wie er es brauchte. Sein Herz schlug heftig. Aber das störte ihn jetzt nicht. Es gelüstete ihn nach Kampf, Grausamkeit und Rache. Und Zeit hatte er auch. Diese Frau da oben sollte nur auf ihn zukommen... Entweder hatte sie Augen im Kopf und sah, oder aber sie war so blind geblieben wie vor einem Jahr auf dem Bahnhof Alexanderplatz. Um so schlimmer dann für sie!

Else betrachtete den Menschen mit dem hageren, übernächtigt wirkenden Gesicht, der nun vor ihr stand und so groß war, daß sie, obwohl sie doch erhöht saß, ihm direkt in die Augen hätte sehen können, wenn er nicht, den Kopf ein wenig nach hinten geneigt, das starke Kinn vorgeschoben und die Lider halb gesenkt gehalten hätte. Es lag etwas Herausforderndes in dieser Haltung, die Else ungut berührte. Sie sah eine Narbe unterhalb der rechten Schläfe, sehr schmale, zusammengekniffene Lippen, die den Mund reif, böse und feindselig erscheinen ließen.

„Nehmen Sie die Hand aus der Tasche!“

Der junge Mann gehorchte.

„Das Nasenbluten ist vorüber?“

„Ja.“

Die Stimme klang überraschend männlich, tief und voll. Sie klang eigentlich gut.

„Haben Sie das öfter?“

„Ja. Vom Luftangriff damals. Bei... bei Situationen... kommt es wieder.“

„In diesem Saal hier gibt es keinen Krieg, oder – haben Sie doch das Gefühl?“

Auf diese Bemerkung blieb der junge Mann die Antwort schuldig. Else hatte es nicht anders erwartet. „Also, Olaf Hecht“, sie blickte wieder in die Akte, „Sie sind 1932 in Berlin geboren?“

„Ja.“

„Am 15. ...“

„Mai...“, ergänzte der Angeklagte.

„Als Sohn des Bauschlossers Adolf Hecht und seiner Ehefrau Karoline, geborene Müller ...“

„Ja.“

„Sie sind Vollwaise?“

Die Antwort erfolgte zögernd, hätte fast zweideutig wirken können.
„Amtlich – noch nicht.“

„In der Vernehmung vom 23. März sagten Sie aus, daß Sie von ihrer Mutter infolge eines Luftangriffs und später durch die Unterbringung in einem Durchgangslager getrennt wurden. Vielleicht also lebt Ihre Mutter noch und sucht Sie verzweifelt. Hören Sie die Suchmeldungen im Rundfunk?“

„Nein.“

Ich würde Ihnen das empfehlen.“

„Ich habe kein Interesse.“

„Ja aber, dann können Sie doch gar nicht wissen, ob Ihre Mutter . . .“

Der Angeklagte unterbrach: „Ich weiß, daß meine Mutter mich nicht sucht. Sonst hätte sie mich schon gefunden. Sie hält mich wohl für . . . für tot . . . oder sie ist selber tot. Das ist auch möglich.“

Wirkten diese Worte nicht etwas absichtsvoll und hingesezt? Else hatte diesen Eindruck, war aber doch dergleichen in ihrer Richterpraxis so gewohnt, daß sie diesem nicht eben sympathischen Hecht ins Gesicht blickte und etwas betonter, als ursprünglich beabsichtigt, erklärte: „Sie müssen so mit mir sprechen, Olaf Hecht, daß ich Sie verstehe. Ohne Hinterhalt und aufrichtig. Wir wollen Ihnen helfen und müssen darum von Ihnen erfahren, wie Sie die Dinge wirklich auffassen. Haben Sie denn nicht nach Ihrer Mutter gesucht?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Ich konnte nicht.“

„Was heißt das ‚ich konnte nicht‘? Sie wirken nicht so hilflos . . .“

Der Angeklagte errötete bis unter die Haarwurzeln und schwieg. Else warf der Staatsanwältin einen schnellen Blick zu.

„Also, Olaf – raffen Sie sich mal jetzt zusammen! Sagen Sie offen, warum Sie Ihre Mutter nicht gesucht haben.“

Nach dieser Frage trat eine Pause ein, und merkwürdigerweise war es auch im Saal so still geworden, daß man hörte, wie die Sekretärin den Stenogrammblock wendete. Schließlich faßte sich der Angeklagte und sagte, zu Boden sehend, fast tonlos: „Ich habe damals die Sprache verloren.“

Herr Briska legte lautlos den Bleistift auf den Tisch, und die alte Frau Ott beugte sich, die Lippen mit einem Seufzer öffnend, über die Banklehne vor. Staatsanwältin Wendler sah zum Richtertisch hinauf, denn ihr schien, daß die Vorsitzende betroffen war. Auch Frau Bruck wandte, innerlich bewegt, den Kopf zur Seite. Niemand zweifelte an der Wahrheit der Aussage.

Else verbarg unwillkürlich die Stirn in der Hand, ihrer gefühlsmäßigen Regung Herr zu werden, fragte nach einer Pause: „Das war der Luftangriff?“

„Ja.“

„Und – wie lange haben Sie dann nicht sprechen können?“

„Zwei Jahre.“

Else erschrak vor dieser lakonischen Auskunft. Sie dachte auch das banale Wort ‚schrecklich . . .‘ und war doch unfähig, es zu sagen. Sie fühlte eine unaussprechliche Sehnsucht zu leidenschaftlicher Teilnahme und zugleich eine ebenso unaussprechliche Angst vor der beschämenden Erniedrigung, die sich hinter dem zweijährigen Leiden dieses fremden und so merkwürdigen jungen Menschen verbarg. Hin und her gerissen zwischen Zuneigung und Abneigung, mehr und mehr auch im Zustand eines inneren Widerstreits mit sich selbst, fragte sie weiter:

„Wo waren Sie in dieser Zeit?“

„Erst im Lager, dann hab ich beim Bauern gearbeitet. Im Westfälischen . . .“

„Als Knecht?“

„Ja.“

„Was haben Sie da verdient?“

„Verdient? . . .“, der Angeklagte schüttelte wie geistesabwesend den Kopf, „nichts.“

„Aber Olaf! Niemand arbeitet umsonst.“

Die Brauen unter der blassen, hohen Stirn zogen sich zusammen. „Ich war krank damals und wollte nichts. Ich war froh, daß man mich in Ruhe arbeiten ließ und niemand mir Fragen stellte.“

Else biß sich auf die Lippen. „Ich muß leider fragen. Ist das meine Schuld?“

Wieder neigte sich der Kopf zurück, schob sich das Kinn vor, fielen die Lider. „Darüber kann ich noch nicht urteilen.“

„Sie haben nicht zu urteilen. Wir haben zu urteilen. Klar?!“

„Noch nicht ganz.“

Das war eine Unverschämtheit. Else fühlte, wie ihr das Blut in die Schläfen stieg. „Dann wird es Ihnen im Laufe der Verhandlung klarwerden.“

Hatte sie selbst diese plötzliche Verschärfung verursacht? Sich im Ton vergriffen? Das war nicht gut möglich. Sie hatte geduldig verhandelt wie immer. Sie wußte es. Aber sie wußte nicht, warum ihr dieser lange, breit-schultrige Mensch ein Unbehagen einflößte. Sie spürte, daß sie vor ihm eine Scheu befallen hatte, eine sonderbare – unerklärliche . . . Er war kein Jugendlicher mehr. Er war ein Mann. Reif, bewußt und – lauernd. Ja, er lauerte! Er zielte auf etwas hin und ließ sich selbst nicht fassen, wagte zugleich eine Frechheit, die Else in solcher Form nur selten begegnet war. Genossin Wendler schien recht zu haben. Dieser Olaf Hecht war ungewiß, und je länger Else ihn betrachtete, desto gewisser wurde sie, ihn schon ein-

mal gesehen zu haben. Sie suchte in ihrem Gedächtnis, fand jedoch keinen Anhaltspunkt. Aber es beunruhigte sie. In diesem Zustand innerer Unruhe setzte sie die Verhandlung fort.

„Warum sind Sie nicht beim Bauern geblieben?“

„Weil ich dann wieder sprechen konnte. Da wollte ich nach Berlin zurück.“

„Das war 1947?“

„Ja.“

„Wie haben Sie das gemacht?“

„Zu Fuß . . .“

„Da sind Sie aber lange gelaufen.“

„Drei Monate.“

„Gut. Das verstehe ich alles. Aber warum haben Sie dann, als Sie wieder in Berlin waren, nicht nach Ihrer Mutter gesucht?“

„Ich habe eine Zeitlang gesucht, bin zu den Behörden gerannt, aber . . .“
Ein Achselzucken beendete diese Erklärung.

„Waren Sie beim Suchdienst?“

„Nein.“

„Warum nicht, um Gottes willen?“

„Ich habe dann die Lust verloren.“

Abermals hatte Else den untrüglichen Eindruck, daß die Worte absichtsvoll hingesetzt wurden. Ihr schien, der Angeklagte hätte nicht sechs Worte gesprochen, sondern sechs Steine auf den Richtertisch gelegt. Nun lagen sie da – rätselhaft und stumm. Sie griff nach dem größten.

„Die Lust? Wie kann man die Lust verlieren, seine Mutter zu finden?“

„Das . . .“, der Angeklagte warf einen kurzen, beziehungsvollen Blick auf die Anklagebank, auf der Jürgen Ott saß, drehte den Kopf zurück, lächelte sarkastisch, „kommt vor.“

Else verstand, und in ihrem Ton war ein wenig Bitterkeit. „Sie hassen Ihre Mutter . . .“

Ein leichtes Kopfschütteln wies diese Feststellung zurück. „Ich habe sie nur vergessen.“

„Das gibt es nicht – niemals!“ erwiderte Else heftig – zu heftig, wie sie selbst empfand. Aber eine Erregung hatte sich ihrer bemächtigt, die ganz zu unterdrücken, wie es die Vorschrift erforderte, ihr nicht mehr möglich war. Ihr Herz schlug, als sie fortfuhr: „Das Gericht wird sich Ihrer Sache annehmen und nach Ihrer Mutter forschen. Und wenn sie lebt, das erkläre ich Ihnen, wird das Gericht sie auch finden!“

Laut hatte Else plötzlich gesprochen – viel zu laut, wie ihr sofort zum Bewußtsein kam. Aber sie fühlte sich, sie wußte nicht wie, plötzlich verletzt, und als der Angeklagte den Mund zu bösem Spott verzog, nicht einmal die Zähne auseinander nahm und murmelte: „Es ist zu spät“, da rief sie mit

feuerrotem Kopf: „Die Mutter zu finden, ist es niemals zu spät, mein Sohn! Das . . . das . . .“, sie begann zu stottern, hob den Aktendeckel hoch, warf ihn wieder hin, „das wäre ja gelacht!“

„Oder geweint“, ergänzte der Angeklagte ungerührt.

„Was soll das heißen?“

„Nun“, Olaf Hecht sah sich betont langsam nach Frau Poremsky um, „es wurde hier heute schon geweint.“

Das klang wie eine Drohung. Alles, wie es gesagt wurde, war Drohung.

Else, einen Augenblick sprachlos, lehnte sich zurück. „Sagen Sie mal, Olaf, was haben Sie für eine Auffassung vom Leben? Ich verstehe Sie einfach nicht. Ich verstehe, daß ein junger Mensch, der ohne Eltern aufgewachsen ist, den Weg verliert, auf die schiefe Bahn gerät und Dummheiten macht. Schlimme Dummheiten sogar. Daß aber ein so überdurchschnittlich intelligenter Mensch wie Sie – wir sehen das ja – derart hoffnungslos, böse und verächtlich denkt, das verstehe ich nicht. Halten Sie mich und das Gericht für Ihre Feinde? Ihr Vater war Arbeiter, mein Vater war es auch. Auch ich habe meinen Sohn auf schreckliche Weise durch den Krieg verloren. Und meinen Mann. Ich bin nun genauso allein wie Sie. Und ich sage Ihnen: Mit den Gedanken, die Sie im Kopf haben, können Sie nicht leben.“

Nachdem sie so gesprochen hatte, sah sie, daß Olaf erblaßt war. Er stand, die Augen niedergeschlagen, ohne Bewegung. Nur seine Lippen zitterten ein wenig. „Ich will ja auch nicht mehr“, sagte er leise.

„Unsinn, Olaf! Das ist Feigheit! Mit Ihren achtzehn Jahren steht Ihnen das ganze Leben noch bevor, und nichts ist geschehen, was nicht wiedergutmacht werden kann. Oder doch?“

„Ich weiß es nicht . . .“ Es war nur ein Flüstern.

Kämpfte der Junge etwa mit seinen Tränen? Else hoffte es.

„Woher haben Sie die Narbe?“

Pause.

„Mein Freund hat mich geschlagen.“

„Kein guter Freund also . . .“

„Doch. Er hatte recht.“

„Wer ist dieser Freund? Sprechen Sie! Lassen Sie sich nicht alles abfragen!“ – Erneute Pause.

„Ich habe seinen Namen vergessen.“

Else errötete abermals. Es unterlag keinem Zweifel, daß der Angeklagte nicht nur log, sondern beabsichtigte, die Lüge als Lüge erkennen zu lassen. Bewußt machte er ihr, der Vorsitzenden des Gerichts, die Arbeit sauer, damit sie nur ja nichts zu lachen hätte. Dieser Eindruck war eindeutig. Ermattend fragte Else noch einmal: „Und diesen Freund wiederzufinden, haben Sie selbstverständlich ebenfalls die Lust verloren, nicht wahr?“

„Ja. Vollkommen.“

Nach dieser überaus knappen Antwort verlor auch Else plötzlich die Lust. Sie begriff, daß sie diese unangenehme, dem üblichen Gang eigentlich mehr und mehr zuwiderlaufende Verhandlung nicht fortsetzen durfte. Es wurde ihr klar, daß sie diesen Prozeß wegen seiner völlig unzureichenden, ja geradezu schludrigen Voruntersuchung zu vertagen hatte, denn eben diese Voruntersuchung hatte sie nicht in die Lage versetzt, den Angeklagten zur Wahrheit zwingen zu können. Das Schema, in das man die Sache Hecht gepreßt hatte, reichte nur eben für eine dieser unterschätzten „Kinderlappalien“. Hier aber, Else ahnte es beunruhigt, ging es um mehr. Ein bitter ernst zu nehmender, zu allem entschlossener, möglicherweise gefährlicher Mensch war in Gefahr. Sie blätterte einen Augenblick in den Akten, überflog die Aussagen Hechts zur Person, las noch einmal im zweiten Vernehmungsprotokoll den Satz: „Der Vorgeführte erklärt, sich seit seiner Rückkehr nach Berlin von Gelegenheitsarbeit ernährt zu haben. Er gibt zu, nicht ordnungsgemäß gemeldet gewesen zu sein, behauptet jedoch, nicht gewußt zu haben, daß er sich damit strafbar machte.“ Dummheiten standen im Protokoll, gleichgültige Dummheiten – nichts aber, was wirklich zählte. Und während Else las, spürte sie deutlich, daß dieser Hecht keinen Blick von ihr ließ. Er beobachtete sie. Sie sah es mit ihrem inneren Blick hinter ihren gesenkten Lidern, und es bestärkte sie in ihrer Ansicht, daß der Prozeß vertagt werden mußte. Sie suchte nur nach dem Modus, nach dem die Verhandlung auf tunliche Weise abubrechen war, ohne damit zugleich dem Angeklagten zu ermöglichen, aus der Vertagung bestimmte Schlüsse zu ziehen. So fragte sie noch, scheinbar gleichmütig, obwohl doch zutiefst unbefriedigt und unfähig, den seltsamen Erregungszustand, in dem sie sich befand, abzuschütteln:

„Sie sagten aus, sich durch Gelegenheitsarbeit ernährt zu haben. Was war das für eine Arbeit?“

„Ich habe alte Fahrräder repariert.“

„Wie denn? In einer Werkstatt?“

„Ich bin von Haus zu Haus gegangen.“

„Sie haben also schwarz gearbeitet.“

„Für mich war es weiß.“

Das war wieder eine Unverschämtheit, und dieser Hecht wußte das. Das Kinn hatte er jetzt fest am Hals, blickte aus sehr hellen, weit geöffneten, verächtlich funkelnden Augen auf die Vorsitzende des Gerichts, stand wie ein Baum. Beide Hände hatte er auch wieder in den Hosentaschen. Es war ein Kreuz.

Frau Staatsanwalt Wendler räusperte sich, vermutlich um der Vorsitzenden ein Zeichen zu geben, aber die beachtete es nicht. Sie blickte unverwandt

auf den vor ihr aufgepflanzten Menschen, in dem sich Widerstand, Haß und Zynismus mit einem Maß an Verstand, Bewußtsein und Energie auf eine Weise paarten, die ungereimt, unerträglich, ja – unmenschlich wirkte. Ein Eishauch schien von ihm auszugehen, und zugleich hätte man ebensogut empfinden können, daß er Feuer spie.

Else spürte jetzt selbst so etwas wie Haß, Widerstand und Verachtung in sich, ohne doch in diesem Augenblick von einer auch nur annähernd gleichen Energie befeuert zu sein.

„Sie sind unmöglich, Olaf Hecht“, sagte sie fast tonlos. „Und das wissen Sie!“

Trauer war in ihrem Herzen. Üble, entmutigende Trauer.

Der Angeklagte aber nahm auch jetzt nicht die Hände aus den Taschen. Seine Ruhe war unheimlich. Er beugte sich nur ein wenig vor.

„Ich bin eben ein Mensch ohne Auffassung. Sie sagten es vorhin doch selbst.“

Nach dieser Ankündigung offener Feindschaft, die auch die beiden Schöffen veranlaßte, einen verstört überraschten Blick mit Herrn Briska zu wechseln, kam endlich Frau Staatsanwalt zu Hilfe. Sie erhob sich von ihrem Platz an der Seite des Richtertisches, schlug mit kundigem Griff den Talar zusammen und erklärte rundheraus: „Wertes Richterkollegium! Im Interesse des Fortlaufs der Verhandlung möchte ich bitten, nach einer kurzen Beratungspause in die Beweisaufnahme zu treten und die jugendlichen Angeklagten zur Sache zu hören.“

Die Vorsitzende des Gerichts nickte kurz. „Wir wollen so verfahren. Vor der Beweisaufnahme haben wir eine Pause von fünf Minuten. Für diese Zeit verlassen die Angeklagten und Zeugen den Saal.“

Ein Wink bedeutete Wachtmeister Schulz und Gerichtsdienner Prause, sowohl die beiden Jugendlichen als auch die beiden Frauen hinauszuführen.

Frau Poremsky erhob sich von der Bank, hatte ein verquollenes, aufgelöstes Gesicht und rief mit zitternder Stimme durch den Saal: „Ick wollte nur bitten, Frau Richter, ob ick nich jetzt wenigstens mit meinen Sohn mal sprechen könnte, wo der Junge solche Sachen jesagt hat von mir und meinen Mann . . .“

Else warf Jürgen einen fragenden Blick zu, sah sofort, daß er einen tiefen Abscheu hatte vor jeder weiteren Szene, und sagte kopfschüttelnd: „Das hat jetzt keinen Zweck, Frau Poremsky, Sie erregen mir den Jungen nur noch mehr, ohne ihm im Augenblick helfen zu können. Später erhalten Sie Gelegenheit . . . wenn Ihr Sohn es wünscht. Jetzt muß er erst einmal zur Ruhe kommen.“

Damit waren die Vorgeführten und Geladenen für fünf Minuten entlassen.

Die Beratung, die das Gericht, kaum hatte sich die Tür hinter Prause geschlossen, sogleich begann, verlief zunächst einigermaßen formlos. Frau Staatsanwalt, offenbar selbst beeindruckt vom Verlauf der bisherigen Verhandlung, vergaß sich sogar so weit, daß sie beunruhigt fragte: „Was ist mit dir, Else?“

Else zuckte die Achseln. „Ich weiß selbst nicht. Ich bin heute konfus.“

Genossin Wendler stand auf, schlug den Talar auseinander, verschränkte die Arme im Rücken und ging in dem kleinen Saal grübelnd auf und ab. „Ich habe gleich gesagt, daß die Sache Hecht unklar ist, Kollegen. Sie ist nicht so harmlos, wie sie scheint. Die bisherige Verhandlung hat das voll- auf bestätigt.“

Else blieb, anscheinend gelassen, in Wahrheit seltsam erschöpft, auf ihrem Stuhl. „Was denken die Schöffen?“

Frau Bruck, als Laiin stärker befangen vom zeremoniellen Ablauf aller Dinge vor Gericht, löste sich schwerfälliger, sagte aber jetzt doch auch ein wenig verwundert: „Ich kann nur sagen – ein solcher junger Mensch wie dieser, also . . . so etwas habe ich noch nie erlebt. Bisher wußte ich gar nicht, daß es bei uns solche jungen Menschen gibt, die so sonderbar sind und, und – wie soll ich das sagen, ja also – unheimlich, möchte ich sagen, einfach unheimlich . . .“

„Er kommt aus Westberlin“, ergänzte Herr Briska mit einem Blick über die Brille, weil er das Bedürfnis fühlte, Frau Bruck in der Prägung „bei uns“ zu berichtigen. Aber bezeichnend war, daß alle an dieser Beratung Beteiligten, ohne auch nur den Namen zu nennen, sogleich von Olaf Hecht sprachen.

Frau Bruck beschloß ihre Äußerungen mit der Bemerkung, daß sie selbst nicht wußte, wie da verfahren, weil alles noch sehr unklar schiene. Sie war Mutter zweier wohlbehüteter, gedeihender Kinder.

Herr Scharfenberg, selbst kinderlos, von Else durch einen Blick aufgefordert, begann vorsichtig: „Ich kenne ja die Jugend, denn ich kenne meine Lehrlinge. Du meine Güte . . . kann ich da bloß rufen. Ich sage einem: ‚Feg deinen Arbeitsplatz erst mal sauber!‘ Er fegt. Jawohl, auf Befehl macht er das. Und wenn er ausgefegt hat, dann läßt er den Besen genau da, wo er aufgehört hat, einfach liegen. Ich komme und sage: ‚Was ist mit dem Besen, Junge?‘ Und was meinen Sie, Kollegen, was er mir antwortet? Er sagte rundweg: ‚Ach – det ooch noch . . .?‘ Das ist unsre heutige Jugend! Sie hat keine Lust. Dieser Olaf Hecht, der nun die ganze Zeit vor uns stand, hat es doch ausgesprochen. Er hat gesagt: ‚Ich habe die Lust verloren.‘ Und, meine Herrschaften“, Herr Scharfenberg wurde hitzig, „was verlangen wir von dieser Jugend? Sie soll vergessen, daß wir – wir hier alle, die wir nun so gebacken sind und hier zu Gericht sitzen – den zweiten Weltkrieg

gemacht haben. Das soll sie vergessen, die Jugend. Aber sie kann es nicht vergessen. Darin liegt das ganze Unglück. Das ist genauso im Osten wie im Westen, Kollege Briska!“

Herr Scharfenberg warf den Rücken gegen die Stuhllehne. Er hatte genug gesagt.

Kollege Briska erhob sich von seinem Stuhl, ging seufzend ein paar Schritte, legte schließlich den Arm auf die Brüstung des Richtertisches. „Hier liegt, scheint mir nach meiner bisherigen Erfahrung, ein besonderer Fall vor. Wir haben es mit einem ungewöhnlich intelligenten, über seine Jahre hinaus entwickelten Menschen zu tun. In meiner Fürsorgepraxis erlebe ich jeden Tag, daß es überhaupt nur diese zwei Varianten gibt. Entweder ist das in Frage kommende Kind unterdurchschnittlich zurückgeblieben, oft sogar psychisch verstört, oder aber das Kind ist überdurchschnittlich begabt. Das ist typisch! Lassen Sie sich also, liebe verehrte Frau Vorsitzende“, Kollege Briska wurde förmlich und meinte es damit sehr gut und förderlich, „lassen Sie sich also nicht verwirren und beunruhigen. In unserer heutigen Verhandlung haben wir es mit dem zweiten Fall, mit dem Typ des Begabten zu tun. Dieser Hecht – das ist mein sicheres Gefühl – könnte etwas leisten, wenn er nur wollte. Unsere Aufgabe ist es also, ihm Lust zu machen, die Leistung wirklich zu wollen. Verstehen Sie mich, Kollegin Troth?“

Die Vorsitzende nickte schweigend, und Herr Briska ging befriedigt zu seinem Platz zurück. Er war ganz überrascht, als er hörte, daß die Verhandlung vertagt werden müsse. Aber Vorsitzende und Staatsanwältin schienen sich hierin einig und begründeten es mit der unzureichenden Voruntersuchung, die sowohl hinsichtlich der Person als auch hinsichtlich der Sache des Angeklagten Hecht schematisch geführt worden sei.

Herr Briska machte nun den Vorschlag, im Falle einer Vertagung erst einmal den erfahrenen Pädagogen einzuschalten, der – er meinte unzweifelhaft sich selbst – seiner Ansicht nach bisher gefehlt hätte.

Genossin Wendler begrüßte diesen Vorschlag, blickte zugleich fragend auf die Genossin Troth, die noch immer auffallend geistesabwesend und nicht einmal halb bei der Sache schien. „Wir können auch die heutige Beweisaufnahme noch fallenlassen“, sagte sie ruhig, aber Else schüttelte den Kopf, starrte auf die vor ihr liegende Akte. „Nein, nein – ich möchte das unbedingt noch heute zu einem vorläufigen Ende führen.“

In diesem Sinne machte sie noch einige formal-juristisch begründende Ausführungen, während sie zugleich unablässig damit beschäftigt war, jenen Platz zu finden, auf dem sie dem Angeklagten schon einmal begegnet sein mußte. Später, als die Genossin Wendler erneut das Wort nahm, schob sie, da sie von Ahnungen nichts hielt, alle blassen Vermutungen beiseite und versuchte, sich einzureden, sie sei begreiflicherweise erregt, weil der junge

Angeklagte seine Mutter verloren hatte und sich nicht überzeugen lassen wollte, daß er sie suchen müsse. Sie vermeinte, viel weniger in der zu beurteilenden Straftat selbst als in eben diesem Begleitumstand der Gesamthaltung des Angeklagten eine moralische Erschütterung entdeckt zu haben, die ihr Pietätsgefühl für den eigenen toten Sohn angriff und verletzte. Von dieser Empfindung, verletzt zu sein, bis zu dem zwangsläufigen Parallelgedanken, ihr eigener Sohn könnte leben und eine gleiche Haltung bekunden wie der Angeklagte Hecht, war es nur noch ein Schritt! Schon als bloße Vorstellung peinigend, unerträglich und widerwärtig. Else stellte sich also vor – ihre ganze bisherige Entwicklung, ihre Anschauung von dem, was menschlich war, zwang sie förmlich dazu –, daß „ihr Hans“ wenn er lebte und achtzehn Jahre alt wäre, niemals in einen auch nur ähnlichen Zustand wie den, in dem sich Hecht befand, hätte geraten können. Oh...! Sie erinnerte sich ja noch recht gut der beinahe pedantischen Zuverlässigkeit, des soliden Pflichtgefühls und der ernsthaften Gesinnung ihres verunglückten Sohnes und dachte bewegt: Mein armer Hans – wenn *ich* ihm verlorengegangen wäre, er hätte seine Mutter gesucht... und auch gefunden!

So viele durchaus verständige und eitle Gedanken beschäftigten Else in den wenigen Minuten, die ihr zur Besinnung blieben, daß ihr natürlicher Mutterinstinkt, eben das, was man die „Sprache des Blutes“ nennt, vollständig erstickt wurde und ihr nach wie vor, soviel sie sich auch plagen mochte, nichts blieb als jene sonderbare Erregung, die sie sich vergebens zu erklären versuchte. Ja, sie betrog sich sogar auf eine derart erstaunliche Weise, daß sie sich schließlich einredete, die hellen grauen Augen des Angeklagten hätten sie an die auffallend ähnlichen Augen ihres Sohnes erinnert. Und damit glaubte sie bald endgültig, sich ihre bedrückende Beunruhigung überzeugend erklärt zu haben. Dennoch beherrschte sie eine tiefe, unsagbare Scheu, und sie hütete sich wohl, auch nur eine der sie mannigfach quälenden Empfindungen und Gedanken mitzuteilen.

Man beschloß, die Beweisaufnahme zur Sache zu beginnen.

Draußen auf dem Korridor saß Wachtmeister Schulz mit seinen beiden Schützlingen auf der Bank und sah ungeduldig nach der Tür. Er hatte sich, laut Vorschrift, in die Mitte gesetzt und die ganze Zeit Sorge getragen, daß sich die beiden jugendlichen Angeklagten weder durch Worte noch durch Blicke miteinander verständigten. Auch Prause hatte die beiden Frauen zum Ende des Korridors geleitet, wo sie verwirrt, zuinnerst aufgewühlt und stumm herumstanden, nach der fernen Bank hinblickten und nicht wußten, wie sich nun alles entwickelte. Sie hofften immer, daß Jürgen einmal zu ihnen hinsehen würde, aber er tat es nicht. Er starrte blaß und unbewegt in seinen Schoß.

Zuerst hatte er mehrfach versucht, einen Blick – einen einzigen Blick von Ole zu erhaschen, um nur wenigstens im Schatten eines Zeichens, das der große angebetete Freund ihm gab, zu erahnen, woran man nun war mit allem und wohin es weitergehen sollte. Aber Ole hatte gleich, als sie sich setzten, die Hand vors Gesicht genommen und seinen Blick verborgen. Jürgen begriff es nicht. Er fühlte sich unendlich elend und allein gelassen, und ein gestauter Tränenstrom verschloß seine Kehle wie ein harter Stein. Er war tief enttäuscht, beleidigt und verzweifelt. Und wenn sein noch naiver, vertrauensvoller Kinderverstand hätte ahnen können, bis zu welchem Grade enttäuscht, beleidigt und verzweifelt der große, unbegreifliche Freund war, dann hätte ihn eine Angst vor dem Leben übermannt, von der er bis zu dieser Stunde noch nichts wußte.

Hans saß vornübergeneigt, die Stirn zwischen den Händen, und wiederholte sich in Gedanken den qualvollen Dialog, den er bisher mit seiner Mutter geführt hatte. Sein Selbstbewußtsein war verletzt, und die Feindseligkeit zwischen ihm und der Mutter, während der Verhandlung mehrfach aufgeflackert, deutete auf Schlimmes, das noch bevorstand. Vermutlich hatte er sich bis zu einem Grade verändert, der ihn unerkennbar machte. Aber wenn er selbst aus seinem Spiel gegen diese Frau, die er haßte, alle Verstellung strich, die sich daraus ergab, daß er sich Olaf Hecht nannte, dann zeigte sich erst die Kluft, die ihn in Wahrheit von der Mutter und die Mutter von ihm trennte. Nah waren sie einander nie gewesen. Jetzt aber, nach sechs Jahren, hatten sie zweierlei Auffassung vom Leben, und darüber war nicht hinwegzuschwatzen. Es ließ sich auch nicht wiedergutmachen. Auch dann nicht, wenn er sich zu erkennen gab. Seine Eigenschaft „Sohn“ war unwesentlich geworden. Er fühlte es. Sie waren nun beide zwei Menschen ohne Zauberstab und eins zwei drei . . . einer des andern Unglück, einer des andern Schuld. Dann erst, wenn sie es weiß, dachte Hans, wird sie mich wirklich hassen. Wozu also muß sie es wissen? Er beschloß, nichts mehr zu tun, was ihrer Blindheit entgegenwirken konnte.

Matt und wie zerschlagen erhob er sich, als Prause die Aufforderung des Gerichts überbrachte, den Saal erneut zu betreten. Er blickte nicht zum Richtertisch, als er seiner Bank zuschritt, spürte dennoch den ihn verfolgenden Blick der Mutter in seinem Rücken. Eine tiefe Unlust hatte ihn befallen, sich ihr überhaupt noch einmal zu nähern. Jede Art von Geschwätz war ihm durchaus widerwärtig, und er war sicher, daß nichts anderes mehr als bares Geschwätz zu erwarten sei. Er jedenfalls hatte seiner Mutter nichts Ernstliches mehr zu sagen – nichts, das zählte. Er wäre aber in diesem Augenblick auch nicht mehr fähig gewesen, den ersehnten Sprung übers Geländer zu tun. Die Wahrheit zu sagen: er hatte den beabsichtigten Sprung im Augenblick regelrecht vergessen.

Die Verhandlung wurde wieder aufgenommen, verlief eine Weile nach dem für Beweisaufnahmen zur Sache vorgesehenen Schema, die Mutter forderte ihn und Jürgen auf, sich von der Anklagebank zu erheben und zur Kenntnis zu nehmen, daß Herr Briska vom Jugendfürsorgeamt des Magistrats von Groß-Berlin als ihr Beistand fungiere. Hans erhob sich, nahm stumm zur Kenntnis, fixierte den genannten Herrn ebenso zerstreut wie verächtlich, stellte fest, daß er seine Brille zurechtrückte, und die Mutter ließ sich erneut vernehmen: „Kollege Briska wohnt der Verhandlung bei, um alle jene Gründe vorzutragen, die die Anklage entlasten können.“

Hans war auch diese Bemerkung vollkommen gleichgültig. Er stand teilnahmslos, abgewandten Blickes, und setzte sich ebenso, als seine Mutter dazu aufforderte, wieder hin. Auch die beiden Frauen, die ihre alten Zuhörerplätze wieder eingenommen hatten, beachtete er nicht. Schließlich, nach einigen nebensächlichen Erörterungen, hieß es, die jugendlichen Angeklagten sollten nunmehr gemeinsam vor den Richtertisch treten, um wahrheitsgetreu ihre Aussagen zur Sache zu machen. Beide standen auf und traten vor den Richtertisch.

Hans, ganz befangen in seiner üblen Stimmung des „Komme, was wolle“ hielt die Augen niedergeschlagen, sich den Anblick der Mutter nach Möglichkeit zu ersparen. Er hörte nur ihre Stimme. Sie redete etwas von der Wahrheit – vom Sinn der Wahrheit . . . und warum die Menschen nur dann zusammenleben könnten, wenn sie einander die Wahrheit sagten.

Sollten diese nutzlosen Schwatzereien etwa ihm gelten? Schöpfte sie Verdacht? Kam jetzt ein Sinn ins Ganze?

Ein schneller Blick überzeugte ihn, daß die Worte über die Wahrheit tatsächlich ihm galten, jedoch arglos und mit der Absicht ins Allgemeine gesprochen wurden. Mutter sah ihn wohl an, als er hochblickte, meinte aber fraglos den vor ihr stehenden Olaf Hecht, dem sie ohne Zweifel mißtraute. Sonderbarerweise erregte diese Feststellung in Hans einen neuerlichen, heftigen Unmut, und er errötete vor Zorn über ihre unbegreifliche Dummheit und seine eigene, nicht minder dumme Erregbarkeit. Schweig doch, zum Teufel . . . schweig! befahl er sich selbst in Gedanken. Da spürte er plötzlich, daß sich Jürgens Hand in die seine schob. Der Junge wurde wohl ängstlich, weil die schwarze Frau da oben so ernst von der Wahrheit sprach, und suchte nach alter Gewohnheit den Halt, den er bis dahin immer in der großen Hand seines Freundes gefunden hatte. Instinktiv hielt Hans die kurze rauhe Jungenhand einen Augenblick fest, so sich selbst beruhigend, bemerkte jedoch, daß seine Mutter es sah, und löste sich wieder. Sie sollte nichts sehen, nichts wissen. Doch zu seinem großen Ärger fragte sie sofort: „Wie lange kennt ihr euch schon?“, und von der Wahrheit war nicht mehr die Rede.

Hans war entschlossen, keine Auskunft zu geben. Aber der naive, kleine Kerl neben ihm antwortete prompt: „Achtzehn Monate und elf Tage.“

Hans ermaß, was diesem Jungen die Stunde seiner Ankunft im Nest bedeutet hatte, und aller Zorn wich aus seinem Herzen. Der Kleine besaß, was er verloren hatte: die Lust zum Glück.

Begriff sie das? Hans linste, die Stirn furchend, übers Katheder. Sie versuchte, ein kleines Lächeln zu unterdrücken, sagte erstaunt: „Das weißt du aber sehr genau, mein Kind“, und noch immer lächelte sie. Ihr Grübchen in der rechten Wange war auch noch da. Als Kind hatte er oft darauf geschaut, und so wollte er ihr das jetzt nur gespielte Erstaunen keineswegs ankreiden. Ohne Lüge kam sie überhaupt nicht voran, denn sie war blind. Also mochte es hingehen...

„Olaf ist dein Freund“, sagte sie.

„Ja.“

„Dein einziger?“

„Ja.“

„Und du hast ihn gern...“

Jürgens Ansicht zu diesem Punkt ging wohl über jeden Begriff hinaus. Er schnaufte entrüstet und knurrte: „Frage ick Ihnen denn so wat?!“

Es war eine Abfuhr. Hans blickte prüfend, wie sie's aufnahm. Er bedauerte fast, daß sie geschickt parierte: „Ich habe auch nicht versucht, Buntmetall zu stehlen, mein Junge.“ Das Grübchen war verschwunden, aber sie wahrte ihr Gesicht, fuhr gelassen fort: „Um dir weiterzuhelfen, Jürgen, muß ich wissen, wer dich dazu veranlaßt hat. War das deine Idee?“

„Klar!“

An der blanken Unwahrheit dieser Aussage war nicht zu zweifeln. Hans wartete schweigend, bis er den Blick der Mutter auf sich fühlte, dann schüttelte er langsam den Kopf. Den schuldlosen kreuzbraven Jungen an seiner Seite nachdrücklich herauszupauken, hielt er für seine selbstverständliche Pflicht. Zugleich war diese unendlich langweilige Geschichte mit dem Buntmetall eine Nebensache, ein bloßes Hirngespinnst, welches ihn jetzt derart verdroß, daß er, um es möglichst rasch abzutun, seiner Mutter dies Zeichen gab. Eine sonderbare Zusammenarbeit war plötzlich entstanden.

Sie schien überrascht, fast irritiert, fragte wieder den Jungen: „Vielleicht hat dich dein Freund Olaf dazu aufgefordert, dich darum gebeten oder auch vielleicht, damit du es tust, geschlagen?“

Jürgen errötete bis zu den Schläfen hinauf. „Geschlagen... Ole?“ Ein kurzes, heiseres Auflachen wies diese Vermutung empört zurück.

Merkte sie noch immer nicht, wie hilflos sie in ihrem eigenen Nebel saß? Anscheinend nicht. Sie dachte zuviel und wollte eben doch – nichts wohl konnte sie davon abbringen – eins zwei drei alles gutmachen. In ihren

Augen glomm Unruhe und Vorwurf. Mit einer Neigung des Kopfes deutete sie auf den Jungen. „Sie sehen! Hoffentlich begreifen Sie auch, was Sie angerichtet haben.“

Er schwieg. Ihr Gedanke traf ihn nicht. Er traf an ihm vorbei. Nicht er hatte angerichtet. Das Leben richtete an. Was wollte sie, die in der Vergangenheit so vieles hatte anrichten lassen, von ihm? Weniger schuldig war sie allenfalls. Und wenn er sie nicht als Richterin wiedergefunden hätte, sondern bloß als eine arme, verprügelte Frau Poremsky, wäre er vielleicht imstande gewesen, sie für schuldlos zu halten. Aber sie hatte ja eine „Aufassung“. War auch noch stolz darauf. Wie konnte sie also schuldlos sein?

„Nun erzähl mal genau, Jürgen“, sagte sie jetzt, „wie das war in der Nacht vom 12. März...“

Jürgen erzählte. Unbeholfen und mit nur halben Sätzen baute er zum fünftenmal eine simple Geschichte auf, die er schon viermal erzählt hatte und die ihm eigentlich im Ergebnis der ersten Verhöre auf der Inspektion durch mancherlei Frage und Gegenfrage und Kreuz- und Querfrage müheelos eingefallen und geradezu aufgedrängt worden war. Sie waren eben vom Westsektor aus ganz zufällig an dem besagten Trümmergelände vorbeigekommen, hatten die Tafel mit dem Hinweis auf die Einsturzgefahr gelesen, und er hatte eben die Idee gehabt, daß da noch viel Buntmetall zu finden sein müsse...

Hans ergänzte die Geschichte, indem er erklärte, es sei natürlich seine Idee gewesen, und so hätte man sich über einen Ziegelsteinwall in die Innenhöfe begeben, dort im Taschenlampenlicht herumgesucht. – Mutter fragte wieder entsetzlich dumm, ob sie lange gesucht hätten, und er antwortete voller Ingrim: „Ja – lange!“

Dann hatten sie eben die Schüsse gehört und waren über den dritten Innenhof in den Ostsektor entflohen. Punktum! Keine Macht der Welt konnte mehr verlangen als eine derart einleuchtende, runde Aussage. Überdies war Hans fest überzeugt, daß sie für seine Mutter und ihr Richteramt vollauf genügte. Sie mußte ihr genügen, um Recht zu sprechen! Was wollte sie, die verstockte, blinde Närrin, noch mehr? Für sie war nun der Augenblick da, eine Predigt zu predigen, die diesem Herrn Briska vom Magistrat einleuchtete, dann gab's ein Urteil, und man konnte endlich nach Hause gehen. Hans spürte mit allen Fibern seiner überspannten Nerven, daß er todmüde war. Todmüde... Wieder war dieser große Berg Erde über ihm. Aber jeder selbst nur animalische Lustfunke, sich noch einmal herauszugraben, war von ihm gewichen. Er sah sich selbst liegen, glotzend und blöde – ein dumpfwundes Tier. Warum fiel er nicht wirklich nieder vor dem Richtertisch, schlug sich, wie ihm zumute war, mit den geballten Fäusten auf die Stirn, bis er tot lag? Warum nicht?

Sie war unerträglich, wie sie saß und zuhörte. Absolut unerträglich! Mischte sich denn niemand von den andern ein? Sie glaubte die hübsche Geschichte nicht. Er sah es an ihren Augen, hörte es in ihrer Stimme, wenn sie eine Zwischenfrage stellte. Und doch schwiegen alle, und niemand zwang sie, zu glauben und endlich ein Ende zu machen. Er hätte brüllen mögen: Schluß – Schluß . . .! und war doch wie gelähmt. Eben jetzt erst fiel ihm ein, daß sie ihm einmal, als er die Kartoffeln nur halbgar gekocht hatte, sagte: „Was man auch tut, es muß bis zum Ende getan werden.“

Ja – sie sollte ihr Ende haben! Ob sie sich nun zufriedengab oder nicht. Natürlich gab sie sich nicht zufrieden. Er kannte sie ja. Sie war immer unduldsam gewesen. Obwohl sie ihn doch damals belogen hatte. Und die Geschichte der Nacht vom 12. März schien sie nicht einmal sonderlich zu interessieren. Wozu saß sie dann überhaupt auf ihrem Richtertisch?

Jetzt beugte sie sich wieder zu diesem Jürgen vor und bemerkte sonderbar ruhig: „Ich weiß gar nicht, Junge, wie mit dir nun verfahren; auf Buntmetalldiebstahl steht Strafe . . .“

„Zwee Jahre“, ergänzte der Junge trocken.

„Ach, du weißt das schon?“

„Ick hab mir erkundigt.“

„Aber mein lieber Junge“, sie schüttelte ernst den Kopf, „das bring ich nicht fertig. Du bist doch kein Verbrecher. Oder?“

Jürgen zuckte die Achseln, sprach wie ein Alter: „Im Jefängnis wer ick noch mehr versaut. Det sagense alle – in de Magazinstraße.“

Sie hob den Kopf, wechselte einen Blick mit der Staatsanwältin. „Wir haben auch Jugendwohnheime. Da kann man Schach spielen, basteln – lernen . . . Spielst du Schach?“

„Nee.“

„Warum nicht?“

Hans spürte deutlich, daß Jürgens Blick an ihm hochglitt – langsam wieder abfiel. War es seine Schuld, daß Jürgen nicht Schach spielte? Mutter schien das Schachspiel für unumgänglich zu halten. Gut! Sollte sie auch das noch haben. Es war ohnehin schon alles egal. Er hörte sich selbst langsam sprechen: „Ich habe vergessen, es ihm beizubringen.“

„Sie vergessen viel.“

Ihr Blick war aber nicht feindselig. Eher suchte er nach Hilfe. Die Mundwinkel in dem vertrauten, gealterten Gesicht waren leicht nach unten gebogen. Sie war wohl auch todmüde . . . hoffentlich!

Ich müßte Mitleid mit ihr haben, dachte er mühsam. Ich habe doch Mitleid mit Frau Poremsky. Warum nicht mit ihr?

Sonderbar still war es jetzt im Saal. Er spürte, daß alle ihn anglotzten. Im Rücken glotzte dieser Mensch vom Magistrat, vor ihm saßen vier Fremde

hinter dem Katheder und glotzten. Und niemand bewegte sich. Sie saß in der Mitte von allem, starrte ihn unverwandt an, klappte plötzlich mit einer einzigen Bewegung den vor ihr liegenden Aktendeckel zu. „Wir werden den Prozeß vertagen, Olaf. Wissen Sie, warum?“

In ihrem Ton war eine Brühigkeit, die ihn befremdete. Er schwieг betroffen. Mit einer Vertagung hatte er nicht gerechnet. War das ein Hinterhalt? Ein Rückzug? Ein Angriff?

„Oder halten Sie Ihre Sache hier vor Gericht für abgeschlossen? Wenn ja, lasse ich mich gern von Ihnen belehren.“

„Nein“, antwortete er mechanisch. Er war wirklich nicht dieser Ansicht. Aber seine Lippen waren plötzlich so trocken, als hätte er Asche geschluckt. Woher kam der Ton ihrer Stimme?

„Sie haben Dummheiten gemacht, Olaf. Das ist schlimm, aber damit kommen wir zurecht“, sagte sie, und es klang genauso wie damals im Friedrichshain, als sie ihn an der Hand hielt ... „Nein, mein Kind – das jetzt ist keine Zeit.“

Wollte sie jetzt endlich Wahrheit? Sie war blaß, in ihren Augen schimmerte Licht. Es traf ihn wieder wie durch einen Nebel – aus weiter Ferne zu ihm hinleuchtend. „Schlimmer ist, daß Sie nicht aufrichtig sind. Sie haben kein Vertrauen. Sie betrachten mich als Ihren Feind.“

„Ja“, fiel es ihm müde von den trockenen Lippen, „ich bin ein Verbrecher.“

Sie ließ keinen Blick von ihm. „Warum denn?“

„Sie wollen es doch so haben.“

Rede und Gegenrede waren Schläge, aber sie wehrte sich nicht, saß blaß und reglos, und ihre brühige Stimme zitterte. „Sie sind kein Verbrecher. Ihr Gesicht spricht die Wahrheit, die Sie nicht wahrhaben wollen. Ich sehe es.“

Er warf ihr einen bitterbösen, ungläubigen Blick zu, denn er erkannte, wie hoffnungslos recht er hatte: sie sah die Hauptsache noch immer nicht.

Leise und eher traurig als ermahnend fuhr sie fort: „Ihr beide habt alles halb gemacht in euerm Leben. Das kann, wenn ihr nicht dagegen ankämpft, zum Verbrechen werden. Davor möchte ich euch bewahren, und darum vertagen wir den Prozeß – verstehen Sie mich, Olaf? Alle beide habt ihr vor euch hingelebt und nur an euch selbst gedacht, nicht an eure Mutter. Da beginnt die Schuld. ‚Selbständig‘ wolltet ihr leben. Was aber hat euch die Selbständigkeit genutzt? Lauter Dummheiten habt ihr gemacht – nichts Vernünftiges. Gängeln muß man euch nun wie Babys. Schämt euch!“

Hans starrte benommen auf die Tischplatte vor dem Katheder. Er fühlte, daß ihn etwas getroffen hatte ... etwas Unsagbares, das nicht zum Plan der Rede gehörte und eigentlich nur im Ton der Stimme mitschwang. Sie redet,

als ob sie unsre Mutter wäre, dachte er, sah sich apatisch um. Auf dem Seitentisch, an dem dieser Magistratsmensch saß, stand eine Karaffe mit Wasser. Ich werde sagen, daß ich Durst habe . . . Ich muß es ihr ersparen. Es wird ihr sehr übel werden, wenn sie begreift, daß sie meine Mutter ist . . .

Jürgens Fäuste lagen auf der Tischkante. Helle, dicke Tropfen fielen senkrecht zwischen ihnen nieder. Träne um Träne sammelte sich auf dem Tisch zu einer kleinen Lache. Der Junge rührte sich nicht, stand mit gesenktem Kopf. Er schämte sich wirklich. Die Frau da oben hatte es fertiggebracht, ihn zu erschüttern. Weil er ein guter Kerl war. Wenn sie ihn nur noch ein bißchen „gängelte“ in den nächsten Wochen, dann kam er sicher wieder ins Lot. Er war erst vierzehn . . .

„Ich bin schon achtzehn . . .“

Hatte er das eben laut gesagt? Es war doch totenstill gewesen die ganze Zeit. Alle hatten gegessen wie Steinfiguren und geglottzt. Er aber hatte Durst. Warum sprach er überhaupt? Er stand doch neben sich selbst und beobachtete sich mit überwachem, geschärftem Sinn. Die Lippen waren wie ausgedörrt, die Narbe rot aufgequollen und schmerzend. Er hörte sich selbst sprechen mit einer fremden, dumpfen Stimme: „Wenn ich noch einmal anfangen könnte, vielleicht könnte ich mich auch schämen – wie er. Aber ich bin viel zu alt für das, was Sie wollen. Leider.“

Ihre Augen wurden dunkel. „Sie wissen ja noch gar nicht, was wir wollen.“

„Doch, ich soll Bäume ausreißen und – Berge versetzen . . . Ich kenne das.“

Er winkte mit einer Geste ab. In seinem Mund war ein bitterlicher Geschmack von Galle. Er blickte wieder zur Karaffe hin. „Kann ich ein Glas Wasser haben?“

Der Mann hinter dem Tisch sah fragend zur Mutter hin, sie nickte stumm. Eilfertig goß er das danebenstehende Glas voll Wasser, reichte es Hans, ihn zugleich durch die Brillengläser musternd, als betrachte er einen sich nähernden Tiger. Er schien erschrocken und verstört. Hans griff nach dem Glas und trank in einem Zug. Vielleicht hat mein Text dem Mann Angst gemacht, fuhr es ihm durch den Sinn, hört er wohl nicht alle Tage.

Er stellte das leere Glas wieder auf den Tisch. Die beiden Frauen dahinten auf der Zuhörerbank glotzten auch verängstigt. Sie waren zusammengerückt, hatten offene Münder, hielten die Hände im Schoß. Was war nur los? Warum sprach niemand? Die Stille im Saal war unheimlich. Vor den hohen Fenstern tanzte eben ein neues Schneegestöber, und das Tageslicht ergraute. Ihm fiel ein, daß seine Hand gezittert hatte, als er trank. Hatte sie es gesehen? Er fühlte, daß sie wartend saß und auf seine Füße starrte. Er nahm den rechten Absatz, den er nach seiner Gewohnheit auf die linke

Schuhkappe gestellt hatte, herunter, wandte sich langsam um, ging wieder die drei Schritte zum Richtertisch zurück – direkt auf sie zu. Er wußte schon, daß sie sich verfärbt hatte. Jetzt sah er es. Ihre Hände lagen gefaltet auf dem Aktendeckel, krampfhaft ineinander verkrallt – blutleer, kalkweiß. Aber auch er hatte schon die Tischkante erreicht. Das Blut stieg ihm in Wellen zu Kopf, sackte auch in Wellen irgendwohin fort. Dann konnte er sich mit beiden Händen an der Kante festhalten. In seinen Ohren war ein Sausen. Er hörte gar nicht deutlich, was sie sprach, aber er wußte, was bevorstand. Sie schien es nun endlich auch zu wissen.

„Haben wir uns nicht schon gesehen? fragte sie tonlos.

Sein Herz schlug hämmernd gegen die Rippen. Er mußte einen Augenblick warten, bis er wieder zu Atem kam. „Vor einem Jahr, glaube ich. Auf dem Bahnhof Alexanderplatz ...“

Hatte er es gleichmütig genug gesagt? Es schien so, und vielleicht gab es noch einen Funken Hoffnung. Sie runzelte die Brauen, mühte sich gequält um Besinnung, blickte vage ins Leere, suchte dann wieder fragend seine Augen.

Das erstemal an diesem furchtbaren Tag hatte er Mitleid mit ihr.

„Sie hatten einen schwarzen Mantel an, trugen unterm Arm eine braune Aktenmappe ... ein Herr ging neben Ihnen. Sie sprachen mit ihm ...“

Ihr schneeweißes Antlitz verfinsterte sich. Die Falte zwischen den Brauen wurde tief und schwarz. Sie senkte die Lider. „Sie haben sehr genau beobachtet. Aber ich erinnere mich. Ich sah Sie nur flüchtig ...“

„Ja. Nur flüchtig.“

Noch einmal hob sie den Blick, starrte aus weiten Augen, in denen namenlose Qual und jäh entfachter Zorn zu schmerzlicher Glut aufloderten, zu ihm hin. „Und – früher nicht?“

Sie hatte es kaum noch geflüstert – eigentlich nur hingehaucht. Ihre Stimme versagte.

Er hob die Schultern. „Da war ich noch ein Kind. Das mußten Sie wissen ...“

Er fühlte ganz deutlich, daß er wach war und lebte, und meinte doch, er sei versteinert und leblos. Er empfand auch, es sei ihm zum Weinen, aber er konnte nicht weinen. In ihm waren keine Tränen. Alles war vertrocknet und ohne Natur. Er sah, daß die Lippen seiner Mutter sich noch bewegten, seinen wahren Namen zu sagen. Er sah, daß sie sich von ihrem Stuhl erhob, mit den Händen ins Leere griff und vornüber niederfiel. Der fremde Mann neben ihr fing sie in seinen Armen auf. Er aber, der Sohn, stand in finsternem, eisigem Entsetzen – beladen und stumm.

Später drangen Worte an sein Ohr. Die andere Frau im Talar sprach etwas, was er nicht verstand. Er fühlte, daß ihm jemand auf die Schulter

klopfte. Es war Wachtmeister Schulz. Der sprach auch zu ihm, sein Ohr aber empfing nur ein unerkennbares Geräusch. Der Wachtmeister nahm ihn beim Arm, führte ihn aus dem Saal. Arm in Arm auch gingen sie über den langen Korridor. Seine Beine liefen mechanisch. Er sah nichts, hörte nichts, dachte nichts. Einer am andern hängend, stiegen sie dunkle Treppen hinauf, standen im Dunklen vor der großen schmiedeeisernen Tür. Sie wurde geöffnet, er ging hinein.

Dann saß er wieder in dem hellen, kahlen Zimmer mit dem vergitterten Fenster.

Seine Mutter erwachte erst auf dem Krankensofa des Betriebsambulatoriums aus ihrer tiefen Ohnmacht. Sowohl die Schwester als auch die Genossin Wendler bemühten sich zunächst, sie wiederzubeleben, später erschien ein Arzt und gab beruhigende Herztropfen. Er hörte, was sich ereignet hatte, und bemerkte kopfschüttelnd: „Ein ungewöhnlicher Fall.“

Die Kunde aber von diesem ungewöhnlichen Fall verbreitete sich in dem großen Gerichtsgebäude mit den vielen Treppen und Türen ebenso schnell wie die innerste Anteilnahme. Aus allen Etagen und Amtsbezirken kamen, von Gerichtsdienere Prause tunlichst vorbereitet, mitleidige Menschen zum Ambulatorium, erkundigten sich nach dem Befinden ihrer beliebten Kollegin, fragten, ob sie irgendwie helfen könnten, und baten zunehmend dringlicher um Einzelheiten. Genossin Wendler gab Auskunft, soweit es ihr möglich war, ersuchte jedoch, von weiteren Kundgebungen der Teilnahme zunächst Abstand zu nehmen, da die Kollegin Troth nunmehr äußerster Ruhe bedürfe. Dennoch – als Else sich so weit gefaßt hatte, daß sie ihr Amtszimmer aufsuchen konnte, wurde sie schon im Vorzimmer von ihren Mitarbeiterinnen mit jener scheuen, vorsichtigen Aufmerksamkeit empfangen, die nicht nur ein ungewöhnlicher, sondern auch ein problematischer Fall bedingt. Sie hatten auf ihren Schreibtisch ein Wasserglas mit Blumen gestellt, denn ein Sohn ist ein Sohn.

Das Haustelefon begann zu läuten. Else griff in einem Zustand grenzenloser Ermattung nach dem Hörer, beantwortete die vielerlei Ausrufe des Erstaunens, der Neugier und der Lust am Außerordentlichen meist nur mit Ja und Nein und legte den Hörer schnell wieder auf die Gabel.

Auch Staatsanwältin Meller vom Stadtbezirk Friedrichshain bat energisch um Verbindung.

„Wie haben Sie ihn denn schließlich erkannt?“ forschte sie.

„Ja“, sagte Else apathisch.

„So mitten im Gerichtssaal – ist ja allerhand!“ rief die Stimme über den Draht.

Else legte den Hörer auf.

Sie konnte nicht begreifen, warum und mit welchem Recht die Menschen sie so gedankenlos verhörten und quälten. Sie erwog, das Gerichtsgebäude unverzüglich zu verlassen und nach Hause zu fahren, obwohl sie doch genau wußte, daß sie dieses Haus, in dem sich ihr Sohn befand, keinesfalls verlassen würde.

Schließlich betrat Staatsanwalt Kilian ihr Amtszimmer. „Genossin Else, was höre ich – um Gottes willen . . .“

Er war erregt und stammelte herzliche Worte der Zuneigung und Freude und Besorgnis, zog einen Stuhl heran und fragte bekümmert: „Was tun wir nun?“

Auf diese Frage wußte auch Else keine Antwort. Sie saß da – jetzt endlich von einem heftigen Weinkrampf geschüttelt – und war unfähig, auch nur einen Gedanken zu fassen.

Er nahm ihre Hand. „Steht’s denn schlimm mit ihm?“

Sie nickte, suchte weinend nach ihrem Taschentuch und fand es nicht. Sie hatte es ja ihrem Sohn gegeben, zuckte hilflos die Achsel. Kilian ging ins Vorzimmer, schickte zum Ambulatorium, ließ sich die Akte „Hecht und Ott“ reichen, überflog schnell die Vernehmungsprotokolle und bat die Sekretärin, ihre stenografischen Notizen der Vormittagsverhandlung vorzulesen. Als er sich ein ungefähres Bild gemacht hatte – auch die Krankenschwester hatte Else inzwischen aus der Verlegenheit geholfen –, betrat er wieder das Richterzimmer. „Ich werde versuchen, noch im Laufe dieses Tages eine Aufhebung des Haftbefehls zu erreichen. Das scheint mir erst einmal die Hauptsache.“

Else nickte geistesabwesend, wollte sich anscheinend in alles fügen, wie es kam.

„Damit übernehmen wir natürlich die ganze Verantwortung“, ergänzte Kilian vorsichtig.

Sie nickte auch hierzu.

„Willst du hier in deinem Zimmer jetzt noch einmal mit ihm sprechen?“

„Ja.“ Sie trocknete ihre Tränen, versuchte mit aller Gewalt, sich zusammenzuraffen. Hans hatte recht behalten. Sie weinte nun wie Frau Poremsky. Aber davon sprach sie nicht, und Kilian verließ das Zimmer.

Zum erstenmal seit dem frühen Morgen war sie nun allein und wurde sich klar, daß sie Angst hatte vor der Unterredung mit ihrem Sohn. Sie zweifelte nicht mehr daran, daß er sie bereits zu Beginn der Verhandlung, ja schon bei seinem Eintritt in den Gerichtssaal erkannt hatte, und die Vergegenwärtigung dieses Tatbestandes ließ sie erschauern. Sie fragte sich immer wieder, was ihn bewogen haben konnte, mit seiner Mutter ein derart raffiniertes, im tiefsten abnormes und bösartiges Spiel zu treiben, von dem er genau wußte oder zumindest wissen mußte, daß es viel weniger ihre

Richterwürde und viel mehr ihre Menschenwürde verletzte. Er hatte sie – das begriff sie jetzt erst in vollem Umfang – in allem treffen wollen. Als Richter, als Mensch und als Mutter. Der Hauptschlag aber, schien ihr, war gegen die Mutter gerichtet. Sie rief sich die einzelnen Szenen der qualvollen Verhandlung noch einmal ins Gedächtnis zurück, erinnerte sich der Art und Weise, in der er vor ihr gestanden, sie angeblickt und auf ihre Fragen geantwortet hatte. Alles war, nach Überwindung des ersten, tiefen Schrecks und des ihm folgenden körperlichen Unwohlseins, ein Plan gewesen, ein vorsätzliches Hintergehen, ein beispielloser Nihilismus in der Gesinnung. Aus welchen Abgründen kam das? Was hatten sechs Jahre aus ihrem prächtigen Jungen gemacht? In der Zeit, da sie ihn tot geglaubt, hatte er gelebt. Nun stand er groß und feindselig vor ihr und erklärte, er sei eben ein Mensch ohne Auffassung und wolle nicht mehr leben. Er hätte die Lust verloren, sagte er.

Sie warf sich stöhnend über den Schreibtisch, barg den Kopf in den Armen. Aus dem wüsten Gemenge ungeordneter, alter Erinnerungen trat wieder ihr letzter Wortwechsel mit ihm hervor – damals im Treppenhaus. Er hatte gesagt: „Direktor vom Zoo werd ich, damit du's weißt ...“, und sie hatte geantwortet: „Mach erst deine Volksschule halbwegs zu Ende ...“ Aber dann hatte sie ihm doch einen Kuß gegeben. Sie wußte es genau. Einen Kuß ...

Wußte sie sonst noch was? Nein – sie wußte nichts. Nur eins wußte sie: Sie hätte nicht wegfahren dürfen! Vergebens hatte sie sechs Jahre lang versucht, ihre Schuld zu beschwichtigen. Nun stand sie wieder vor ihr, deutete, anklagend Zeugnis gebend, auf den Sohn vor dem Richtertisch und sprach: Er hatte keine Mutter ... er hatte keine Mutter ... keine Mutter ...

Die Worte wurden zu Gespenstern, tanzten ihr im Kreis um den zerquälten Sinn, daß sie sich, von Furcht entsetzt, in diesem Augenblick – wäre nur ihr Sohn bei ihr gewesen – mit einem Aufschrei der Verzweiflung an seine Brust geworfen hätte. Aber sie war noch immer allein, hob lautlos den Kopf aus den Armen, starrte auf die hohen holzgetäfelten Wände ihres dunklen, kalt-feierlichen Gemachs, in dem sie sich noch nie wohlgefühlt hatte, und wartete. Die Tränen waren versiegt, doch eine graue, schlimme Ahnung trübte ihr die Hoffnung. In dieser elenden Bedürftigkeit nach Hilfe und Rettung vor dem peinigenen Alleinsein kam ihr der Gedanke, Kolbe zu verständigen, den einzigen Menschen, dem sie sich vorbehaltlos anvertrauen konnte. Sie wollte schon nach dem Telefonhörer greifen, als es klopfte.

Wachtmeister Schulz steckte den Kopf durch die Tür, fragte mit einem gutmütig unbeholfenen Ausdruck der Diskretion und Rücksichtnahme: „Kommen wir richtig?“

Sie nickte stumm, erhob sich dann.

Hans betrat das Zimmer.

Eine Weile standen sie einander wortlos gegenüber, und zwischen ihnen war das Nichtauszusprechende, das sie in gleicher Weise tief betraf wie ein hohes Gitter. Diesseits und jenseits dieses Gitters wußte einer vom andern nicht, wer in Wahrheit vor ihm stand. Die Mutter? Der Sohn? Dergleichen Menschlichkeiten betreffen nur die Natur. Der Mensch aber besteht nicht nur aus Natur. Das wußten sie jetzt beide allzu gut, denn sie hatten einen Prozeß hinter sich. Else hob endlich, die beklemmende Pause zu überbrücken, die zitternde Hand, als wolle sie auf den bereitstehenden Stuhl deuten, meinte jedoch, Hans wenigstens möge durch das trennende Gitter hindurchgehen und auf seine Mutter zukommen. Aber er kam nicht auf sie zu, stand, wo er stand, gesenkten Blickes, totenblaß und in sich gekehrt. Er war entsetzt und unfähig, in diesem wider seinen Willen erzwungenen Augenblick auch nur einen Schritt zu tun, der ihn seiner Mutter näherbrachte. Wer war sie denn? Eine Fremde auf einem verdächtigen Richterstuhl... Sie hingegen dachte verzweifelt, daß es doch an ihr wäre, nichts mehr zu fragen, sondern dem großen wiedergefundenen Sohn einfach in die Arme zu stürzen und sein Gesicht nach Mutterlust mit Küssen zu bedecken. Wer aber war er, dem sie solche Lust schenken mochte? Einer, der die Arme nicht öffnete, sie zu empfangen, den Fuß nicht hob, ihr entgegenzugehen – ein Fremder, ihr unbekannt und unheimlich. Vielleicht ein Verbrecher...

Zerrissen von Sehnsucht, Furcht und Mißtrauen, tat sie, die Mutter, nichts von dem, was sie als Mutter hätte tun wollen. Sie sagte nur: „Setz dich bitte.“

Er setzte sich schweigend, wartete, bis auch sie Platz genommen hatte. Dann sah er auf. „Was willst du?“ Es war wieder eine Drohung.

Sie wich aus, fragte, ob er schon zu Mittag gegessen hätte. Er verneinte mit dem Bemerken, er hätte keinen Hunger. Sie suchte in ihrer Tasche nach einer kleinen Tüte mit Pfefferminzplätzchen, reichte ihm die Tüte hin. Er lehnte dankend ab. Sie sagte ihm dann, daß wohl noch im Laufe dieses Tages die Aufhebung des Haftbefehls erwirkt würde. Er hörte auch dies, ohne sich hierzu in irgendeiner Form der Teilnahme zu äußern. Erst als sie, an allen Gliedern bebend, die Bemerkung hinzufügte, sie könnten dann, wenn die Formalitäten erledigt seien, sofort zu ihr nach Haus fahren, erklärte er mit der gleichen drohenden Ruhe, daß er nicht mit ihr fahren würde.

Sie verlor ihre bis dahin mit übermenschlicher Anstrengung bewahrte Fassung und begann erneut zu weinen.

Er stand wortlos auf, ging im Zimmer auf und ab. Seine schweren Schritte klangen abwechselnd nah und fern, schließlich lehnte er sich, die geballten

Fäuste vor die Augen pressend, in der Tiefe des Zimmers gegen einen Schrank.

Und niemand kam – zu helfen. Sie mußten sich selbst helfen.

Sie bat ihn schließlich, weil er so weit von ihr stand in dem schmalen dunklen Raum, er möge sich doch wieder hinsetzen – bat ein zweites Mal, bis er endlich seufzend folgte. Aber damit war kaum etwas gewonnen. Nichts, was zählte. Leidenschaftslos, ohne auch nur die Stimme zu heben, sagte er ihr, daß sie nicht mehr zusammenleben könnten und nichts von dem, was geschehen wäre, zurückzunehmen sei. Sie bat ihn kopfschüttelnd, ihr das zu erklären, denn sie könne es nicht verstehen. Er winkte mit einer Geste der Erschöpfung ab, sah sie nicht einmal an. „Du weißt noch immer nicht, mit wem du sprichst.“ Sie drängte verzweifelt, bat inständig. Er erklärte kühl, sie befänden sich nun nicht mehr im Gerichtssaal.

Lange saßen sie dann einander stumm gegenüber wie zwei Kämpfende, denen nur noch die Kraft blieb, einander mit Blicken zu messen, weil die Waffe schon am Boden lag. Sie lehnte bleich in ihrem Stuhl, rang gequält nach Worten, die ihn vielleicht doch noch erreichten. Sie begriff jetzt erst, daß sie wirklich nichts von ihm wußte. Jetzt erst, wie erwachend aus tiefem Erschrecken, begriff sie, daß er nur in der Zeit des Faschismus zur Schule gegangen war und dann nicht mehr; und ihre Angst vervielfachte sich. Ihr Atem ging keuchend, ihre Hände flatterten, es war ihr schwer, zu sprechen. „Ich glaube nicht – ich kann es nicht glauben, daß du schlecht bist, Hans. Du warst es doch nie.“

Er runzelte die Stirn, sammelte ebenso zögernd seine Worte. „Ich glaube das auch nicht. Aber dumm war ich. Ich habe schlau sein wollen wie die andern. Und das liegt mir nicht. Das war meine Dummheit. Wenn ich nicht bei nächster Gelegenheit aus dem Fenster springe oder mich aufhänge, dann ... ich weiß es nicht, Mutter, was dann sein wird. Ich sehe keinen Zweck in dem Ganzen. Und geliebt haben wir uns nie. Warum belügst du dich und heulst? Laß es!“ Er zuckte die Achseln, legte die Hand vor die Stirn und schwieg wieder.

„Du haßt mich“, stammelte sie tonlos, abgewandten Gesichts, „weil ich dich zu spät erkannte.“

„Ach ...“ Er wehrte ab, zischte verächtlich.

„Dann hast du einen Mord begangen“, sagte sie schnell und richtete sich auf. Es war ihr selbst unheimlich, wie ruhig sie das plötzlich aussprach – diese Furcht, die sie seit Stunden marterte.

„Beinahe“, antwortete er kalt und ohne zu zögern. „Das ist dasselbe. Ich war drauf und dran, einen Dummkopf mit einer Zange zu erschlagen. Einen Eisenbahner. Sein Kopf lag schon auf der Erde. Noch einen Schlag, und er war mausetot. Es müßte dich übrigens rühren. Du warst ja auch mal bei

der Eisenbahn. Aber leider kämpften wir beide in diesem Augenblick um unser bißchen Leben *nach* dem Krieg. So ist das unter den Menschen. Du bist jetzt Richter, lügst vom Morgen bis zum Abend, hast wahrscheinlich ein Parteibuch und weißt das nicht mehr. Es liegt immerhin zwei Jahre zurück, und ich werde darüber nichts aussagen. Gib dir keine Mühe!“

Sie saß, ohne Bewegung, ballte die bebenden Hände zu Fäusten, daß die Nägel ins Fleisch drangen, und spürte es doch nicht. Sie spürte, daß sie etwas dachte – immer dasselbe: Ich hasse ihn . . . ich hasse ihn . . . er schlägt auch mich tot, wenn er mich trifft – ich weiß es, daß ich ihn hasse . . . Laut aber sagte sie: „Du denkst wie ein Faschist.“

Er hielt in bösem Gleichmut die schlenkernden Hände zwischen den Knien, saß ein wenig vorgeneigt, hob nur spöttisch die Brauen. „So? Jedenfalls war ich mal ein Pimpf, und ich kann mich dummerweise“, er sprach langsam, jedes Wort betonend, „dummerweise gar nicht erinnern, daß du dagegen protestiert hättest. Du hast gesagt: ‚Warte, bis du groß bist . . .‘ nicht? So war es doch.“

Sie schwieg.

Wenn sie in diesem Augenblick hätte rückgängig machen können, daß sie vor achtzehn Jahren einen Sohn geboren hatte . . . bei Gott! – so schien ihr jetzt –, sie hätte nicht gezögert. Was sie im Folgenden noch sprach, war durchtränkt von Bitterkeit und verzweifelter Verzagen. Mit erstickter Stimme, mehrfach innehaltend und mühsam wieder fortfahrend, sprach sie von ihrer Schuld. Er unterbrach sie in ihrer Rede mit einem kurzen Lachen, spöttelte mit der Gutmütigkeit eines Teufels: „Aber Mutter – du mußtest doch zum Dienst! Mußtun ja alle. Was redest du da!“ Da befahl sie ihm strenge, ihr ein einziges Mal nur ruhig zuzuhören, und sprach von dem eigentlichen geistigen und gesellschaftlichen Inhalt ihrer Schuld, der ihr im Laufe der Jahre und ihrer eigenen Entwicklung zur Sozialistin überhaupt erst bewußt geworden war. Er hörte wohl, ihrem Befehl gehorchend, ruhig zu, aber es erreichte ihn nicht, und wenn sie – wie es in dem alten deutschen Choral heißt – „tausend Zungen“ gehabt hätte und einen „tausendfachen Mund“.

Er blieb verstockt, schlenkerte wieder mit den Händen. „Du sagst ‚Gesellschaft‘. Was ist das? Dummes Zeug. Kenne ich nicht. Gibt es nicht. Eine Lüge gibt es. Die nennt sich vielleicht auch manchmal ‚Gesellschaft‘. Meinetwegen. Interessiert mich nicht.“

Nach geraumer Zeit waren sie endgültig aneinander ermattet und hatten genug.

Dann läutete das Telefon. Staatsanwalt Kilian teilte mit, daß der Bescheid auf seine Intervention noch ausstünde, und empfahl, den jungen Mann zusammen mit Jürgen Ott erst einmal in die Magazinstraße zu schicken, damit er zu seinem Mittagessen käme. Else befand sich in einem Zustand der

körperlichen und seelischen Lähmung, gab apathisch ihr Einverständnis. Die Sekretärin betrat das Zimmer, legte ein diesbezügliches Schreiben zur Unterschrift vor, auch Wachtmeister Schulz kam herein, sagte befriedigt und respektvoll: „Dann fahren wir also mit dem jungen Herrn hier . . .“

Hans erhob sich geistesabwesend, das Zimmer zu verlassen. Er war es seit Wochen gewohnt, sich nur auf Anweisung zu bewegen, und begriff daher nicht recht, was wirklich vor sich ging und weshalb er plötzlich ein „junger Herr“ war. So wandte er sich zur Tür.

„Auf Wiedersehen!“ sagte sie in seinem Rücken.

Er drehte sich noch einmal um. „Leb wohl.“ Dann ging er, begleitet vom Wachtmeister, hinaus.

Else blieb allein zurück, saß noch lange ohne jedes Gefühl für Raum und Zeit in einem Zustand stumpfsinniger Betäubung auf ihrem Stuhl vor dem Schreibtisch und starrte ins Leere. Selbst die Kraft zu weinen war von ihr gewichen. Sie hatte die schwerste und nachhaltigste Niederlage ihres Lebens erlitten.

Hans saß schon in dem engen Gehäuse der „Grünen Minna“ neben Jürgen auf der schmalen Bank, und der Wagen verließ den Innenhof des Gerichtsgebäudes. Als er vom Tor aus die schroffe Kurve zur Straße nahm, purzelten sie zusammen mit Wachtmeister Schulz, der den beiden Jungen gegenüber-saß, von den Bänken. Lachend setzten sie sich wieder zurecht. Schulz rückte grinsend an seinem Koppel, Jürgen lehnte den Kopf an die Schulter des Freundes. Er war nun müde von allem, wollte schlafen. Hans legte einen Arm um ihn, sagte seufzend: „Ist schon alles eine Wirtschaft . . .“

Jürgen hob nun noch einmal die schweren Lider, die ihm schon zugefallen waren, murmelte halblaut: „Die da oben jesessen hat, is nu deine Mutter . . .?“ Es schien ihm doch recht unglaublich.

„Ja“, sagte Hans einfach.

Jürgen hob auch noch den Kopf ein wenig. „Na und? Will se wat von dir?“

Hans verzog nur einen Mundwinkel zu einem schwachen Lächeln. „Glaub schon.“

Dann hielt der Wagen vor dem Eingang des Heims.

Schulz schleuste seine Schützlinge durch die Tür, vorbei an der muffigen Kabuse des Pförtners, der grüßend nickte, und begab sich dann in das Zimmer des Heimleiters im ersten Stock. Hans stand mit Jürgen wartend auf dem Korridor. Es roch nach Essen. Zwei Jungen schleppten vom Treppenhaus her einen schweren Kübel durch die Tür, trugen ihn über den Flur. Andere Jungen transportierten Suppentellertürme und Löffelbündel. Derselbe Vorgang mußte sich auch in den oberen Stockwerken abspielen. Man hörte Fußtrappeln, gellende Jungenstimmen, Pfeifen und Geschirr-

klappern. An der gekalkten, rissigen Wand neben der schweren, mannigfach gesicherten Etagentür, die jetzt nur angelehnt war, schepperte ein schmutziger Lautsprecher. Unterhalb des vergitterten Fensters, das von der Tür zum Zimmer des Heimleiters nur wenig entfernt lag, arbeiteten zwei Klempnergesellen an der Zentralheizung, hämmerten und werkten mit ihrem Eisengerät. Sie arbeiteten wohl schon lange, hatten ihre blauen Monteurjacken und Mützen an den Nagel gehängt. Ihre schwarzen Ledertaschen mit dem breiten Hängegurt standen auf dem Fußboden. Inmitten all dieses scheußlichen Gelärmes quollen aus unbekannten Zimmern regellose Haufen halbwüchsiger Knaben in bunten Sporthemden und blauen Hosen über den Flur zum Speiseraum, den Hans am Ende des Flurs vermutete. Ein Erzieher lief mit diesen Knaben, ermahnte sie zur Ruhe. Einige von ihnen sahen Jürgen bei der Tür stehen, tummelten sich flink aus ihren Haufen beiseite, brüllten über den Korridor: „Mönsch – Otte...!“ Einer rannte noch ein paar Schritte, legte die Hände um den Mund: „Wie war’t denn? Biste verknackt?“ – „Nee – vertagt!“ rief Jürgen zurück. Der Junge verdrehte seine spitzbübische Miene zu einer gräßlichen Clownsfratze, spießte den ausgestreckten Zeigefinger gegen seine Schläfe, drehte sich wie ein Eiskunstläufer schwungvoll um seine Achse und rannte davon.

Hans sah diesem Jungen nach, bis er die Tür des Speiseraums hinter sich zuschlug.

Dann kam der Heimleiter aus seinem Zimmer, klopfte Jürgen freundlich auf die Schulter, sagte ruhig: „Du ißt jetzt mit den andern und gehst wieder in deine Gruppe. Richtig so?“ Jürgen nickte schläfrig, tappte über den Flur, ohne sich noch einmal umzusehen. Er war ein Kind und wußte noch nichts von dem, was allen Menschen eines Tages – mit oder ohne Abschied – für immer und unwiederbringlich im Rücken bleibt.

Der Heimleiter wandte sich Hans zu. „Sie essen am besten hier nebenan im Lehrerkabinett. So vermeiden wir jede Unruhe. Unsere Großen im dritten Stock sind ein bißchen neugierig. Und Sie fahren ja sowieso wieder zurück in die Littenstraße.“

Der Heimleiter holte ein umfangreiches Schlüsselbund und öffnete die Tür zum Kabinett. Es schien alles umsichtig bewahrt und geschützt. Die Tür zum Sekretariat stand halb offen, Schulz stand am Schreibtisch, unterhielt sich mit der Kollegin, rief Hans zu: „Ich warte hier...“ Einer der beiden Klempner nahm seine Rohrzanze, ging an Hans vorbei durch die Flurtür ins Treppenhaus.

Hans setzte sich in dem für ein „Kabinett“ erstaunlich kahlen und unfreundlichen Zimmer an den Tisch und wartete. Beim Fenster stand eine schwarze Schultafel, an der Wand lehnten zwei eingerollte Fahnen.

Ein größerer Junge kam, brachte einen gefüllten Teller mit einem Löffel

darin, stellte ihn vor Hans auf den Tisch. An der Tür sagte er gönnerhaft: „Jibt ooch'n zweeten Schlag“ und klotzte davon.

Hans griff nach dem Löffel. Es handelte sich, wie er bemerkte, um eines der bekannten Eintopfgerichte seiner Zeit, die er, der Meisterkoch, grundsätzlich mied. In der gegebenen Situation jedoch hätte er auch vor der besten Mahlzeit nur zum Schein sein Besteck zum Munde geführt, denn seine Sinne waren ausschließlich und in rasch zunehmender, höchster Anspannung auf die Vorgänge im Flur gerichtet. Er lauschte dem Lautsprecher, der eine heiser quäkende Musik ausspie, lauschte dem Klopfen an der Heizung, lauschte dem Geräusch, das von der Straße kam. Plötzlich glaubte er zu hören, daß ein Werkzeug hingelegt wurde. Er überzeugte sich, daß das Klopfen an der Heizung verstummt war. Im Bruchteil einer Sekunde, in dem sich Witterung und Kombination des bisher Beobachteten zum blitzartigen Begreifen einer einmaligen Chance verdichteten, ließ er den Löffel in den Teller fallen, schlich lautlos zur Tür und öffnete sie zu schmalem Spalt. Er sah sofort, daß sich der zweite der beiden Handwerker ebenfalls entfernt haben mußte. Der lange Flur war menschenleer. Die schwere, eiserne Etagentür war in gleicher Weise nur angelehnt. An dem Nagel hingen die blauen Jacken und Mützen, auf dem Boden standen die Leder Taschen. Hans – in ähnlichen Situationen unzählige Male erprobt und geschult – öffnete mit einem Ruck den Reißverschluß seines Lumberjacks, streifte ihn ab, warf ihn hinter sich ins „Kabinett“. Dann schloß er die Tür, blickte in die Höhe. Der Lautsprecher quäkte zuverlässig. Fünf bis sechs Sekunden mußten genügen. Er dachte nicht daran, auch nur eine einzige noch zu verlieren. Die Tür zum Sekretariat stand noch immer halb offen. Mochte sie!

In zwei Sätzen war er an der gegenüberliegenden Wand, setzte die eine Mütze auf, schlug die zweite herunter, griff die oberste Jacke, zog sie über, packte den Gurt einer Tasche, hatte ihn schon über der Schulter, nahm eine Rohrzanze in die Hand, ging nicht zu schnell und nicht zu leise mit etwas abgewandtem Gesicht an der halboffenen Tür vorüber, hörte den Schafskopf von Wachtmeister da drinnen lachen. Mochte er!

Mütze und Jacke saßen äußerst knapp ... egal, Durch!

Die Stufen im Treppenhaus, die im Karree um einen großen Fahrstuhlschacht führten, nahm er erst dreifach, dann zweifach. Beim letzten Absatz ging er gemächlich, fröhlich vor sich hin pfeifend. Andere hatten schließlich auch gepiffen. Warum nicht er?

Im dunklen Erdgeschoß öffnete er die Tür mit der Glasscheibe, schob sich mit seiner bauchigen Tasche und der langen Rohrzanze an der Pfortnerklausur vorbei, legte grüßend zwei Finger an den schief in die Stirn gerückten Mützenschirm und sagte vernehmlich: „Fertig!“

Der alte Pförtner nickte, stopfte sich seine Pfeife.

Die letzte Tür noch und Hans befand sich auf der Straße. Jenseits des Damms stand der Polizeiwagen. Der Fahrer hielt eine Zeitung zwischen den Händen, sein Nebenmann hatte die Arme verschränkt und schien zu schlafen. Ein paar Schritte – und er war denen aus dem Blickfeld.

Wenige Passanten waren auf der Straße, und den wenigen schien er nicht aufzufallen. Er überzeugte sich, daß ihm niemand folgte. Hinter ihm war alles wie ausgestorben.

In der Schillingstraße wagte er, schneller zu gehen und mit jedem Schritt weit auszuholen. Jede Sekunde war noch immer kostbar. Der Schweiß lief ihm in Strömen den Rücken herunter, und doch entfloß er, nachdrücklich betäubt von der übermäßigen Anstrengung dieses aberwitzigen Tages und seiner letzten Minuten, wie ein Schlafwandler. An der U-Bahnstation stieg er, nur noch den Eingebungen seines Instinktes folgend, in den Schacht, obwohl er doch genau wußte, daß er kein Geld bei sich hatte. Es war ihm auf der Stadtvogtei abgenommen worden. Nur das Taschentuch der Mutter trug er bei sich. Er ging, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, auf die Sperre zu, legte wieder zwei Finger an die Mütze: „Mahlzeit...!“

Der Mann an der Sperre nickte, wie der Pförtner genickt hatte, denn Handwerker mit ihrem Geräte haben in aller Welt und unter jedem denkbaren Umstand einen Freipaß.

Hinter dem Zeitungskiosk wartete Hans auf den Zug, zügelte den keuchenden Atem. Der Zug kam, und er stieg ein. Fuhr zum Bahnhof Alexanderplatz. In der unterirdischen Tunnelstadt trachtete er, im Menschengewühl zu bleiben, erreichte ohne Aufenthalt oder Beanstandung den Bahnsteig der Linie A, bestieg den Zug nach Ruhleben.

Erst am Bahnhof Zoo nahm er Tasche und Zange wieder über die Schulter und stieg aus.

Als er unterm Bogengewölbe der Stadtbahn ins Tageslicht hinaufstieg, schien wieder die Sonne. Der halbe Turmstumpf der Gedächtniskirche stand grau und traurig wie zum Greifen nahe vor einem blendend blauklaren Himmel. Im dichten Menschengedränge schritt Hans vor einer wartenden Autokolonne über den Damm.

LORBEER FÜR LANDSKNECHTE

Das folgende Kapitel entnahmen wir einer Arbeit über die militaristische Literatur in Westdeutschland; die Schrift erscheint unter dem Titel „Die literarische Aufrüstung“ im Aufbau-Verlag.

Die zentrale Figur der militaristischen Literatur ist nicht der leidende, kämpfende, denkende Mensch, der sich mit dem Krieg auseinander setzt und zu einer Entscheidung im Geschehen seiner Zeit zu gelangen sucht: der Held dieser Literatur ist der Landsknecht, der Abenteurer, der den Krieg ohne jede Distanz erlebt. Es ist auffällig, daß diese Landsknechte sehr selten als fanatische Nationalsozialisten geschildert werden, daß sie sich manchmal sogar abfällig über „Bonzenwirtschaft“, über „die oben“ äußern. Sie stehen in einer Scheinopposition, die allerdings nur auf gelegentliche Schimpfereien beschränkt ist. Wenn dieser Typ des Landsknechts auch nicht als aktiver Propagandist des Nationalsozialismus auftritt, so verkörpert er doch in seinem ganzen Handeln, in seinen Wertmaßstäben gerade jene faschistische Erziehung und Weltanschauung, der er scheinbar mit Vorbehalten oder neutral gegenübersteht. Man darf nicht vergessen, daß die politischen Leiter, die nationalsozialistischen Führungsoffiziere, die Gauleiter und andere Repräsentanten des Dritten Reiches sich beim Zusammenbruch zumeist derartig kläglich verhalten haben, daß eine literarische Glorifizierung solcher Figuren kaum denkbar wäre. Der Typ des scheinbar unpolitischen Landsknechts ist als zentrale Figur viel geeigneter: Er identifiziert sich nicht mit bestimmten Äußerlichkeiten des Nationalsozialismus, verhält sich aber nach dessen moralischen Normen und Kriterien. In der Chronik des zweiten Weltkrieges „Jahre ohne Gnade“ gibt Werner Beumelburg eine treffende Charakteristik dieses Typs, den er zugleich als „wahrhaften Europäer“ feiert:

„Dieser schlichte Landser ist, um es genau zu sagen, nach Gesinnung, Haltung und Tat ein wahrhafter Europäer, lange bevor die Staatsmänner dieses Kontinents sich Mühe gaben, den Europäer zu entdecken und ihn mit tönenden Worten in Parlamenten und auf Hunderten von Konferenzen zu feiern. Er handelt weder aus Haß noch aus Rache, weder aus Lust am Krieg noch aus Verehrung für seine Führer. Er plagt sich nicht mit Klassenkampf und Weltanschauung. Er verschiebt seine berechtigten Zweifel an der seltsamen

Ordnung dieser Welt getrost auf später, wenn er, so Gott will, vielleicht einmal wieder in einer Wirtschaft beim Glase Bier sitzen wird. Er ist weder ein Philosoph noch ein Politiker, und er hat auch nicht die Absicht, es zu werden, weder ein überzeugter Demokrat noch ein fanatischer Anhänger der totalitären Staatsform. Ihm genügt der totale Krieg vollkommen, und für die Demokratien hat er nicht sehr viel übrig, nachdem sie im Westen ihren Krieg führen, ohne zu begreifen, was sich hier im Osten tut, wo der Landser steht.“

Es liegt auf der Hand, daß ein Landser, der über Klassenkampf und Weltanschauung nachdenkt, sich nicht zum Überfall auf andere Völker abrichten ließe. Beumelburg gestattet dem Landser sogar, nach dem Kriege berechnete Zweifel an der „seltsamen Ordnung dieser Welt“ zu äußern, er möchte ihm seine Zweifel beim „Glase Bier“ ausreden: Der ideale Landsknecht, wie ihn Beumelburg für Kriegszeiten wünscht, präsentiert sich für den Friedensbedarf als brav-folgsamer Bierphilister. Beumelburg wünscht einen Typus, der für Kriegszwecke und für den Friedensgebrauch die höchste Nutzbarkeit im Dienst der herrschenden Klasse verkörpert; Landsknecht und Philister sind in der Tat nur die zwei Seiten einer Medaille.

Dieser Landsknechtstyp, für den das Leben nur aus dem gerade gegenwärtigen Augenblick besteht, der weder eine Bindung an die Vergangenheit noch eine Zukunftsperspektive kennt, handelt nie in Übereinstimmung mit der Vernunft, sondern nur in Befolgung seines Instinkts. Vielleicht meint mancher, der Krieg fordere eine solche Reduzierung des menschlichen Verhaltens auf pure Instinktbefolgung; gerade diese intellektuell-seelische Verkrüppelung aber wird hier als beispielhafte Lebensweise und Charakterprägung bewertet. Die Vernunftfeindlichkeit, die Verachtung der denkerischen Anstrengung, die Verspottung des Humanismus überhaupt ist nicht nur diesem Landsknechtstyp immanent, sondern wird noch dazu prahlerisch proklamiert. In Dwingers Roman „Die verlorenen Söhne“, in dem eine Gruppe deutscher Soldaten den verlorenen Krieg auf eigene Faust fortsetzt, hält der Fliegerhauptmann Osthoff folgende Ansprache:

„Wer hält denn heutzutage die arme Erde noch zusammen, doch nicht diese Clique blutloser Federfuchser? Wir sind es, Männer, Sirs, Freunde, wir sind es allein! Die alle Gefahren dieser Zeiten ohne Geschwätz überstehen, auch dem Teufel der Hölle noch trotzen, sich nur von Gott selbst ins Bockshorn jagen lassen! Ohne mich, sagt ihr, oh, das hör ich gern – weil sie euch jetzt ein wenig bespeien? Oh, diese intellektuellen Eierköpfe, mit ihrem rosigen Humanismus ... Wo würde sie denn enden, die schöne Menschlichkeit, wenn ihr nicht da wärt! Wenn sie nämlich nicht bald wieder Soldaten aufstellen, wird auch noch ihr letzter Rest in die Binsen gehen!“

Dwinger genügt es nicht, eine zusammengewürfelte Schar von Marodeu-

ren und versprengten SS-Leuten, die in den Karpaten Bandenkrieg gegen die Rote Armee führt, als Krone der Schöpfung zu preisen. Es genügt ihm nicht, die Intellektuellen im Stil eines Goebbels beschimpfen zu lassen. Sein Hauptmann Osthoff muß außerdem noch gegen die „Ohne mich“-Propaganda wettern und für die Aufstellung einer westdeutschen Armee plädieren.

Zwei Haupteigenschaften dieses Landsknechts sind in der hier behandelten Literatur zweifellos richtig erkannt und geschildert worden: seine vor nichts zurückschreckende Brutalität und seine überfließende Sentimentalität, die anscheinend eine Art seelisches Äquivalent darstellt.

Es kommt in jedem Kriege vor, daß von den Beteiligten Grausamkeiten und Verbrechen begangen werden: Nicht diejenige Literatur ist realistisch, die solche Züge entweder völlig verschweigt oder sämtliche Übergriffe ausschließlich der einen Seite zuschreibt und die andere Seite so viel seelische Zartheit bekunden läßt, wie sie bestenfalls von den Bewohnern eines Mädchenpensionats erwartet werden kann. Unsere Kritik richtet sich nicht dagegen, daß blutige Grausamkeiten und Ausschweifungen geschildert werden; wohl aber dagegen, daß die Autoren solche Begebenheiten mit einem zynisch-wohlwollenden Behagen erzählen, daß sie deutlich ihre Sympathie mit den Untaten ihrer Helden durchschimmern lassen. Die Scheußlichkeit der geschilderten Vorgänge wird mit der „Moral“ überdeckt, daß ein Landsknecht eben über Leichen gehen muß, daß die erfolgreiche Gewalttat den Gewalttäter rechtfertigt.

Da es sich hier um einen entscheidenden Teil der Landsknechtphysiognomie handelt, wollen wir drei charakteristische Textproben geben. Zuerst eine Episode aus dem Roman Richard Hasemanns „Gejagt“, die Darstellung eines Massakers russischer Gefangener:

„Am Tisch, vom Talglicht angeflackert, lehnte ein bulliger Landser in einem langen Fahrermantel, ein russisches Schnellfeuergewehr in der Rechten. Es war der Furier, der Korn hieß und den sie Richard nannten, und als Ernst sein Essen hatte, sagte Jünemer zu dem Dicken am Tisch:

„Na, Richard, jetzt erzähl mal, was bei euch los war heute nacht. Ihr habt die Küche doch ordentlich verteidigt, was?“

„Will ich meinen“, sagte der Dicke gemütlich. „Aber es war doch höchste Zeit, als Herr Leutnant dann kamen. Hätten uns sonst doch noch geschnappt, die Biester verdammt. Es waren zu viele, und als es hell wurde, kamen immer mehr an. Wollten partout die Küche, die Biester verdammt. Aber Müller Karl hätten Sie sehen müssen, Herr Leutnant. Ging der los. Zweimal waren sie schon ran bis an die Küche. Und Karl immer drauf wie’n Berserker. Hat ein paar von die Biester glattweg erschlagen mit dem Kolben. Herrje sind die gepurzelt. Aber es war gut, daß Sie kamen, Herr Leutnant. Lange hätten wir es nicht mehr geschafft.“

„Wer ist denn Müller?“ sagte Ernst und spuckte einen Knochen auf die Erde.

„Gott, der Feldkoch doch“, sagte der Dicke erstaunt und Jünemer streichelte sich zärtlich das Kinn und sagte: „Und habt ihr die Häuser auch durchsucht? Ich hatte es doch befohlen.“

„Und wie, Herr Leutnant“, sagte der Dicke, nickte bedeutsam, bekam eine satte, tiefe Stimme. „Als die Sturmgeschütze da waren, hatten sich die verdammten Biester doch alle verkrochen. Wir mußten sie unter den Betten und aus den Schränken rausziehen. Einer saß gar in einer Truhe. Und als wir sie schnappten, schlotterten sie vor Angst, die Biester verdammten, und piepsten wie die Mäuse. Half ihnen aber alles nichts. In unserer Bude hab ich so'n altes Rasiermesser gefunden, 'n bißchen verrostet zwar, aber dafür gerade recht. Mit dem hab ich sie dann rasiert.“

„Mensch, du bist verrückt“, sagte Schuster, lachte kollernd. „Rasiert, sagst du, rasiert?“ Er schüttelte immer noch lachend den Kopf, löffelte dann weiter.

„Was denn?“ bullerte der Dicke dröhnend. „Denkst du nach der Sache mit dem Chef habe ich sie erst noch eingeseift? Den ersten zieh ich unterm Bett vor. Hat gebrüllt wie ein Schlachtschwein, die Biester verdammten. Na, komm schon, sag ich, und hau ihm eine in die Fresse. Da wurde er vernünftig und kam von selbst vor. Äh... äh... hat er gemacht und zu winseln angefangen wie 'n kleines Mädchen. Ich pack ihn oben bei seinem dichten schwarzen Schopf und rätsch tat es. Das Blut ist nur so rausgeschossen. Und so macht ich's mit meinen alle. Karl hat seine erschlagen mit dem Gewehrkolben und Bettin ging mit 'nem Beil los. Als wir sie erledigt hatten, holte Bettin ein paar Russenweiber, die den Laden wieder in Ordnung bringen mußten. Wollten zuerst ja nicht, die Biester verdammten. Aber als Bettin deutlich wurde, ging's, und als sie damit fertig waren, hat Karl jeder ein Brot gegeben.“

Die Scheußlichkeit dieses Vorgangs ist durch den saloppen Darstellungsstil des Erzählers, durch die gleichmütigen Kommentare der Zuhörer zu einer nebensächlichen Alltagsbegebenheit geworden, über die man sich unterhält wie über den Kompanieklatsch oder die Beschaffenheit des Essens. Es wäre ein bedeutender Zug, wenn der Autor diese Episode deshalb so gleichmütig-abgestumpft erzählen und kommentieren ließe, um gerade dadurch die Ungeheuerlichkeit des Geschehens zu unterstreichen. Davon kann aber nicht die Rede sein: Außer zynischem Wohlbehagen vermag er keine Gemütsbewegung aufzubringen. Die schnoddrige Alltäglichkeit des Erzählens kann nichts anderes besagen, als daß es sich um Vorkommnisse handelt, die keines Nachdenkens und keiner Gemütsbewegung wert sind. Auf diese Weise wird die kaltblütige Abschachtung von Rotarmisten, die keinen Widerstand leisten, moralisch bagatellisiert und zur Nachahmung empfohlen.

Die Brutalität des Landsknechts wird in dieser Literatur nicht nur gutgeheißen, wenn sie sich gegen den Gegner richtet. Die Autoren scheuen nicht davor zurück, Morddrohungen und Ausschreitungen ihrer Landsknechte gegenüber der eigenen Bevölkerung moralisch zu rechtfertigen. Ein Beispiel dafür gibt eine Szene aus dem Roman von Erich Kern „Die Uhr blieb stehen“; in diesem Buch werden die Rückzugskämpfe einer SS-Einheit kurz vor dem Zusammenbruch an der Südostfront geschildert. Der Autor Kern, der selbst SS-Offizier gewesen ist, kennt die Situation, die er schildert, sicherlich sehr genau.

„Was ist denn los?“ fragte Brahm erschrocken. „Ist der Iwan durch?“

„Nein“, sagte eine alte, hagere Frau, deren graues Haar straff zurückgekämmt war, „aber ihr könnt ihn nicht aufhalten. Geht und laßt kommen, was kommen muß.“

Der Leutnant sah sie wortlos an.

„Verschwindet!“ rief eine dickliche Blonde, deren Kleid unsauber und unordentlich war. „Wir wollen nicht, daß die Kinder zugrunde gehen, nur weil ihr da seid!“

Eine im Hintergrund schrie grell auf. „Los, macht, daß ihr weiterkommt, wir wollen kein Schießen mehr!“ Da fing eine andere laut und hysterisch zu weinen an.

Unter den Männern herrschte eisiges Schweigen. Heim stand bleich neben dem Leutnant.

„Haut ab, ihr blöden Weiber!“ schrie Obergefreiter Wolf. Sein Gesicht war rot vor Wut. Sofort schrien die Frauen zusammen. Ihre Stimmen überschlugen sich. „Abzug!“ – „Weg mit den Truppen!“ – „Wir wollen unsere Kinder am Leben lassen!“

„Chef“, sagte Heim neben dem Leutnant heiser, „lassen Sie »Feuer frei« geben auf dieses Hurenpack!“

„Was wollt ihr noch?“ schrie die Schlampige mit aufreizendem Hohn. „Ihr könnt ja doch nicht mehr!“

Man kann dieser Schilderung entnehmen, daß der Autor nicht die SS-Landsknechte, die bis fünf Minuten nach zwölf sinnlos zerstört haben, moralisch verurteilt, sondern die Frauen und Mütter, die flehentlich bitten, Schluß zu machen. Der Landsknecht empfindet sich selbst stets als Mittelpunkt der Welt. Er braucht zu seiner Bestätigung die Illusion, daß alles andere nur in Beziehung zu ihm existiere, nur durch ihn seinen Wert empfangen oder verliere. Der Landsknecht ist zutiefst beleidigt darüber, daß es Frauen und Mütter gibt, die von ihm nicht verteidigt werden, die überhaupt nichts von ihm wissen wollen. In diesem Augenblick ist der Landsknecht bereit, Frauen und Mütter seines eigenen Volkes so erbarmungslos zu vernichten, wie den Soldaten der anderen Seite; er kann nicht akzep-

tieren, daß die Welt unabhängig von ihm existiert und seiner gar nicht bedarf.

Schließlich noch ein letztes Beispiel, das wir dem Roman Gero Weckers „Die letzten von Prag“ entnehmen; die Handlung spielt ebenfalls kurz vor Kriegsende. Überreste von Wehrmachtstruppen haben sich in der Stadt verbarrikadiert und versuchen, die Einwohner gewaltsam niederzuhalten. In dieser Situation erstattet Feldwebel Arndt seinem Hauptmann Bericht:

„Haben mit den Hurenböcken ganz schön Hackepeter gemacht, wat, Herr Hauptmann!“ sagte Arndt nach längerer Pause, „hundertfünfzig haben wir bestimmt umgelegt!“

„Kann hinkommen.“

„Sollen ruhig noch mal angreifen! Wir haben kaum Verluste. Daß aber gerade ich einen abbekommen mußte! Stand im Anfang schlecht: der Scheißmond leuchtete mir genau in die Fresse, wie Elfi.“

Mein Jott, jetzt ist der kleine Betthase zu nichts mehr zu gebrauchen.“

„Mensch, Arndt, hau ab! Laß dich verbinden, die Fetzen fallen dir ja bald runter. Sag Carola drüben, daß sie mir was zu essen machen soll, hab einen Kohldampf wie sieben nackte Neger.“

Der Landsknechtstyp, wie er hier präsentiert wird, ist bereits eine Kreuzung von preußischem Kasernenhof und der Unterwelt Chikagos, ein Produkt, das heute bei bestimmten amerikanischen Bankiers und Generalen besonders hoch im Kurs steht. Aus dem Landsknecht ist der uniformierte Gangster geworden. Mit Genugtuung meldet Arndt, daß hundertfünfzig Bürger Prags „umgelegt“ worden seien, mit Bedauern konstatiert er, daß der kleine Betthase Elfi zu nichts mehr zu gebrauchen sei: Das ganze Seelenleben eines Arndt reduziert sich auf Vernichtungsdrang und Sexualtrieb.

Die Gangster in Wehrmachtsuniform, die Weckers Roman füllen, überstehen tollkühne Autojagden, sie schießen beidhändig nach allen Seiten, es tauchen blonde Bräute auf, an denen sich die Kraft der Lenden erproben läßt. Es rundet lediglich das Bild ab, daß diesen „Übermenschen“ im Magazinzuschnitt selbstverständlich nur tschechische „Untermenschen“ gegenüberstehen, „Hurenböcke“, wie Feldwebel Arndt sich ausdrückt, aus denen einfach „Hackepeter“ gemacht wird. Es ist charakteristisch, daß Sprache und Stil sich hier bereits in Gaunerjargon aufgelöst haben.

Auch der brutale Landsknecht kann aber nicht nur aus Brutalität bestehen. Sein Gemüt braucht gelegentlich eine Erholungspause, der ständig betätigte Zerstörungstrieb benötigt eine seelische Kompensation. Alle Landsknechtfiguren dieser Literatur sind von ihren Autoren mit einem beträchtlichen Schuß Rührseligkeit ausgestattet worden. Der nachgemachte Siegfried, der drachentötende Heros der Neuzeit entpuppt sich in seinen „menschlichen“ Regungen als ein ganz gewöhnlicher Spießer voll Selbstmitleid, Welt-

schmerz und Sentimentalität. Auf diese Weise soll die Brutalität, die zerstörerische Hemmungslosigkeit dieser Landsknechtstypen als „rauhe Schale“ erscheinen, hinter der sich der ach so liebenswerte, weiche und warme Charakter des Helden verbirgt. So läßt Heinrich Eisen, der während des letzten Krieges in dem Buch „Die Verlorene Kompanie“* zum Durchhalten aufforderte, in seinem neuen Roman, „Bahnhof Russkinja meldet sich nicht“, (einem „Hohelied auf den deutschen Eisenbahner an der Ostfront“) seinen Helden Günther Racke in einer Liebeszene melancholisch klagen:

„Ach Eveli!‘ stöhnte Günther und preßte seine heiße Stirne in die kühlen Hände der Geliebten, ‚wer vermag noch das Knäuel der Tragödie unserer Welt zu lösen? Wer hat das Neunte Gebot aus der Politik gestrichen und in sein Gegenteil verkehrt? Wer hat den Völkern die Vernunft und die Gerechtigkeit aus der Brust gerissen? Verlangt es sie denn, zu töten, zu rauben, zu versklaven? Hat denn die Masse der Menschen in allen Völkern, die den Krieg zu durchleiden, zu durchbluten und zu durchweinen hat, nicht gemeinsam die große Sehnsucht, in Frieden zu leben und glücklich zu sein? Welche satanischen Mächte haben jenen Zustand auf Erden heraufbeschworen, der die Völker zwingt, unablässig voreinander auf der Hut zu sein und einander immer wieder zu zerfleischen?‘“

Dieses sentimentale Geschwätz kann nur den Sinn haben, solche Figuren, die sich mit Leib und Leben dem Hitlerkrieg ergeben hatten, als leidenschaftliche Friedensfreunde zu drapieren. Ein Held, der nur von dauernder Zerstörung lebt, der aus völliger Empfindungslosigkeit besteht, ist für den Konsum kleinbürgerlicher Lesermassen keineswegs geeignet; zumindest muß er gelegentlich seine heiße Stirn in die kühlen Hände der Geliebten pressen und ein paar Gemeinplätze über Seelenschmerz und Friedenssehnsucht von sich geben. Daß diese Seelenschilderung sich auf dem Niveau von Kolportageschmökern bewegt, daß die militaristische Gesinnung mit den Stilmitteln einer Marlitt propagiert wird, ließe sich an unzähligen weiteren Textproben zeigen. Der gleiche Heinrich Eisen komplettiert die Seelenbeschreibung seines Helden mit folgenden Sätzen:

„Tief sog Racke die Luft ein und die regendurchrauschte Stille. Er empfand das Hungerelend und seelische Leid der vielen Hunderttausende der polnischen Hauptstadt, als wäre er selbst Pole und ihm preisgegeben.“

Es wird überhaupt darauf Gewicht gelegt, die Handlanger der Unter-

* Heinrich Eisen: „Die Verlorene Kompanie“, Zentralverlag der NSDAP Franz Eher Nachf., München, 1943; Neuauflage in der Dikreiterverlagsgesellschaft, Freiburg i. Br., 1953. Für die Neuauflage hat sich der Autor unter anderem einen „zeitgemäßen“ Schluß ausgedacht: „Die Verlorene Kompanie“, die in der Ausgabe von 1943 siegreich zu den deutschen Linien zurückkehrt, gerät in der Ausgabe von 1953 vorübergehend in Gefangenschaft, einen Teil der Gefangenen läßt Eisen von der sowjetischen Wachmannschaft niedermetzeln.

drückung mit zarten Seelenregungen auszustatten. Mit anderen Worten: Es war zwar leider notwendig, die Polen zu unterjochen und in die Sowjetunion einzufallen, aber das seelische Leid ist den Unterdrückten und den Unterdrückern gemeinsam. Nicht nur empfindet derjenige Schmerz, auf dem mit Militärstiefeln herumgetrampelt wird, nein, auch den Inhaber der Militärstiefel schmerzt es, auf einem anderen herumtrampeln zu müssen. Diesem eingebildeten „Seelenschmerz“ entnehmen solche Figuren wie Racke zugleich die moralische Berechtigung ihres Tuns; auf den Komfort eines guten Gewissens möchten sie keinesfalls verzichten. Fast parodistisch übersteigert wirkt das „Liebesgeständnis“, das ein Leutnant dem Land ablegt, in das auch er mit Mord und Brand eingefallen ist; dieses Bekenntnis einer schönen Seele findet sich in dem Roman Reinhard Hauschilds „Plus minus null“, der den „Untergang“ Ostpreußens schildert:

„Ich liebe Rußland, seitdem ich es auf dem Rücken eines Pferdes erleben durfte. Ich liebe das Land, ich liebe die Menschen, den Himmel und die mütterliche Erde. Diese meine Liebe wird nie aufhören. Sie wird bleiben, solange ich denken kann: Rußland. Ich werde nicht weinen, wenn ich Matuschka Rossija denke, wie es die Russen tun. Denn ich bin kein Russe. Aber ich werde still werden und hinüberdenken in das östliche Land, das so fruchtbar ist an Nahrung und Menschen und Liebe und Haß. Ich werde die Türme von Kingisepp nicht vergessen, wie ich nicht den Blick von der Hermannsburg in Narva nach Iwangorod und nicht den von Iwangorod nach Osten vergessen werde.“

Das Bild, das diese Autoren vom deutschen Landsknecht des zweiten Weltkriegs malen, rundet sich ab. Seine Brutalität und moralische Enttölpelung werden als „Tapferkeit“ und „Pflichterfüllung bis zum letzten“ gefeiert; Sittengesetz, Moral, Vernunft, Menschenwürde bedeuten ihm nichts weiter als veraltete Erfindungen „humanistischer Eierköpfe“.

Natürlich denken diese Landsknechte, die überhaupt nicht denken, schon gar nicht über die Ursachen und die Entstehung des Krieges nach. Der Krieg ist nichts weiter als ein Naturereignis, ist wie Schnee im Winter oder warmer Regen im Sommer. Alle Autoren, die wir hier nannten, üben keine Kritik an diesem Landsknechtstyp, sondern identifizieren sich mehr oder weniger mit ihm. Sie lassen durchblicken, daß allein an seinem Wesen die Welt noch einmal genesen könne. Die seelische Verlogenheit, das geistige Poseurtum dieser Magazinhelden, von denen es nicht mehr weit ist bis zu dem Mike Hammer des Mickey Spillane, wird von ihnen nicht empfunden; anscheinend entspricht eine solche Psychologie ihrer eigenen Gemütslage und ihrem eigenen Gesichtskreis. Schwerlich sind enthüllendere Sätze denkbar, als sie ungewollt und ahnungslos der SS-Autor Erich Kern in seinem Buch „Die Uhr blieb stehen“ niedergeschrieben hat:

„Warum hatte das Regiment nicht zu den wenigen gehören können, die nach Wien befohlen worden waren? Dort hätte dieses Ende noch einmal eine große Kulisse gehabt. Aber hier im Hügelgelände des Wiener Waldes, dem Voralpengebiet? Zwischen den Weinbauern der Wachau und des Kremser Tales, den Dörfern und Städten des Waldviertels, des Weinviertels und des Wiener Waldes, da würde es keinen rauschenden Abtritt geben von der letzten Bühne. Es würde ein vergessenes und verlassenes Kämpfen werden, ein Kämpfen an einer Front, die so geisterhaft schnell zerbrach.“

Kulisse, Bühne, letzter Auftritt, rauschender Beifall: Das ist die Atmosphäre, in der diese Heldenposeure sich wohlfühlen. Alles ist für sie letztlich belanglos, interessant ist nur der eigene Auftritt, die Rolle, der Applaus, den sie sich gegenseitig spenden. Kümmerlichen Schmierenkomödianten, die noch einmal Weltgeschichte mimen möchten, wird in dieser Literatur der Lorbeerkranz gereicht. Wahrlich, die Autoren erweisen sich ihrer Helden würdig.

Wir in der Deutschen Demokratischen Republik sind stolz darauf, daß eine gewisse menschenfeindliche Literatur bei uns nicht erscheinen kann und nie mehr erscheinen wird. Die Dwingers und Grimms haben nie zur Literatur gehört, bei uns ist ihnen das Wort für immer entzogen.

Stephan Hermlin

DIE SAGE VOM SOMMER

*Als der Knabe tief im Grase lag,
Sah er reglos in den Sommertag;
Und die Wolke löste sich in Licht –
Ach, so schöne Frauen trägt die Erde nicht!*

*Als er wandern sah die Wolke weit,
Weinte in ihm ungelebte Zeit;
Und mit seiner kleinen Knabenhand
Griff er nach dem Licht, das immer ferner schwand.*

AN EIN KLEINES KIND

*In deinen Augen blauen
Die unberührten Auen,
Der Himmel und das Meer.
In deinem Lächeln blühen
Die zarten Morgenfrühen
Aus Gottes Garten her.*

*Und Blick und Lächeln schenken
Ein strahlendes Gedenken
An unsagbares Licht.
Was sie von andern Tagen
Mir als Geheimnis sagen,
Ich kann es deuten nicht.*

*Schon fühl' ich wie ein Ahnen
Das Heimweh in mir mahnen
Aus vorgefühlter Frist:
Wie werd' ich mich mit Tränen
Nach dir, dem Kinde, sehnem,
Wenn du erwachsen bist!*

DIE BAUMTERZINEN

I. Die Herbstparabel

*Ich stand im Herbste und es war im Traum;
Und über mich hielt seine Äste breit
Und väterlich der treue Apfelbaum.*

*Im Garten duftete die reife Zeit.
Ein leises Lachen scholl aus dem Geäst
Wie eines, der sich seiner Fülle freut.*

*Er sprach zu mir: „Nimm teil an meinem Fest:
Ich bin der milde Herr, der unbeschenkt
Aus seinem Hause keinen Gast entläßt!“*

*Und hielt den früchteschweren Ast gesenkt:
Ein Apfel sprang vom Ast in meine Hand
Und ruhte darin rund und duftgetränkt.*

*Und eines Jahres Frist ging übers Land;
Und wieder war es, daß ich wie zuvor
Im Traume unterm Apfelbaume stand;*

*Und wieder sah erwartungsvoll empor
Zu seinem Wipfel ich, und wieder klang
Der milde Spruch von damals meinem Ohr*

*Und kam der Apfel, der vom Aste sprang.
Ich aber stand und sann in alte Zeit
Und war um jenen ersten Apfel bang.*

*Ich sprach: „O Baum, ist es so lange, seit
Mir deine Gunst schon einen Apfel lieb?
Mir aber nahm ihn die Vergänglichkeit!*

*Wohl ward mir nun ein anderer – doch sieh:
Mir raunt's ein Wahn, zu sagen wag' ich's kaum:
So süß wie jener erste ist er nie! –“*

*Da neigte sich mir hold der alte Baum
Und sprach geheimnisvoll: „In jedem Jahr
Wird dieser reife Apfel dir im Traum,*

Und stets der gleiche, der dein erster war!“

II. Die Brücke

*Mit zweien Händen faßt der Baum das Sein:
Die eine, groß geöffnet, greift das Licht,
Die andre gräbt sich tief ins Dunkel ein.*

*Der Leib dazwischen hält das Gleichgewicht,
Ist: Ruhn im Raum und Wiegen durch die Zeit
Und folgt des Wachstums strenger Lust und Pflicht.*

*Und wie er willig sich den Winden leiht,
So stemmt er in die Erde sich mit Macht,
Zum Bleiben und zur Wanderschaft bereit.*

*O Baum, du Brücke zwischen Licht und Nacht,
So rauschend in den blauen Raum gehängt,
Geheimnisvoll zum Gleichnis mir erdacht:*

*Wie lebt' ich, wär' ich nicht von Lust getränkt
Und wie ertrüg' ich Lust, verschloß' sich mir
Das tiefe Wunder, das die Trauer schenkt,*

Mir: armer Brücke zwischen Gott und Tier?

STUFEN DES KRITISCHEN REALISMUS

Dargestellt an Bertolt Brechts „Dreigroschenroman“

Von vielen Werken der Gegenwartsliteratur, die das System des sozialen Unrechts anklagen oder entlarven, behaupten wir nicht selten, sie repräsentierten den *kritischen Realismus*. Wir gebrauchen diesen Terminus häufig unbedacht, nicht in der üblichen historischen, sondern in *systematischer* Bedeutung; es geht uns dabei um die Elemente des Protestes und der Kritik, die in diesen Werken enthalten sind. Doch der Protest der kritischen Realisten hatte ein gemeinsames Merkmal: Er war tragisch, da er nicht von dem Bewußtsein getragen war, daß es eine Kraft sowie ein konkretes Programm gibt, die imstande sind, die Welt zu verändern. Der Gegenstand der Kritik hat sich jedoch geändert; denn anders war der Kapitalismus der frühen Akkumulation, anders der entwickelte Kapitalismus, und anders wiederum ist der moderne Monopolkapitalismus. Gemeinsam mit der Veränderung des Objekts mußten sich auch die Methoden der sozialen Kritik verändern.

Die Kritik des fortschrittlichen Schriftstellers der Gegenwart hat, sogar wenn sie sich gegen Erscheinungen wendet, die bereits von den Klassikern des kritischen Realismus gebrandmarkt wurden, eine eigene Farbe und ist qualitativ verschieden von ihrem klassischen Vorbild. Die Ursache des Unterschieds ist das Bewußtsein, in wessen Namen man gegen den bestehenden Zustand protestiert, und die Überzeugung, daß dieser Zustand geändert werden kann und muß. Dieses Bewußtsein, auch wenn es sich nicht unmittelbar ausspricht, verleiht gewissen Werken der Gegenwart eine besondere Schärfe und bewirkt, daß sie auf eine höhere Stufe der Sozialkritik rücken. Bei diesen Werken ist der traditionelle Begriff des kritischen Realismus nicht am Platze, da der in ihnen enthaltene Protest des Tragischen entbehrt. Denn tragisch sind nur unüberwindbare Gegensätze. Die Widersprüche jedoch, die der Marxismus in der Klassengesellschaft aufdeckt, sind *historisch*, das heißt durch eine neue soziale Ordnung überwindbar.

Einen besonderen Fall der neuen Kritik stellen Werke von Schriftstellern dar, die bereits unter der Herrschaft des Kapitalismus ihre Verbundenheit mit der sozialistischen Idee und der Weltanschauung des historischen Materialismus dokumentierten. Diese Schriftsteller beschränken sich zuweilen auf

eine *immanente* Kritik des Kapitalismus, da sie noch keinen künstlerischen Ausdruck für eine direkte Kritik finden oder auch weil sie unter gewissen Umständen die immanente Kritik des Systems für wirksamer halten. Als klassisches und einer Analyse würdiges Beispiel hierfür kann der „Dreigroschenroman“ von Bertolt Brecht gelten. Er ist ein in der Weltliteratur seltenes Beispiel eines satirischen Romans, dem die integrale Kritik der bürgerlichen Gesellschaft in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts inne-wohnt. Diese integrale Satire des Kapitalismus ist deshalb möglich, weil in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Widersprüche des Gesellschafts-systems eine drastische Form angenommen haben. Der bürgerliche Schrift-steller ist, wenn er die Geschichte nicht begreift, angesichts des Untergangs seiner Welt geistig hilflos und nimmt Zuflucht zu zynischem Nihilismus, oder er verkündet die Philosophie des Weltuntergangs. Für einen Künstler jedoch, der den Kapitalismus aus der Perspektive einer neuen sozialen Form sieht, ist die Kompromittierung solcher menschlichen Grundwerte wie Freundschaft, Liebe, Mitleid oder Patriotismus nicht tragisch, sondern eher komisch, denn sie nimmt der wahren Liebe, Freundschaft usw. nicht ihren Wert, sondern stellt den Scheinwert der bürgerlich aufgefaßten Liebe, Freundschaft und des Patriotismus in Frage. Das Objekt der Kritik sind Prinzipien, die zum sozialen Leben in Widerspruch geraten und in sich selber widersprüchlich geworden sind. Die satirische Übertreibung holt die Wider-sprüche ans Tageslicht hervor und zeigt die Ursachen, die unter gewissen Umständen zur Entstellung der Gefühle und Gedanken führen.

Die integrale Satire, die nicht eine vereinzelte Erscheinung, sondern ein System angreift, ist eine besondere Methode, eine höhere Form der sich auf die historische Auffassung der Wirklichkeit stützenden Kritik. Die Porträts der von Goya gemalten königlichen Familie konnten entstehen, als das Be-wußtsein heranreifte, daß eine Form des Regimes, vollkommener als die der absoluten Monarchie, möglich ist. Der „Dreigroschenroman“ konnte ge-schrieben werden, als die Geschichte zeigte, daß es Kräfte gibt, die im-stande sind, die scheinbar unüberbrückbaren Widersprüche zu beseitigen.

Man muß also in Werken wie dem Roman von Brecht eine Stufe der sozialen Kritik sehen, die höher ist als bei den Klassikern des Realismus und die aus dem fortgeschrittenen ideologischen Bewußtsein des Dichters, aus der intellektuellen Beherrschung der von ihm geschilderten Wirklichkeit und aus dem rationell begründeten Glauben an die den Kapitalismus ab-lösende soziale Ordnung herzuleiten ist. Brecht schafft das Modell eines gesellschaftlichen Systems, läßt es nach den ihm eigenen Gesetzen arbeiten, zieht daraus die endgültigen Konsequenzen und kompromittiert das System mit dessen eigenen Methoden. Das ist natürlich eine immanente Kritik des Kapitalismus, doch um jene Merkmale bereichert, die der kritische Realis-

mus nicht vorweisen kann. Das Begreifen des Wesens des Systems ist hier durch ein Wissen um die untergehende Welt bereichert worden, wie es nur die Erbauer einer neuen Welt erwerben können. Es ist ein Blick vom andern Ufer her. Daraus erklären sich der Sarkasmus, der scheinbare Nihilismus, der Drang, die moralischen Werte zu entlarven, und das höhnische Gelächter, das keineswegs eine Form des Selbstschutzes vor der Welt ist, sondern ein Zeugnis dafür, daß der Dichter Erkenntnis vom Wesen der Welt gewonnen hat.

Oper und Roman

Gegen Ende der zwanziger Jahre, noch während der Weimarer Republik, hatte Bertolt Brecht durch die „Dreigroschenoper“ Weltruhm erlangt. Im Jahre 1934, bereits in der Emigration, veröffentlichte er in dem holländischen Verlag Allert de Lange den „Dreigroschenroman“. Das Buch ist, obwohl die beiden Werke Fabel und Helden gemeinsam haben, keine epische Adaptation der „Dreigroschenoper“. Oper und Roman entstanden in verschiedenen Entwicklungsperioden des Dichters und zeigen deutlichere Unterschiede als Ähnlichkeiten. Ihre Analyse kann der Erhellung des oben aufgeworfenen Problems nützlich sein.

Der vor der Polizei flüchtende Mackie Messer der „Dreigroschenoper“ gesteht seiner Frau: „Unter uns gesagt: Es ist eine Frage von Wochen, daß ich ganz in das Bankfach übergehe. Es ist sowohl sicherer als auch einträglicher.“ Dieses Vorhaben gelangt nicht zur Ausführung, und Mac bleibt bis zum Schluß nur ein hervorragender Einbrecher. Erst in dem Roman finden wir die Fortsetzung seiner Biographie. Dank seiner ertragreichen Handelstätigkeit wird der ehemalige Einbrecher zum Bankdirektor. Das Thema der „Dreigroschenoper“ ist die Urgeschichte des Kapitalismus, das Thema des Romans der reife, stets neue Formen entwickelnde Kapitalismus. In der Oper ist Macheath Herr über Messer und Dietrich, in dem Roman sind Handelsgesellschaften und Bankkonten sein Werkzeug. Die kleine Welt der bürgerlichen Handwerker, die mit einer Brechstange den Kaufmannskassen zu Leibe rücken, ist nicht kompliziert. Man kann sie beschreiben, indem man in den Grenzen der mechanistischen Anschauung der Wirklichkeit bleibt. „Die Bettler betteln, die Diebe stehlen, die Huren huren. Ein Moritatensänger singt eine Moritat.“ Es ist der *naïve Realismus* einer philosophischen Erzählung. Doch diese Methode reicht nicht aus, wenn man den modernen Krieg der Banken und Konzerne schildern will. Hier müssen menschliche Schicksale mit den Gesetzen des Konkurrenzkampfes dokumentiert werden, Niederlage und Sieg werden durch den Kontostand begrün-

det. Dies erfordert einen Realismus Balzacscher Art, und eben diese Methode wählt Brecht in seinem Roman. Die mechanistische Welterkenntnis wird von der dialektischen Welterkenntnis abgelöst, die sentimentale Idealisierung von der nackten Sachlichkeit, die Sprache voll trivialen Kolorits von der nüchternen Sprache der Geschäftsleute. Das Ziel der „Dreigroschenoper“ und des Romans bleibt dasselbe: die Kompromittierung der bürgerlichen Gesellschaft. Es ändern sich nur die Mittel. In der „Dreigroschenoper“ ist der Bandit einfach ein Bandit, ein am Rande der Gesellschaft Lebender. Im „Dreigroschenroman“ ist er ein vom bürgerlichen Gesetz geschützter Bürger, der dieses Gesetz auszunutzen versteht. „Um unsereinen unbelästigt zu lassen, braucht es keine Rechtsbeugung, die Rechtsanwendung genügt dazu vollkommen!“ sagt Macheath zu Brown. Bezeichnend hierfür ist die Szene der Verhaftung Macheaths; in der „Dreigroschenoper“ ist es ein Zusammenreffen von unglücklichen Umständen, im Roman entschließt sich Macheath, selbst ins Gefängnis zu gehen, da er als Häftling von dort besser die Geschäfte lenken kann. Mackie Messer gerät in Konflikt mit dem Gesetz, weil seine Methoden veraltet sind, das heißt, sie folgen nicht dem Geist der Zeit. Der Kaufmann Macheath arbeitet modern, sein eigenes Interesse und das vom bürgerlichen Gesetz geschützte Interesse widersprechen sich nicht.

Die „Dreigroschenoper“ beschäftigt sich mit der bürgerlichen Weltauffassung nicht nur durch deren bloße Darstellung, sondern auch durch die Art der Darstellung. Dies zwingt die soziale Kritik in bestimmte Schranken, es zwingt sie zur *mittelbaren* Aussage. Die kritische Absicht, aus der die „Dreigroschenoper“ entstand, hinderte das bürgerliche deutsche Publikum nicht, sie enthusiastisch aufzunehmen. Dieses Werk, das Brecht seinen Ruhm brachte, konnte die Anforderungen nicht erfüllen, die der Autor selbst einer kämpferischen Literatur stellte. Es mußte eine Lösung gefunden werden, die die anklägerische, kritische Aussage des Werkes verschärfte. Innerhalb der Grenzen des in der „Dreigroschenoper“ angeschnittenen Themas tat dies der „Dreigroschenroman“. Das war ein weiterer Schritt auf dem Wege der immanenten Kritik des Systems.

Das Weltbild

„Die ganze Entwicklung aller Lebewesen dieses Planeten können wir uns nur so vorstellen, daß es Konkurrenz gibt. Woher sonst die Entwicklung? Woher der Affe, wenn der Saurier nicht konkurrenzfähig war?“

Nach den Regeln der immanenten Kritik stellt Brecht diese These einer aus anderer Welterkenntnis entsprungenen Antithese gegenüber. Er betrachtet diese Thesen als bewiesen, obwohl er von einer polemischen Absicht

bewogen wird. Er schildert eine Welt, in der das eiserne Gesetz der Konkurrenz herrscht, doch er zeigt auch, wie die Konkurrenz menschliche Charaktere entmenslicht. Denn jede menschliche Regung hat in solch einer Welt die Vernichtung des Individuums zur Folge; Brecht zeigt, wie die Konkurrenz den Menschen verfolgt, da es kein Geschäft gibt, das nicht von jemand anderem gemacht würde, wenn man es sich entgehen läßt.

Der Konkurrenzkampf ist ein natürlicher Zustand der von Brecht geschilderten Welt und entspricht dem ursprünglichen Streben der menschlichen Natur zur Tüchtigkeit. Die Auswahl der Tüchtigsten ist hier das Prinzip des Fortschritts und die Konkurrenz eine zivilisierte Form des Kampfes ums Dasein, eines allgemeinen Kampfes, denn an dem Ringen der Großen wollen sich auch die Kleinen beteiligen. Der „Dreigroschenroman“ zeigt, wie verschwindend klein die Chance des Kleinen in diesem Kampf ist. Die Konkurrenz bedient sich der legalen Verträge und Stempel, doch in kritischen Situationen schreckt sie nicht vor gewöhnlichem Raubmord zurück. Brecht geht es nicht um die allerdrastischsten, das Gesetz vergewaltigenden Konsequenzen. Der Mord ist das Äußerste; um die Bewegungsfreiheit im Kampf zu erlangen, braucht man nicht erst das Gesetz zu *verletzen*, es genügt, es auf gewöhnliche Weise *anzuwenden*. Dies versinnbildlicht die immanente Kritik. Ein legalisierter Mord ist kein Mord, er wird zur natürlichen Funktion des Systems. Die Idee der Legalität wird zum Leitsatz, der Glaube an die Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit des Systems zur Bedingung des Erfolgs.

Den Partner zu betrügen ist eine würdige Absicht des Geschäftsmannes und einer der unvermeidlichen Tricks des Konkurrenzkampfes. Betrug setzt jedoch die Kunst voraus, die Absichten zu verschleiern. Die Magie des Scheinbaren, das ist die Kunst, die der Bürger der Brechtschen Welt beherrschen muß. Um betrügen zu können, muß man einen unbefleckten Ruf haben, denn nichts schützt die Verbrechen der privilegierten Klasse so gut wie die Unwahrscheinlichkeit. Der „gute Ruf“ ist Gegenstand fortgesetzter Sorge der Helden des „Dreigroschenromans“. Das Mißverhältnis zwischen ihrem guten Ruf und ihrem wirklichen moralischen Wert ist, wie die immanente Kritik zeigt, eine natürliche Folge des Systems und nicht etwa das Ergebnis einer persönlichen Neigung zur Verlogenheit.

Die Ausbeutung ist eine Funktion der Klassengesellschaft. Sie nimmt beim Handel einen besonderen Charakter an. Der eigentliche Gegenstand der Ausbeutung ist nicht der Kunde, sondern der Mitarbeiter. Die Erkenntnis dieser Wahrheit garantiert Macheath seine glanzvolle Karriere. Er ist nicht nur ein Theoretiker der eigenen Tätigkeit, sein Weltbild erfaßt das Wesen der Ausbeutung auf allen Gebieten. In dem Gefängnisgespräch mit Polly fällt ein erstaunlich offener Satz über das, was wir Mehrwert nennen: „Angenommen, ich verkaufe Knöpfe. Angenommen, ich kaufe sie zuvor, zum

Beispiel von verkrachten Kleinfirimen. Im Effekt ist es das gleiche, wie wenn ich sie stehlen würde; es wird eben nicht der volle Preis gezahlt. Und wenn ich den Kleinfirimen den vollen Preis bezahle! Die Hersteller sind sie auch nicht. Den Herstellern, das heißt den Knopfmachern, sind die Knöpfe gestohlen, auch wenn sie für ihre Arbeit bezahlt wurden. Sie bekommen natürlich nicht den vollen Preis. Wo sollte da der Profit herkommen?“ Das ist ein klares Beispiel der Anwendung der sozialistischen Erkenntnis vom Mechanismus des sozialen Unrechts für die Zwecke der immanenten Kritik des Kapitalismus. Der Kapitalist demonstriert nicht zufällig das Prinzip der Entstehung des Mehrwertes, in seinem Munde ist das Prinzip natürlich, also moralisch gleichgültig. Eben diese moralische Gleichgültigkeit soll den Leser erschüttern, und sie tut es wirklich.

Das, worauf der Soldat Fewkoombey mühselig kommt, ist also Macheath längst bekannt. Doch für Macheath ist es eine Theorie der ökonomischen Macht der Besitzenden über die Besitzlosen. Für Fewkoombey ist es eine große Anklage, eine Enthüllung des Geheimnisses der unmenschlichen Welt und die Entdeckung des kapitalistischen Verbrechens. Die Erkenntnis seines Mechanismus ist eine *Pflicht* der Ausgebeuteten, und deshalb verurteilt der einbeinige Soldat Fewkoombey sich selbst zu Tode, weil er sich von dem Mythos, der das Wesen des Systems verschleiern soll, anführen ließ. Die Verbrechen haben solch ein Ausmaß angenommen, daß, wer ihre Quellen nicht bemerkt, sich selbst an den Verbrechen mitschuldig macht. Das ist die Moral des Romans, in dem es, wie im Leben, keinen Platz für Mitleid gibt und aus dem man das Urteil für die Masse jener kleinen Händler, Näherinnen, Kriegsinvaliden und Bettler herauslesen kann, die zum Untergang verurteilt sind, weil sie die sie umgebende Welt nicht begreifen und aus Lumpenproletariern nicht zu Proletariern werden konnten. Sie sind ein Werkzeug in den Händen der vielen Macheaths und Peachums, sie sind Ausbeutungsobjekte und werden von der Grausamkeit und Brutalität der Ausbeuter angesteckt.

Übermäßige Profite gebären das Elend, das Elend wiederum wird Ausbeutungsobjekt. Die große Entdeckung des Herrn Peachum und die große *dichterische* Entdeckung Brechts bestehen darin, daß Elend und Unglück eine Profitquelle sein können. Die Ausbeutung ad absurdum führend und sie als einen vollendeten Prozeß betrachtend, zeigt der Dichter in satirischer Kraßheit ihr ganzes Wesen. Solch eine Haltung ist nur angesichts des bereits erkannten Prozesses möglich, sie stellt eine höhere Form der Kritik dar, die sich der tendenziösen Schilderung bedient. Diese Kritik entfaltet sich mit unerbittlicher Konsequenz. Da das Prinzip der Welt erfunden wurde, existiert bereits die *ganze* Welt. Hier ein Beispiel, wie Brecht die Welt der dichterischen Fiktion konstruiert, aus der, mit der Tendenz übereinstimmend, die

Wahrheit der Wirklichkeit sprechen soll: Die Menschen sind überzeugt, daß sich die Wunden dort befinden müssen, wo sie sie zugefügt haben. Das ist ein natürliches Verhältnis der Menschen zum Elend und zum Unglück. Doch stärker noch als das wirkliche Elend wirkt das *wohlgelungene* Elend. Im Namen des Geschäftes muß man also der Natur nachhelfen. Diese Losung haben Macheath, der Theoretiker des Konkurrenzkampfes, und Peachum, der aus dem wohlgelungenen Elend ein Geschäft machen konnte, miteinander gemein.

In der Welt der Macheaths und Peachums gelten dauerhafte Grundsätze; Brecht bringt sie ans Tageslicht. Doch daraus folgt keine Statik des Bildes. Das fundamentale Konkurrenzrecht führt zu eigenartigem Fortschritt, zu ständiger „Besserung des Systems“. Von den für das Gericht greifbaren Methoden geht die Verbrecherwelt zu legalen Methoden über, von der Brechstange zum großen Spiel der Banken. Dabei kristallisiert sich ein gewisses modernes Ideal. Sogar bei einer gewöhnlichen Räuberbande gehen die Werkzeuge ins Eigentum des Besitzers über, Banditen werden zu Angestellten, die Bande wird zum Modell eines Handelsunternehmens. Der ehemalige Banditismus verhält sich zum Handel wie ein Segelschiff zu einem Dampfer. Die Romantik des Räuberberufs verschwindet. Die Erfahrung zwingt kompliziertere Mittel auf. Die ordinäre Unmoral in den Geschäften bringt nichts mehr ein, es ist eine Methode auf kurze Sicht. Der große Betrug erfordert ein gewisses Quantum Ehrlichkeit: Man muß sich einfach an die *Spielregel* halten.

Der Methodenwechsel führt zum Wechsel der Struktur des Handelslebens. Es stellt sich heraus, daß auch der Konkurrenzkampf seine Grenzen hat. Man hat so lange die Preise unterboten, bis ein Profit unmöglich geworden ist. Die sich bekämpfenden Konzerne der kleinen Läden vereinigen sich nach der Idee von Macheath zu einem Syndikat, das fähig ist, den Markt zu beherrschen und hohe Preise zu erzwingen. Die kleinen Ladenbesitzer machen Bankrott, das ist „menschlich gewiß eine deprimierende Sache, aber zur Gesundung des Ladengeschäfts doch beiträgend“.

Die Entstehung des Syndikats der ABC-Läden ist Ausdruck des kapitalistischen Fortschritts, der von der individuellen Wirtschaft zur Monopolisierung des ökonomischen Lebens führt. Wie wir wissen, bedeutet dieser Prozeß die Stärkung der Macht des Großkapitals und verstärkte Ausbeutung der Werktätigen. Der Zerrspiegel der Satire zeigt mit einer in der bisherigen Sozialkritik unbekannten Schärfe das Bild des Systems, das – seinen Entwicklungsgesetzen gehorchend – die Mächte gebiert, die den Menschen bedrohen.

Die Form

Eine besondere Art der Satire, die Parodie, stellte sich als die geeignetste Form der Kritik an den Theorien heraus, die der Praxis des sich entwickelnden Kapitalismus entsprechen. „Jacke aus!“ rief der Bettler, sich auf den Fewkoombey stürzend. „Zeige in offenem, ehrlichem Kampf, ob du fähiger bist als ich, eine sich gut rentierende Stellung zu besitzen, die wir beide erstreben. ‚Freie Bahn dem Tüchtigen!‘ und ‚Wehe dem Besiegten!‘ ist mein Wahlspruch. Auf diese Weise ist der ganzen Menschheit gedient, denn nur die Tüchtigen kommen so in die Höhe und in den Besitz des Schönen auf Erden.“ Brecht beachtet hier nicht die Wahrscheinlichkeit der Situation. Bei ihm entscheidet die *parodistische Absicht*, der Wille zu zeigen, wie die Spielregeln der großen Welt, in die Welt der Armen übertragen, mit einer *absurden* Konsequenz wirken. Daraus entspringt sowohl die Komik als auch die entlarvende Kritik der Heldenideologie der herrschenden Klasse und des erhabenen Stils, in dem diese Ideologie ihre Thesen formuliert. Das geschieht nach dem klassischen Grundsatz der Parodie, die die „erhabene“ Form für den Ausdruck eines plebejischen Inhalts oder erhabene Ereignisse in gewöhnlicher, volkstümlicher Form benutzt, um ihren wirklichen komischen Charakter zu zeigen. Die Komik, die der parodistischen Betrachtung der steinernen Welt des Kapitalismus entspringt, ist von besonderer Art: sie reizt zum Lachen und flößt Entsetzen ein. Vor allem macht jedoch die Brechtsche Parodie die kritisierten Begriffe deutlich, indem sie sie ad absurdum führt, sei es logisch, sei es situationsbedingt; sie ist daher eine besondere Methode der eindringlichen Erkenntnis, die das Wesen der Erscheinungen entblößt.

Jedes Thema hat seinen optimalen Gesichtspunkt, den zu entdecken Aufgabe des Künstlers ist. Solch ein Gesichtspunkt ist im „Dreigroschenroman“ die Logik des reinen Geschäfts, in der „Dreigroschenoper“ die Ethik und Logik des Banditen, in „Mutter Courage“ die Logik einer kleinen Kriegshyäne. Die Logik des reinen Geschäfts ist ein Grundsatz, der die meisten Erscheinungen der kapitalistischen Welt erklärt; sie in den Roman einzuführen, ist der großartige Einfall Brechts.

Über den unvergleichlichen Humor, der in den „Dreigroschenroman“ eingegangen ist, sagt man gern, daß er in seiner Originalität und Einmaligkeit echt brechtisch sei. Ich glaube, daß das hervorzuhebende Merkmal des Werkes sein *sylogistischer* und ironischer Charakter ist: „Wer sich in der City auskannte, behandelte diese beiden Brüder wie rohe Eier. Herr Coax kannte sich in der City aus.“ Der Autor will hier sagen, daß Coax die Herren Brookley mit der größten Vorsicht behandelte. Er spricht es nicht direkt aus, er führt Prämissen an, aus denen mit dem Recht des Syllogismus das Urteil

als Schlußfolgerung hervorgeht. Der Gedanke wird hier in witziger Weise nicht zu Ende gesprochen, was nichts mit Willkür oder Verwischen der nicht zu Ende gesprochenen Gedanken zu tun hat.

Der Spott in der scheinbar billigenden oder nur berichtenden Aussage ist das zweite Merkmal des Brechtschen Humors: „Als sie weg war, mußten die beiden Herren packen, da das Hotel keinen Wert mehr auf ihre Anwesenheit legte.“

Gewisse formale Eigenschaften des „Dreigroschenromans“ zeigen, daß die Grundsätze, die Brecht in seiner Theaterpoetik als programmatisch verkündete, auf die Prosa übertragen wurden. Dazu gehört auch, daß der Handlung eine Information über die nachfolgenden Ereignisse vorangeht, was einen Verzicht auf das Überraschen des Lesers mit den Einzelheiten der Fabel bedeutet. Eine Technik, die Brecht später im Theater anwendet, ist das Einführen der *scheinbaren* Gedanken der Helden. Solche Gedanken werden in Brechts Stücken gewöhnlich vom Chor oder dem Erzähler ausgesprochen. Dies bereichert die Ausdrucksmittel des Theaters, bietet die Möglichkeit, auch solche Gedanken auszusprechen, die in einer konkreten Situation nur gedacht werden konnten und, was noch wichtiger ist, die der psychologischen Wahrscheinlichkeit wegen von den handelnden Personen nicht entwickelt werden konnten: „So ungefähr hätte der Soldat wohl gedacht, wenn er gedacht hätte. Aber er dachte nicht: er war zur Disziplin erzogen“, schreibt Brecht über Fewkoombey.

Die Bereicherung der realistischen Romanpoetik mit den hypothetisch angelegten wahrscheinlichen Situationen geben der Brechtschen Prosa den Reiz einer *intellektuellen Kunst*, die mit dem Spiel der reinen Möglichkeiten erfreut, das wiederum ständig neue Erkenntnisperspektiven eröffnet. Man braucht nicht hinzuzufügen, daß die immanente Kritik des Kapitalismus in dieser Poetik Mittel von außerordentlicher Treffsicherheit gefunden hat.

Schlußfolgerungen

Eine Lexikondefinition des kritischen Realismus besagt, daß er „in der Periode der Entwicklung des Kapitalismus“ auftritt und daß er „die Kritik der ihn umgebenden Wirklichkeit bringt, eine Kritik, die nicht über den Rahmen des kapitalistischen Systems hinausgeht“. Die Lehrbücher der Literatur fügen hinzu, daß diese Kritik die Höhen der treffenden künstlerischen Analyse des kapitalistischen Systems nicht erreiche, obwohl sie eine treffende Analyse mancher seiner Folgerungen gebe; sie sei nicht imstande, den grundsätzlichen Konflikt der Epoche richtig darzustellen; in ihrer Gefühlsskala sei sie pessimistisch, in den Schlußfolgerungen entweder utopisch oder reaktionär.

Diese Definition berücksichtigt indessen nicht die Tatsache, daß die immanente Kritik des Kapitalismus auch während der Herrschaft des sozialistischen Systems in einem Teil der Welt betrieben werden kann. Der unter diesen Bedingungen entstandene Realismus weist zuweilen eigenartige Merkmale auf. Seine klassenmäßige Begrenztheit ist keine historische Notwendigkeit, sondern eine von dem Künstler in kritischer Absicht frei gewählte Haltung. (Die satirische Absicht ist eine der Erscheinungsformen der kritischen Absicht.) Der Protest gegen die Wirklichkeit, die dargestellt wird, ist dann weder tragisch noch pessimistisch, da er die Folge des historischen Verständnisses dieser Wirklichkeit ist. Die im Namen des Humanismus anklagende naive Überzeugung, daß es keine Klassengegensätze gibt, ist nicht mehr eine verkappte Verteidigung der Interessen der Bourgeoisie, sondern, wie bei Brecht, die Form der Integralkritik, die eben diese Illusion kompromittiert. Der Künstler wird nicht mehr vom Ideologen in Schach gehalten und siegt nicht dadurch, daß er diesen in sich bekämpft, sondern im Gegenteil: er *bemerkt* nur so viel, wie er *verstanden* hat.

Die moderne immanente Kritik des Kapitalismus ist keine Methode, ihn zu erkennen, sondern eine Methode, die erkannten Erscheinungen zu beschreiben. Es ist dies eine Beschreibung, die die dynamischen Erscheinungen einbegreift. Denn nichts spricht so gegen den Kapitalismus wie die Logik seiner eigenen Entwicklung. Es ist eine Integralbeschreibung, denn die gegenwärtige historische Situation macht die Kritik des *Systems*, und nicht nur einiger seiner Fragmente, möglich und notwendig.

Das, was wir sehen, ist von dem abhängig, was wir erkennen, und der moderne Realist, der die immanente Kritik des Kapitalismus betreibt, *muß* mehr verstehen als seine klassischen Vorgänger. Es genügt ihm nicht, das Schicksal seines Helden in Zusammenhang mit dem Klassenhintergrund zu gestalten, er muß die *Natur* dieser Zusammenhänge zeigen. Es genügt ihm nicht, gewisse Elemente der Wirklichkeit in der Weise zu erhöhen, daß sie Exponenten ihrer wesentlichen Tendenzen darstellen, er muß den *Mechanismus* dieser Tendenzen zeigen. Das Fehlen eines positiven Helden (für Balzac war es nicht mehr der Bürger, der Arbeiter konnte es noch nicht sein) ist nicht tragisch, sondern komisch, da es die Gelegenheit gibt, die Heroisierung des Bürgers zu *entlarven*.

Der Realismus des „Dreigroschenromans“ entstand aus dem Bestreben, die traditionellen Methoden des kritischen Realismus zu radikalieren. Zu der auf diesem Wege entstandenen immanenten Kritik des Kapitalismus kann also der Ideologe des Proletariats in polemischer Absicht gelangen. Doch sogar unter den Umständen, daß sie von einem bürgerlichen Schriftsteller unternommen wird, wohnt ihr ein gewisses Quantum von Fortschrittlichkeit inne, denn die wachsenden sozialen Antagonismen bewirkten, daß

in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die realistische Methode keine geeignete Methode für einen Ideologen der Bourgeoisie ist. Die Kritik des Kapitalismus nimmt dann besondere Formen an, die zu einer neuen Art von Realismus führen. Das Subjekt der Kritik ist anders geworden, gemeinsam mit der Geschichte änderten sich auch ihr Objekt, die Methoden, der Inhalt sowie ihre ideologische Funktion. Es sind Veränderungen, die uns berechtigen, von einer besonderen Art des Realismus zu sprechen. Dem Naturalismus gegenüber haben wir es rechtzeitig verstanden, den historischen von dem systematischen Sinn des Begriffs zu trennen. Den Begriff des kritischen Realismus wenden wir immer noch ohne Überlegung an. Den von Tschernyschewskij geprägten Namen benutzen wir zur Kennzeichnung der Werke von Balzac und Dickens, aber ebenso auch der modernen Versuche einer immanenten Kritik des Kapitalismus. Dabei sind wir uns nicht immer im klaren, daß außer dem Namen diese Erscheinungen nichts miteinander gemein haben. Ich fordere keinen neuen Terminus, ich möchte lediglich bemerken, daß die klassische Definition des kritischen Realismus einer anderen Formulierung bedarf, falls sie alle uns heute bekannten Fälle der immanenten Kritik des Kapitalismus umfassen soll. Es könnte sich dann jedoch erweisen, daß die Erweiterung des Begriffs ihn für die Wissenschaft ungeeignet macht. Und dann wird ein neuer Terminus vonnöten sein. Das Beispiel des „Dreigroschenromans“ zeigt, daß zwischen dem historisch gemeinten kritischen Realismus und dem sozialistischen Realismus die besondere Form der immanenten Kritik des Kapitalismus ihren Platz hat, die in der marxistischen Erkenntnis der untergehenden kapitalistischen Gesellschaftsform wurzelt.

Deutsch von Georgia Peet

DIE VORGESCHOBENE POSITION

Zu einem Gedenkheft für Bertolt Brecht

Das Brecht-Sonderheft, das die Zeitschrift „Sinn und Form“ herausgebracht hat, ist Festschrift, einem Lebendigen gewidmet, und erste Sicht in den Nachlaß zugleich. Die Art der Publikation entspricht damit dem Verhältnis, in dem sich die Deutschen zu Werk und Persönlichkeit des Dichters befinden. Das Werk ist noch neu, unmittelbar redet es im Gespräch unserer Tage mit; und die Persönlichkeit des Dichters hat ihre Wirkung immer noch durch ihre Position in unserer Gegenwart. Es ist die weit vorgeschobene Position, in der sich Brecht immer behagt hat.

So wirkt die postume Veröffentlichung einiger Werke nicht als Ergänzung oder gar Abrundung des Lebenswerkes. Diese Arbeiten setzen vielmehr das von Brecht immer wieder neu provozierte Gespräch über den Menschen unserer Zeit fort, über den Plan, ihn zum Bewußtsein seiner Aufgaben und Möglichkeiten zu führen.

Die Aufsätze von Freunden und Mitarbeitern, die den Veröffentlichungen aus dem Nachlaß beigelegt worden sind, leisten für die Nachwelt, was nur von Zeitgenossen zu leisten ist. Für umfassende Deutungen ist die Zeit noch nicht reif. Die Aneignung dieses dichterischen Werkes beginnt erst, noch wissen wir kaum, was darin den Ausschlag gibt. Sein Wesentliches ist von der Art, daß es sich mit den Generationen wandeln wird, die es ergreifen. Innerhalb der größeren Zielsetzung, Bertolt Brechts Leistung der Nationalkultur einzuverleiben und sie mit rechtem Verständnis ihrer Eigenart der Weltliteratur zuzuführen, gibt es jedoch Teilaufgaben und Teillösungen. Die vordringlichste von ihnen, mit der alles beginnt, ist: das Lebensbild des Menschen Brecht zu bewahren. Keine noch so weitgreifende Deutung künftighin wird ohne dieses Fundament auskommen können. Darum waren die Herausgeber wohlberaten, als ihr Gefühl für den Dichter ihnen eingab, in direkter Nachbarschaft mit seinen Werken dem Bekenntnis der Freunde Raum zu geben.

Solche Anordnung, von Peter Huchel sehr einführend besorgt, stellt zwischen der Dichtung und ihrer Spiegelung bei den Zeitgenossen vielfältige Beziehungen her. Manche Einzelfragen im Schaffen Brechts bekommen den Akzent weltweiter Aktualität. So zieht sich von Brechts Überlegungen zum

„Epischen“ in den Notizen zum „Arturo Ui“ eine Linie über die Studien des Amerikaners Bentley und des Italieners Chiarini bis zu den Formuntersuchungen Brechtscher Stücke durch den jungen polnischen Wissenschaftler Andrzej Wirth.

Bertolt Brechts Entlarvung des großen politischen Gangstertricks in dem Anti-Hitlerstück vom „Aufhaltsamen Aufstieg des Arturo Ui“, geschrieben 1941 in der Emigration und jetzt zum erstenmal vollständig veröffentlicht, ist eines der Hauptstücke des Gedenkhefts. Beziehen wir es auf gewisse Tendenzen der politischen Entwicklung in Westdeutschland, so trifft es auch heute wieder das aktuellste Anliegen der deutschen Klassenkampfsituation. Seiner Haltung im antifaschistischen Kampf konsequent ist der Dichter bei seiner Arbeit auch auf höchst interessante, neuartige Gestaltungsprobleme gestoßen. In dem „Arbeitsbuch“ zum „Arturo Ui“, das er zu seiner Selbstverständigung führte, hat Brecht notiert: „Ich bin gespannt, ob es mir gelingen wird, dem Epischen Geschwindigkeit zu verleihen – man muß ja nicht glauben, daß es grundsätzlich gemächlich sein muß. Prinzipiell kann man im Epischen sowohl Zeitraffer als Zeitlupe benutzen, auch das Bewegte, der offene Konflikt, das Aufeinanderprallen der Antagonisten ist natürlich im Epischen ebenso wie im ‚Dramatischen‘ möglich. Ich hoffe, auch das zeigt das Stück.“

Das Gelingen der Aufgabe, den zwar durch bewußten Widerstand „aufhaltsamen“, jedoch rapiden Aufstieg des Terroristen vorzuführen, hätte die Meinungen erschüttern müssen, die sich bis dahin über das „epische Theater“ gebildet hatten. Je mehr nämlich Brecht darin fortgeschritten war, seine neuartige Thematik durch eine nach Komposition und Spielweise ebenso neuartige dramatische Gestaltungsweise zu stützen, desto mehr Mißverständnisse hatte er sich zugezogen. Da er seine Dramenstruktur und Spielweise als „nicht-aristotelisch“ und „episch“ bezeichnete, hatte er von Anfang an, auch im eigenen Lager, gegen Vorurteile anzukämpfen. Die zitierte Notiz aus dem „Arbeitsbuch“ von 1941 zeugt davon, daß der Dichter hoffte, zugleich mit der politischen Aufklärung, die das Ziel der künstlerischen Bemühung war, auch ein wenig für die Aufklärung der dramatischen Form zu tun, in der sie gegeben wird. Aber wenig war in dieser Hinsicht ausgerichtet. Kritische Waffengänge unter der Losung: Hie episches Theater – hie Dramatik sind bei uns beliebt geblieben bis in die jüngste Zeit.

Hier nun bringen die kurzen Studien Eric Bentleys und Paolo Chiarinis energisch Licht in die Sache, indem sie sich an das System alter Vorurteile gar nicht kehren. Bentley, mit altenglischer Theatertradition vertraut und ein ehrlicher Hasser des pompösen, verlogenen-traditionellen Theaters der Hitlerära, läßt sich auf innerdeutsche Polemiken überhaupt nicht ein. Er wendet sogleich die Frage ins Positive und fragt: „Was für einen Theater-

stil hat Brecht zustande gebracht?“ Und er gelangt zu der Feststellung: „Brecht selber nannte seinen Theatertyp ‚episch‘, mit der Begründung, daß er eine erzählende Form darstelle, im Gegensatz zu dem degenerierten ‚dramatischen‘ Theater unserer Zeit, in dem die Erzählung oder Handlung ihren Vorrang verloren hat.“ Damit ist gesagt: Bertolt Brecht hat den Vorrang der Handlung im Theaterstück wiederhergestellt. Für uns wäre es wesentlich, uns darüber Gedanken zu machen, ob diese Wiederherstellung, die nicht vom „Dramatischen“ kommt, nicht einer der aussichtsreichsten Wege ist, die bis heute begangen worden sind, um zu einer realistischen Theaterkunst des Sozialismus zu kommen. – Es gelingt Bentley, ohne Umschweife herauszufinden, was als die maßgebende Leistung des Stückschreibers Brecht zu verstehen ist: er hat einen „erzählenden Realismus“ auf dem Theater geschaffen. Einleuchtend scheint uns auch zu sein, was in dem Aufsatz über die „Verfremdung“ gesagt wird, jene soviel beredete Vergrößerung des Abstands zwischen dem im Stück Vorzuführenden einerseits und der Person des Schauspielers oder Zuschauers andererseits: sie bewirke eine Annäherung zwischen Schauspieler und Zuschauer! Auf diesem kritisch beleuchteten, nebelhafter Einfühlung entzogenen Felde wird ein erkennendes und um so tiefer emotionales Mitgehen mit der Handlung ermöglicht: „Hier gehören der Schauspieler und das von ihm dargestellte Stück fortwährend der gleichen Welt an wie der Zuschauer, eine Tatsache, die viele philosophische und ästhetische Momente in sich schließt.“ Auch in der schließlichen historischen Einordnung des Phänomens Brecht erweist sich Bentley weit weniger unbeholfen, als wir es von hiesigen Versuchen gewohnt sind. Er berichtet (1949), daß Bertolt Brecht mit der Absicht, Shakespeare zu übersetzen umgegangen sei und urteilt darüber: „Brecht würde uns zweifelsohne einen sehr modernen Shakespeare schenken; man dürfte hoffen, daß der moderne Stil mehr von dem ursprünglichen Elisabethanischen Geist enthielte als der romantische Stil. Das Theater des erzählenden Realismus hat mit dem großen Theater der entlegeneren Vergangenheit mehr gemein als mit dem Theater von heute und gestern.“ Ähnliche literaturhistorische Gedankengänge liegen der Studie „Lessing und Brecht“ von Paolo Chiarini zugrunde, und der ausführlichen Untersuchung Andrzej Wirths könnte als Hauptthese Bentleys Bemerkung voranstehen: „Brechts Stücke verlangen einen umfassenderen Begriff des Dramatischen. Einen Begriff, der vielleicht bei unseren Vorfahren sehr viel weniger Verwunderung und Unwillen erregen würde als bei unsern Zeitgenossen.“

In diesem Zusammenhang mag interessieren, was der junge Pole Andrzej Wirth über die Modernität Brechts ausführt und was überhaupt in seinen Untersuchungen zur Ehrenrettung des Modernitätsbegriffs unternommen wird. So wenig wir meinen, daß ein richtungsloser und spielerischer Avant-

gardismus der sozialistischen Kulturrevolution dienen könne, so verfehlt wäre es doch, darum überängstlich einem Traditionalismus nachzuhängen, der uns das echte Neue, wo es kraftvoll organisch aus dem Tradierten wächst, verkennen läßt. Dies aber war der Fall bei Brecht, er ist nicht bitter darüber geworden, aber es hat ihn doch viel Nachdenken gekostet, warum seine Arbeit auch im eigenen Lager derartigem Mißverstehen ausgesetzt war.

Andrzej Wirth wird von seiner Methode, die leider nicht frei ist von idealistischen Einflüssen insbesondere der phänomenologischen Schule, behindert, bei seinen sehr geschickten Formanalysen durchgehend an dem Zusammenhang von Realität, künstlerischer Idee und Formgebung festzuhalten. Jedoch benennt Wirth die Grundlage von Brechts Formgebung zutreffend, wenn er ausführt: die Handlung der Stücke spiele sich deswegen „episch“, nämlich dreischichtig in der dramatischen (bzw. erzählenden), lyrischen und philosophischen (verallgemeinernden) Ebene zugleich ab, weil der Dichter so „einen bedeutend größeren Kreis von Ereignissen fassen“ konnte. Die Untersuchung hält also, wenn auch das eingeschlagene Verfahren den Nachweis nicht immer erbringen kann, im Prinzip an der Erkenntnisfunktion der Kunst fest. Und so gibt sie auch eine Handhabe, die Legitimität von Brechts Neuerertum an der Gestalt der Dichtungen selbst abzulesen. In unterschiedlicher Weise können alle drei genannten Untersuchungen, denen aus den übrigen Beiträgen manch wesentlicher Gedanke zuwächst, dazu helfen, daß man sich endlich auch bei uns der alten Irrtümer entledigt und längst überständige Streitpunkte fallenläßt zugunsten eines lebensvolleren, inhaltsvolleren Begriffs von der Dichtung Brechts.

Nehmen wir die Kommentare des Gedenkhefts, die fast sämtlich persönlichen Kontakten der Verfasser mit dem Dichter entstammen, so sorgsam auf, wie sie einführend und mit hohem Respekt geschrieben wurden, so werden viele von ihnen uns nahe an das Wesen von Brechts Dichtung heranzuführen. Von dieser Art ist der wunderbar ausgewogene, meisterliche Exkurs Walter Benjamins über die „Mutter“, den „Sinn und Form“ aus der „Literarischen Welt“ 1932 ausgegraben hat, um mit dem Dichter zugleich seinen vom Faschismus in den Tod getriebenen Freund zu ehren. Welch klares Bild eines eigenwilligen Talents wird in dem Beitrag Lion Feuchtwangers gezeichnet, ebenso aber auch in Elisabeth Hauptmanns zarteren, verhalteneren „Notizen über Brechts Arbeit“ aus dem Jahre 1926. Vor allem jedoch tut das die zügige Handschrift des jungen Genies selbst in den unverblümt schlagkräftigen „Augsburger Theaterkritiken“ des knapp Zwanzigjährigen. Hier spricht der Dramatiker von Geblüt, die Kritiken zu lesen ist Bewunderung und Vergnügen zu gleicher Zeit.

Bertolt Brecht hatte viele Freunde. Er war, selten auch hierin, bis ins höhere Alter fähig geblieben, sich zu befreunden und Freundschaft zu hal-

ten. Phantasievoll und ohne Vorurteil, blieb er lebenslang offen für alles Echte. Ein anonymer Zeitungsaufsatz, wenn er danach war, der Stückentwurf eines Unbekannten konnte Brecht dazu bringen, nach dem Menschen zu fahnden, der das geschrieben hatte. Die Lucidität seines Wesens zog die Menschen mächtig an. Die Genossen seiner Anfangsjahre wie der heute in Moskau lebende Regisseur Reich oder Feuchtwanger in Amerika, die Komponisten Eisler und Dessau, blieben ihm zeitlebens so zugetan, wie jene, die dann aus der mittleren Generation zu dem schon Berühmten kamen, wie beispielsweise der französische Sozialist Vladimir Pozner oder der heute in Kanada lebende Ernest Bornemann, der als Junge vor 1933 in Deutschland bei einer Brechtaufführung seiner Schule den Eindruck empfing, der künftig seine Lebensarbeit bestimmen sollte. Theaterexperten wie John Willet in England, Josef Jusowski in der Sowjetunion, Bentley in Amerika, Herbert Ihering von den ersten deutschen Brechtinszenierungen an, Chiarini in Italien haben es sich zur Aufgabe gemacht, in ihren Ländern für ein tieferes Verstehen von Brechts Dichtung, vorab seiner Dramatik zu sorgen. „Nicht um Brechts selber willen ist es nötig, daß er verstanden wird“, schreibt Willet, „sondern um des Kraftquells willen, der er für unser Theater und für unsere Schriftsteller im allgemeinen ist.“ Freundschaft, die sich auf gemeinsame Bestrebungen gründete, war immer um Brecht, von dem kollektiven Arbeiten seiner frühen Zeit bis zu den Meister-Schüler-Verhältnissen der letzten Jahre, bis in den Arbeitskontakt zu den Mitarbeitern, den Bühnentechnikern des Ensembles. Das dokumentiert die Gedenkschrift bis in die letzten Wochen und Tage der Zusammenarbeit. So gewinnt die auf ihren sechshundert Seiten staunenswert bunte Sammlung, vor allem durch die Dichtungen aus dem Nachlaß getragen, auch von dieser anderen Seite her eine Einheit. Die Ausstrahlung dieses einen Menschen fügt Verschiedenartigstes zusammen zu einer nahen, ja tröstlichen Vergegenwärtigung seiner Person. Einer Persönlichkeit, deren geniale Scharfsicht den Nebel- und Dunkelmännern aller Kategorien genauso unerträglich war wie seine tiefgegründete Güte und Humanität, gewandet in eine nie aussetzende Höflichkeit, jeden bezauberte, der Brecht je begegnet ist.

Aus den Erinnerungen Nahestehender einen ersten Umriss dieses Wesens und seiner dichterischen Bedeutung zu ziehen, mag den Herausgebern der Publikation vorgeschwebt haben. – Wie messen wir, ob es gelungen ist?

Es mag sich damit verhalten, wie der Hinweis sagt, mit welchem Brecht dem Publikum seine Antigonebearbeitung übergab: „Philologische Interessen konnten hier nicht bedient werden.“ Ist das gegen die Philologie gesagt, gegen Wissenschaftlichkeit überhaupt? Beileibe nicht, doch zuweilen macht sich ein Zurechtrücken notwendig.

Worauf kam es bei den vielen schönen Dingen, die der Dichter und Thea-

termann Brecht geschaffen hat, worauf kommt es im ästhetischen Bereich überhaupt zuerst an? Nicht aufs Urteilen und Deuteln, sondern darauf, daß die, denen das schöne Werk bestimmt ist, die Sinne haben, es aufzunehmen. Erst indem es so sinnhaft gegenständlich, wie es selbst beschaffen ist, auch aufgefaßt wird, öffnet sich dem Betrachter der Sinn des Kunstwerks. Nur in einem Prozeß aktiver Aufnahme durch den ganzen Menschen verwirklicht sich die Schönheit, die dem Kunstwerk mitgegeben ist. Es kommt also in uns auf einen „Zustand produktiver Konsumtion“ an, „sie ist das Salz der Sache“.

Brecht selber, der in den Polemiken seiner frühen Jahre gegen den „kulinarisch“ unverbindlichen Kunstgenuß der spätbürgerlichen Ära Sturm lief, als es galt, die menschliche Bewandnis des Kunstschaffens überhaupt zu retten, hat radikal den Blickpunkt gewechselt, seit sich in dem sozialistisch werdenden Teil Deutschlands eine andere, von Grund auf neue Aufgabe stellte: Menschen, die bislang von ihr ausgeschlossen waren, der Kultur zuzuführen; ihnen die Schönheiten der Kunst zu gewinnen. Der Positionswechsel vom Antibürger zum Produzenten sozialistischer Kultur verlangte auch von Brecht eine Spanne des Umdenkens. Als geübter Praktiker der Kunst und mit der genialen Rapidität seines Denkens hat er sie in kürzerer Frist und vollständiger als jeder andere durchmessen. Wiederum lag er in vorderster Linie. Wollen wir lernen, was dialektischer Materialismus in der künstlerischen Arbeit ist, so müssen wir auf Brechts Arbeit in den letzten Jahren schauen. Er selber war sich des Vorgangs wohl bewußt. Manfred Wekwerth, Dramaturg beim Ensemble, berichtet aus einem Probengespräch zu den „Tagen der Kommune“, der letzten nicht mehr vollendeten Inszenierung Brechts: „Wir hatten schon die Taschen in der Hand, als eine Entdeckung Brechts uns zurückhielt: er habe sich immer gewundert, daß mit den Leuten so schwer über seine Theatertheorie zu reden sei. Wie selbst Freunde über etwas ganz anderes redeten, als er gemeint habe. Daß aus einem X andauernd ein U werde. Anfangs habe er seine Formulierungen verflucht, aber je einfacher die Formulierungen, um so schwerwiegender die Mißverständnisse. Doch der Grund sei in Wirklichkeit der: er habe in der Darstellung seiner Theorie eine Hälfte weggelassen in der Annahme, so etwas sei auf dem Theater selbstverständlich: die Rolle des *Naiven*. Brecht sagte das ganz naiv, ohne Ironie. Es war für ihn eine wirkliche Entdeckung. Er war seriös überrascht, daß man sein Theater Jahre hindurch unnaiv betrachtet hatte. Er war erschrocken: ‚Die Meisten, die sich mit Theater befassen – und nicht nur die Theoretiker – besitzen nicht einmal dieses Wort in ihrem Vokabular. Wie wollen sie je würdiges, sinnvolles, lebendiges Theater machen?‘ Brecht war den neueren Versuchen marxistischer Ästhetik gegenüber schon immer unerbittlich, aber jetzt erappte er sie bei der Unwissenheit über das Naive:

„Die glauben doch ernstlich, es gäbe große Schönheiten in der Kunst ohne Naivität. Das Naive ist eine ästhetische Kategorie, die konkreteste.“ Wir kannten das Wort ‚naiv‘ von Brechts Proben her, wo er es oft den Schauspielern auf die Bühne rief. Aber in so allgemeinem Zusammenhang hörten wir es von ihm das erstmal.“

Diese Passage aus dem nach Methode und Aussage vorzüglichen Aufsatz Wekwerths können wir als das Zentrum der ganzen Publikation auffassen. Hier ist auf den Keimpunkt gewiesen, wo es hätte weitergehen sollen! Wer wäre wie Brecht fähig gewesen, in einem Gespräch zwischen Tür und Angel noch mit der Arbeit von Lebensjahrzehnten abzurechnen? Dermaßen präzise zu finden, was für ihn an der Zeit war und zugleich uns allen den jetzt notwendigen Impuls vermittelt hätte? –

Seit geraumer Zeit, und scheinbar unversehens, wird das Gebiet der Kunst immer wieder zum Tummelfeld einer grobschlächtigen, rechthaberischen Betrachtungsweise gemacht, welche geeignet ist, den Sinn für das Werk zu zerstören und seine Wirkung zu verdunkeln. Eine Methode, die nicht dialektisch ist und sich damit begnügt, die einzelnen Faktoren des Phänomens Kunst auseinander zu reißen, anstatt dem Widerspiel seiner Kräfte und Wirkungen zu folgen, ist nicht geeignet, Menschen für Kunstwerke empfänglicher zu machen. Mit einem solchen Zustand muß man unzufrieden sein.

Es darf auch nicht übersehen werden, daß in den letzten Jahren aus unseren Schulen und Hochschulen Leute hervorgehen, denen es schwerfällt, ein Stück Kunst und Schönheit unmittelbar zu nehmen und menschliche Bereicherung daraus zu gewinnen. Ein unverbundenes Nebeneinander von moralischem Urteil und „privatem“ Geschmack, von vorgefaßter, starrer Meinung und auffälliger Hilflosigkeit vor Tatsachen, sei es des Lebens oder der Kunst, ist entstanden. Die harmonische Einheit der menschlichen Persönlichkeit ist aber ein wesentliches Ziel sozialistischer Kulturarbeit. Hier denn auch setzte die Kritik Bertolt Brechts ein! Den Punkt, von dem aus man den Zuschauer als Ganzes in Bewegung setzen kann, meinte Brecht, wenn er seinen Schauspielern zurief, naiv sollten sie sein.

Der Regisseur Brecht war aber nicht auf einen Charakterzug aus, noch meinte er Psychologisches, wenn er Naivität forderte. Seine „epische“ Methode geht ja mit den Unterbrechungen und Kommentaren, die sich in die Handlung einschieben, im Gegenteil darauf aus, mit dem Stück in seiner Gesamtheit mehr auszusagen, als die Handelnden selbst in den Grenzen psychologischer Wahrscheinlichkeit leisten könnten. Ein unmittelbares, vollständiges Reagieren auf die gesellschaftliche Situation meint Brecht. Erst wo Verstand und Gefühl, unmittelbare Reaktion und Beurteilung der Lage übereinkommen, entsteht die moralisch und intellektuell zur Einheit ge-

wordene Persönlichkeit: deren Verhalten angemessen ist, – auf die man sich verlassen kann.

Dem Kunstwerk – warum brauchte man es sonst neben den Wissenschaften – eignen Wirkungen, die eine solche Entwicklung zur Persönlichkeit fördern können. Es ist selbst ein einheitliches, geschlossenes Ganzes. Nur wenn es mit Verstand und Sinnen als Ganzes und unmittelbar aufgenommen wird, kann seine besondere Wahrheit, seine durch keinen Lehrsatz ersetzbare Lehre wirksam werden. Und da sie als Schönheit vor uns erscheint, so können und sollen wir daran Vergnügen haben. „Spaß“, sagte Brecht. Er, der einst ein abgesagter Feind bürgerlicher Kunstschwelgerei war, hat, seit seine Kunst in der sozialistischen Gesellschaft ihre Heimstatt fand, alles getan, um den Menschen die Schönheit der Kunst und die Freude an ihr zurückzuerobern. Hierfür ist in seinem Theater mit innigster Sorgfalt ein außerordentlicher Reichtum an Erfindung aufgewandt worden. Wie wünschte er, daß man zu nehmen verstünde, was da geboten war.

Nun wissen die jungen Dramaturgen des Ensembles, die, von Brecht herangebildet, vorgeschrittenste Problemstellungen künstlerischer Arbeit vortragen, zu berichten, daß „Dialektisieren“ das Lieblingswort Brechts in der letzten Zeit gewesen sei. Einzig mit Hilfe des Dialektisierens könne man „zum Konkreten aufsteigen“. Und die Wahrheit sei immer konkret. Wir finden nirgends ausgesprochen, warum das von ihm entdeckte Verhältnis des Dialektisierens zur Naivität das Denken Brechts so ungemein anzog. Ahnen läßt sich, daß für ihn der Lebenspunkt der Sache darin lag, daß nur eine vorurteilsfreie, auf Wissenschaft gegründete Anschauung vom Menschen als gesellschaftlichem Wesen zu der Entdeckung hatte führen können, daß das unmittelbarste Verhalten auch das Maximum an gesellschaftlicher Wahrheit erbringe. Verstehen wir ihn recht, so ging Brechts Überlegung dahin, daß das ganzheitliche „naive“ Verhalten, sofern es sich auf „Dialektisieren“, nämlich auf ein Erfassen aller in der Situation liegenden Widersprüche zugleich gründe, das im höchsten Grade der konkreten Wirklichkeit angepaßte, daher auch das maximal wahrheitshaltige sei. Als solches aber ist es auch ästhetisch das ergiebigste. In diesem Sinne wird Naivität zur ästhetischen Kategorie, Dialektisieren zu der allgemeingültigen künstlerischen Methode, welche die konkrete Wahrheit in der künstlerischen Darstellung, zugleich aber auch ihre formale Gelungenheit, ihre Schönheit sichert. – Alle Andeutungen in dieser Richtung, gerade auch, da ihre Anlässe oft ziemlich auseinanderliegen, verraten, daß der forschende Praktiker der Kunst mit seinen Überlegungen über das Naive und das Dialektisieren eine Perspektive vor Augen hatte, die ihn, soviel läßt der Torso seines Werks erkennen, zu einem fundierten ästhetischen System von neuartiger, unbedingt marxistischer Prägung hätte führen sollen.

Haben wir es in dieser Gedenkpublikation mit einer Hinterlassenschaft zu tun, die kraftvoll gegenwärtig nicht nur, sondern voll Zukunft ist, so versteht sich, daß auch unsere Betrachtung nicht einfach in dem altbequemen Geleise fahren durfte, als handle es sich um Text und toten Buchstaben. Brecht hat uns, mitten in dem Prozeß, der die Grundlage für eine sozialistische, humanistische Ästhetik schaffen soll, allein zurückgelassen. Wir haben sein Werk, die Zeugnisse seines Arbeitens und Lebens. Unser Weiterarbeiten wird nicht ohne ihn sein, wenn es uns gelingt, den Boden, den er kultiviert hat, wirklich in Besitz zu nehmen.

Mit dem Taktgefühl und sicheren Geschmack, der überall die Sammlung durchwaltet, wurde an den Schluß des Heftes ein Satz placiert, der über das ganze ein Licht wirft, so rein und klar wie der taghelle Horizont der Brechtbühne. Das ist kein Kernsatz, der sich gewichtig gibt, es ist die Auskunft eines Bühnenarbeiters. Er sagte: „Es ist schlimm, daß Brecht nicht mehr ist – auch für mich. Wer hat jetzt dieses Verständnis für meine Arbeit?“

„Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und hineinlegen, das Leben schwerer, als billig. Ei, so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstrakter Gedanke und Idee wäre!“

Goethe

Flans-Heinrich Reuter

Grenzen und Größe der Interpretation

Oskar Jancke: *„Kunst und Reichtum deutscher Prosa. Von Lessing bis Thomas Mann“*

R. Piper u. Co. Verlag, München, erweiterte Neuauflage 1954

Werner Zimmermann: *„Deutsche Prosadichtungen der Gegenwart. Interpretationen für Lebende und Lernende“*, Pädagogischer Verlag Schwann, Düsseldorf 1956, 2 Bände

Häufig wird in den literarischen Diskussionen ein Wort gebraucht, an dem sich die Geister scheiden: „Interpretation“; der „Siegeszug der Interpretation“ muß gleicherweise zur Bezeichnung ernster wissenschaftlicher Arbeit wie des üppigen Wucherns offenkundiger Charlatanerie dienen.

In der westdeutschen Literaturwissenschaft ist eine beängstigende Bewegung im Gange, die – weit entfernt, die soziale Bedingtheit der Literatur zu berücksichtigen – auch ihre übrigen Bezüge ignoriert und das isolierte Kunstwerk zum Medium der ideologischen Anschauungen und Wünsche des Betrachtenden degradiert. Der Basler Germanist Walter Muschg hat erst leidenschaftlich eine Methode gebrandmarkt, die die Dichtung zerschwatzt und von ihr im Grunde nur noch „der Herren eigenen Geist“ übrigläßt. (Vgl. Walter Muschg „Zerschwatzte Dichtung“ im „Aufbau“, Heft 2/1957.) Als ein Hauptferment dieses Zersetzungsprozesses erscheint Muschg Heideggers Existenzphilosophie, die eine frappierende Fähigkeit entwickelt habe, durch ihre „Interpretationen“ dem Leser jedes wahre Verständnis der Dichtung zu nehmen und dafür „bestrickend schöne Paraphrasen“ (Muschg) aus dem eigenen existentialistischen Repertorium einzuschmuggeln.

Aber es gibt Gegenkräfte. Das Beispiel des Züricher Literaturhistorikers Emil Staiger, vor allem sein ausgezeichnetes Buch „Die Kunst der Interpretation“ (Zürich 1955, mit Interpretationen von Klopstock bis C. F. Meyer), beweist, wieviel wissenschaftliches Verantwortungsbewußtsein in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft auch dort vorhanden ist, wo die Berührung mit Heidegger stattgefunden hat. Man vereinfacht die Dinge, wenn man jede nicht polemische Auseinandersetzung mit der Existenzphilosophie von vornherein als unauslöschbares Stigma betrachtet. Das muß sie so wenig sein, wie es für Bernard Shaw, Romain Rolland und Thomas Mann die Begegnung mit Nietzsche war. Man verfährt aber auch ungerecht und unklug, wenn man Vertreter einer bürgerlichen Ideologie, die sich durch das humanistische Ethos ihrer Werke legitimieren, mit den Verfechtern einer der Grundkonzeption wie der Wirkung nach reaktionären Philosophie identifiziert.

Zum ändern ist es notwendig, den eigenen Standpunkt unmißverständlich herauszuarbeiten, das heißt die Erkenntnis der sozialen Determiniertheit und der sozialen Funktion der Literatur zur Voraussetzung und zum integrierenden Bestandteil jeder Interpretation zu machen. Kompromißbereitschaft im Prinzipiellen war noch nie ein Zeichen echten Verständigungswillens, sondern immer nur ein Symptom bequemer Prinzipienlosigkeit.

Um sich voneinander abgrenzen zu können, muß man einander kennen. Die folgende

Betrachtung will an zwei in ihrer Art repräsentativen Werken zu zeigen suchen, welche Interpretationsmethoden sich in der westdeutschen Literatur herausgebildet haben.

Die Anthologie des im Februar 1957 verstorbenen Essayisten Oskar Jancke (erste Auflage 1941) gehört noch dem Grenzbereich der Dichtung selbst an; die beiden Bände Werner Zimmermanns hingegen sind vorwiegend erwachsen aus dem Deutschunterricht der Oberstufe der allgemeinbildenden Schule.

Zunächst einige Bemerkungen zur Auswahl; ihre Prinzipien sind bezeichnend auch für Wertentscheidungen der Herausgeber jenseits der ästhetischen Kriterien. Der Gegenstand beider Werke ist deutsche Kunstprosa von der Aufklärung bis zur Gegenwart (Jancke) und seit Ende des 19. Jahrhunderts bis heute (Zimmermann). Jancke stellt Aufklärung, Klassik und Romantik gleichberechtigt nebeneinander: Lessing, Wieland, Hamann, Herder, Lichtenberg; Moritz, Goethe, Jean Paul; Kleist, Görres, die Brüder Grimm. Es folgen die Realisten des 19. Jahrhunderts – Hebel, Gotthelf, Stifter, Keller, Fontane –, neben ihnen die Ideologen der anbrechenden spärbürgerlichen Ära, Schopenhauer und Nietzsche, zu denen sich als Dritter im Bunde Bismarck gesellt. Nicht nur einzelne Prosaisten vermißt man (wie wäre das zu vermeiden?), sondern eine ganze Linie fehlt. Sie sei bezeichnet durch vier Namen: Börne, Heine, Marx, Engels.

Die Auswahl der deutschen Literatur der letzten siebenzig Jahre bestätigt, daß jene Linie nicht zufällig fehlt. In beiden Werken begegnen uns Thomas Mann, Hofmannsthal, Hesse, Carossa, Kafka. Es fehlen Polgar und Tucholsky, Heinrich Mann, Arnold Zweig und Anna Seghers; es fehlen nicht Karl Kraus und Stefan Zweig, Boell, Borchert und Goes (Zimmermann); es fehlen aber auch nicht Ernst Jünger (Jancke), Edzard Schaper (Zimmermann). Will man die Auswahl dieser Namen politisch werten, so wird ein Programm deutlich, das als weithin typisch gelten kann: Man hält im ganzen eine bürgerliche Mitte ein. Man ist demokratisch, aber mit Behutsamkeit und Vorsicht. Am liebsten gibt man sich unpolitisch. Die Auswahl der einzelnen Stücke bestimmt dieses Programm.

Was wird ausgewählt? Thomas Mann: „Tonio Kröger“, „Der Tod in Venedig“, „Königliche Hoheit“, „Joseph in Ägypten“ und „Doktor Faustus“; Hesse: „Morgenslandfahrt“ und „Glück“; Hofmannsthal: „Reitergeschichte“ und „Die Frau ohne Schatten“; Carossa: „Rumänisches Tagebuch“ und „Verwandlungen einer Jugend“. Neben Goes' „Unruhige Nacht“ steht Schapers „Stern über der Grenze“ (Zimmermann), neben dem „Stechlin“ stehen Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“, neben „Doktor Faustus“ Jüngers „Marmorklippen“ (Jancke).

Eine politische Funktion der Literatur wird allenfalls in der Vergangenheit berücksichtigt (wo sie sich nämlich mit Händen greifen läßt, wie etwa bei Görres' Flugschrift gegen Napoleon); in der Gegenwart versucht man weitgehend von den sozialen Grundlagen und Aufgaben der Dichtung zu abstrahieren. Literaturinterpretation wird in zunehmendem Maße Stilinterpretation, ästhetische Kriterien nehmen die Stelle weltanschaulicher Kriterien ein, worin bereits eine weltanschauliche Entscheidung liegt; die Frage nach dem Wahrheitsgehalt des Werkes tritt zurück. Fast als Ironie mutet es daher an, daß eines der vorliegenden Bücher eröffnet wird mit dem „Anti-Goeze“, also mit folgenden Sätzen: „Es kommt wenig darauf an, wie wir schreiben, aber viel, wie wir denken... Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt... Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, nicht vom Stil!“

Es kann nicht verwundern, daß die vorliegenden Arbeiten dort relativ Angemessenes leisten, wo Dichtung selbst bereits in einem sozial verdünnten Raum angesiedelt ist: im Innenleben des Menschen (Hesses „Glück“, Carossa), im Märchen oder in der Utopie (Thomas Manns „Königliche Hoheit“, Kafka), im kontemplativen Natur-

Kunst- und Liebesleben (Stifter, Hofmannsthal, Rilke) und im religiösen Bereich (Gertrud von le Fort, Bergengruen, Hans Franck); gleichfalls dort, wo der Versuch unternommen wird, an die Stelle der Gestaltung irgendeiner erfahrenen oder erfahrbaren Realität die „absolute“ Dichtung zu setzen oder wo Realität nur noch als Gegenstand der Angst und der Verzweiflung erlebt und gestaltet wird (Heinrich Bölls Urlaubsgeschichte aus dem zweiten Weltkrieg „Der Zug war pünktlich“; Wolfgang Borcherts Erzählungen; Ernst Kreuders „Phantom der Angst“).

Innerhalb dieser mehr oder minder isolierten oder sublimierten Bereiche erweisen sich Fragestellung und Methodik eines ebenfalls eingeschränkten Umgangs mit Dichtung als adäquat, wenn auch nicht als ausreichend; sie vermögen Schlüssiges über das „Wie“ des sprachlichen Kunstwerkes auszusagen, indem sie zu Tiefen deutenden Verstehens vordringen, die für die Literaturbetrachtung bisher noch kaum erschlossen waren. Eine derartige Tiefe des Verstehens erfordert jedoch eine entsprechende Breite des Erfassens, wenn sie sich nicht in zusammenhanglose Subtilitäten und Fragwürdigkeiten verlieren und den Übertritt über die Grenze vermeiden will, jenseits derer das Auslegen zum Unterlegen wird. Es fällt auf, daß bereits das „Was“ hinter dem „Wie“ zurücktritt, das „Warum“ erst in weitem Abstand folgt, das „Wozu“ aber fast völlig verborgen bleibt. Nur in einigen Fällen gelingt es den Autoren, vor allem Jancke, zu Ergebnissen zu gelangen (etwa bei Stifter, Fontane, Hesse), die für den Gehalt des Werkes wie für die Bedingungen seiner Entstehung von gültiger Aussagekraft sind. Ziemlich am Schluß von Janckes Buch steht ein Satz Hermann Hesses aus „Glück“, in dem man eine Zurücknahme der Eingangssätze Lessings erblicken kann – zugleich aber auch das Programm, dem die vorliegenden Bücher tatsächlich verpflichtet sind: „Man kann aus Bau und Rhythmus eines Prosasatzes von Goethe oder Brentano, von Lessing oder E. Th. A. Hoffmann über das Charakteristische, über die leibliche und seelische Veranlagung des Dichters oft weit mehr schließen als aus dem, was dieser Prosasatz aussagt.“

Zimmermann verzichtet auf den Abdruck von Texten, die er (vielfach in Schulausgaben) voraussetzt. Jancke stellt Textabschnitte an den Anfang seiner Betrachtungen, beispielsweise ganze Kapitel aus den „Abderiten“, dem „Werther“ und den „Wahlverwandtschaften“, dem „Grünen Heinrich“ und dem „Stechlin“; Anekdoten, Märchen oder Skizzen von Kleist, den Brüdern Grimm, Hebel, Kafka; Aphorismen oder Aufsätze von Lichtenberg, Kleist, Karl Kraus. Jancke gibt nicht Literatur- und Geistesgeschichte, auch auf vergleichende Stilbetrachtungen verzichtet er; nicht Wissenschaft will sein Buch sein, vielmehr ein Nachvollzug der Dichtung selbst. „Stil“ äußert sich dabei nicht in einer Summe von Einzelsätzen oder bestenfalls Abschnitten; „Stil“ ist das, was diese Summe zur Einheit und zum Ganzen macht, das Prinzip, das sie äußerlich wie innerlich durchdringt. Die Eindringlichkeit, mit der Jancke dies verstehen lehrt, ist in einigen Fällen vorbildlich. Die Interpretation von Hermann Hesses später Studie „Glück“ hat Jancke aufgebaut auf dem Nachweis vom Sieg der „Melodie“ in Hesses Sprachstil; diese Interpretation ist zugleich ein Beispiel für das Verfahren Janckes, aus dem Emotionalen des Stilgefühls Schlüsse zu ziehen auf das Rationale des Sinngehaltes der dichterischen Sprache: „Bei Hesse sucht die Melodie ihr Wort, sie nimmt es in sich auf, in ihren leichten Wellenschlag, und es kann ihr nicht entgegen sein. Die Melodie hält Hesses Sprache einfach, seine Wortwahl in dem Bereich des Verständlichen und des Ungesuchten, doch sind Hesses Worte nicht blaß. Von Anschauung und innerem Leben gesättigt, oft lautmalерisch aneinandergereiht, werden diese Worte gleichsam entselbstet durch die Melodie.“ Im weiteren Verlauf der Interpretation untersucht Jancke die Funktion der Melodie in einigen Werken Hesses und kommt schließlich zu einem Ergebnis, in dem aus der Stilanalyse die grundsätzliche

Einsicht in das Weltverhalten des Dichters entspringt: „So stark also ist Hesses Melodie. Daß sie aber leise zu sein scheint, das macht, daß sie so viele Widerstände zu überwinden hat, bevor sie vernehmlich werden kann... Sie ist der Zauberstab, mit dem der Dichter sich alles anverwandelt und die Welt zu seiner Welt macht, mit dem er die Welt erleidet und überwindet.“

Intensive, nicht extensive Interpretation ist es mithin, was Jancke anstrebt. Das Wort des Dichters soll selbst sprechen, der Interpret hilft nur behutsam nach, indem er verdeutlicht, zusammenfaßt, vorsichtig abstrahiert; oft wiederholt er lediglich. Jancke beschränkt sich nicht auf seine Textstellen, benutzt sie vielmehr nur als Zentralmotiv, aus dem er seine Variationen und Paraphrasen ableitet. Jancke will bereits mit seiner Textprobe den Leser überzeugen und diese Überzeugung nur noch begründen und festigen.

Noch in einem anderen Sinn läßt Jancke das Wort des Dichters selbst sprechen, wobei jene „Beschränkung auf den Stil“ eine neue Bedeutung bekommt, an die zunächst nicht gedacht war: In einer Reihe von Fällen, so bei Lessing, Hamann, Kleist, Keller, Hesse, Karl Kraus und Thomas Mann wird die Stiluntersuchung an einem Prosatext vorgenommen, der bereits den Stil zum Gegenstand hat, nicht nur den Stil der Sprache, sondern auch den Stil der Malerei (Keller) und der Musik (Thomas Mann). So erweitert sich Janckes Buch zu einer kleinen Ergänzung von Hofmannsthal's „Wert und Ehre deutscher Sprache“, von Mayers „Meisterwerken deutscher Literaturkritik“.

Auch die Interpretationen Zimmermanns bekennen sich programmatisch zu derselben Überzeugung. „Gestalt ist nicht etwas, was zum Gehalt der Dichtung hinzukommt, Gestalt ist selbst von Gehalt durchdrungen, ist lebendige, beseelte, sinnerfüllte Form“, heißt es in der Einleitung. Und weiter wird ausgeführt: „Dichtung ist sprachlich gestaltete Wirklichkeit. Wirklichkeit werden wir nicht nur im Sinne der Realität, des Wirklichseins, verstehen dürfen, sondern auch... im Sinn des Wirklichseins. Dichtung ist demnach nicht in sich ruhende, sondern wirkende Gestalt.“ Es ist erfreulich, daß diese Erkenntnisse in einem für die Schule bestimmten Buch ausgesprochen werden. Erzieherische Erwägungen bestimmen auch im übrigen Zimmermanns Interpretationen. Insbesondere ist seine Methode der Gestaltbetrachtung von der Einsicht getragen, daß eine einseitig intellektuelle Erörterung des Problemgehaltes einer Dichtung nicht die auf den ganzen Menschen wirkenden erzieherischen Möglichkeiten erschließt, wie die Gestaltbetrachtung, die vom Konkret-Sinnfälligen der Dichtung ausgeht und zum Gehalt der Dichtung hinführt. Richtig ist es auch, daß sich Zimmermann vorwiegend auf eine werkimmanente („absolute“) Interpretation auf Kosten einer geistesgeschichtlichen („relativen“) beschränkt und die Erziehung zum denkenden Anschauen am Einzelwerk als sicheres Mittel anwendet gegen die Neigung zu vorschneller Abstraktion, zu Schema und Phrase. Gegenüber der belletristisch-essayistisch gefärbten Methode Janckes grenzt Zimmermann sich scharf ab sowohl durch die schulmäßige-exakte Formulierung seiner analytischen Feststellungen als auch durch die konsequente Beschränkung auf das Einzelwerk.

Mitunter bleiben Zimmermanns Betrachtungen in formalen Feststellungen stecken. Das Ausweichen vor der weltanschaulichen Fixierung der Dichtung (die durchaus zu einer „werkimmanenten“ Interpretation gehört, denn was wäre „immanenter“ als die Weltanschauung?) fällt besonders dann auf, wenn es sich um Gehalte handelt, die einer nach Veränderung der Realität strebenden Grundhaltung des Dichters entspringen. Als Beispiel mag die Interpretation der Brief erzählung Ricarda Huchs „Der letzte Sommer“ dienen. Dieses Werk, 1910 geschrieben, spielt in Rußland zur Zeit der ersten bürgerlich-demokratischen Revolution und hat den Anschlag eines Anarchisten auf

einen Gouverneur zum Inhalt, in dessen Haus er sich als sein Sekretär aufhält. Dieses an dramatischen wie an lyrischen und elegischen Höhepunkten reiche Werk kann man nur aus der Zeitsituation begreifen, aus dem spezifischen radikalliberalen Demokratismus Ricarda Huchs, der unverwechselbar wird durch die Verbindung mit dem neuromantischen Historismus. All das fehlt nicht nur explizite, sondern auch implizite. Die Interpretation muß sich in Einzelheiten auflösen, da der Lebensnerv des gestalteten Werkes, die Überzeugung des Dichters als Einheit ästhetischer, ethischer und wissenschaftlicher Elemente nicht erfaßt wurde. Durch diesen Mangel wird auch das oben zitierte Programm Zimmermanns relativiert: das Wirksamsein der Dichtung erscheint vorwiegend bezogen auf ästhetische Effekte; die ethische und erkenntnisfördernde Wirkung des Kunstwerkes tritt in der Interpretation zurück.

Allerdings gilt das nicht für alle Interpretationen Zimmermanns. Das Gegenbeispiel ist die Betrachtung der erschütternden Erzählung von Albrecht Goes „Unruhige Nacht“ (ein deutscher Pfarrer berichtet von der Nacht, die er 1942 an der Ostfront mit einem wegen Fahnenflucht zum Tode verurteilten Soldaten verbracht hat). Hier steigert sich auch die Interpretation zu einer Anklage gegen ein „unmenschliches Hier und Heute“, sie betrachtet die Erzählung vorwiegend als Ausdruck einer Zeit, „die an die Stelle des Menschen den Gegensatz von Henkern und Opfern setzt“. Hervorgehoben sei noch, daß es der Interpret meisterlich versteht, die Verhaltenheit der schmerz erfüllten, zugleich völlig unsentimentalen Sprache des Dichters als Ausdruck einer zutiefst humanistischen Grundhaltung zu begreifen; die Quintessenz der Dichtung wie der Interpretation ist enthalten in dem erzieherischen Appell, der die Betrachtung schließt: „Mitzuwirken bei der Verwandlung des Hier und Heute.“

Der Hauptwert der Bücher Zimmermanns liegt in der sauberen, streng und straff auf das dichterische Wort konzentrierten Arbeitsweise. In Stefan Zweigs Legende „Die Augen des ewigen Bruders“ vollzieht sich im Schlußkapitel die innere Wandlung des Helden Virata zu einem Ethos des Dienstes an der leidenden und bedürftigen Kreatur. Bei seiner Interpretation weist Zimmermann darauf hin, wie diese Wandlung ihren Ausdruck auch in der sprachlichen Form gefunden hat. Während zur Kennzeichnung Viratas in den früheren Kapiteln, die sein eigensüchtiges Streben nach Selbstvervollkommenung darstellten, abstrakt-begriffliche Nomina gebraucht wurden, treten jetzt die verbalen Prädikate als die eigentlichen Sinnträger auf. „Ein solcher Übergang vom Nominal- zum Verbalstil“, so schreibt Zimmermann, „mag als der sinngemäße sprachliche Ausdruck einer Abkehr von der blutleeren Abstraktion, als die sich das Streben Viratas erwiesen hat, und der Hinwendung zur konkreten Forderung des Tages betrachtet werden.“

Hans Dabke

Anfänge der deutschen Nationalliteratur

*Marian Szyrocki: „Martin Opitz, Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft“
Verlag Rütten & Loening, Berlin 1956*

In der vielversprechenden Reihe „Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft“, die von Werner Kraus und Hans Mayer im Verlag Rütten & Loening herausgegeben wird, erschien kürzlich die bemerkenswerte Arbeit des jungen polnischen Ger-

manisten Marian Szyrocki „Martin Opitz“. Szyrockis Buch ist einer aufmerksamen Beachtung der deutschen Literaturhistoriker wert: Es lenkt den Blick auf die Germanistik Polens, der man zugestehen muß, daß, zunächst ohne direkte Berührung mit

den Fachkollegen in Deutschland, bei der Erforschung der deutschen Literaturgeschichte Bedeutendes geleistet wurde. Zum anderen macht dieses Buch deutlich, daß eine streng auf die Quellen gerichtete wissenschaftliche Darstellung der Anfänge der deutschen Nationalliteratur im 17. Jahrhundert ohne die Zusammenarbeit mit den polnischen Germanisten nicht mehr möglich ist.

Eine der breitesten Strömungen der deutschen Nationalliteratur nimmt, durch besondere historische Verhältnisse bedingt, ihren Ausgang in Schlesien, und hier sind nach wie vor alle Quellen ihrer einstigen Existenz zu suchen. Nur in den polnischen Bibliotheken, wie etwa in Wroclaw, findet der Germanist die von den Kriegseinwirkungen verschonten und geretteten Handschriften und Archivalien, zeitgenössische Nachrichten, Briefe, seltene Drucke. Und ohne sie bleibt die Durchforschung und Erläuterung wie auch die Bewertung der Poesie der schlesischen Dichterschulen ein bloßes Hin- und Herwenden bereits ermittelter, vorliegender Ergebnisse ohne Aussichten auf eine kritische Neuinterpretation. Szyrocki arbeitete zwar bisher, wie es den Anschein hat, noch allein auf diesem Gebiet, und ihm fehlt der lebendige Austausch mit der deutschen Germanistik, aber er sitzt an den historischen Quellen. Die Veröffentlichung der aus seiner Dissertation hervorgegangenen Arbeit ist einer der ersten Schritte zu einer internationalen Verständigung von Germanisten über engere wissenschaftliche Zusammenarbeit.

Der junge polnische Literaturwissenschaftler tritt in seinem Opitzbuch keineswegs mit dem Anspruch vor die Öffentlichkeit, ein umfassendes Bild der mit Opitz entstehenden Anfänge einer deutschen Nationalliteratur zu geben. Er bezeichnet seine Arbeit selbst als „einleitende biographische Konzeption“ einer Opitz-Monographie, die noch geschrieben werden muß und zu der er zunächst nur eine Quellenbasis für eine eingehendere Untersuchung der literarischen und politischen

Tätigkeit von Martin Opitz schaffen wollte. Aber er gibt tatsächlich mehr als eine Einleitung, und das Wort „vollständigere Quellenbasis“ klingt wirklich allzu bescheiden im Vergleich zu der unwahrscheinlich mühsamen Kleinarbeit, die Szyrocki geleistet hat. Er mußte den ganzen Umfang der bisher erschienenen Sekundärliteratur neu sichten, auf seine Irrtümer hin überprüfen, die darin verarbeiteten Quelldaten systematisch erfassen und eine Auswertung der von ihm neu ausgegrabenen zeitgenössischen Urkunden vornehmen.

Szyrocki bleibt nicht bei der Registrierung oder Systematisierung des von ihm wieder- oder neuentdeckten Urkundenmaterials von und über Opitz stehen, sondern zeigt bereits Wege für die Lösung der zeit- und literaturgeschichtlichen Probleme, die mit der Lebensarbeit von Opitz zusammenhängen. Die genaue Darstellung der mehrschichtigen politischen Tätigkeit von Opitz ist für die spätere Gesamtmonographie von großer Bedeutung. Diese Darstellung bildet einen wesentlichen Teil der faktenmäßigen Unterlagen für das Verständnis der großen historischen Verdienste von Opitz als Programmatischer einer deutschen Nationalliteratur und als Anreger für die zeitgenössischen Schriftsteller; er war bereit, selbst vorzumachen, was er von anderen forderte.

Martin Opitz überragte sein Jahrhundert nicht an dichterischem Genie, gab aber den anderen Dichtern wertvolle Impulse, besonders in seinem „Buch von der deutschen Poeterei“. Seine programmatischen Sätze besaßen für die Dichter des Jahrhunderts Gültigkeit. Opitz gebührt das Verdienst der theoretischen Entdeckung des Gesetzes der notwendigen Übereinstimmung von Wort- und Versakzent im deutschen lyrischen Gedicht, der Beibehaltung des Prosatons des Wortes selbst in den strengsten Metren eines Gedichts. Diese wissenschaftlich-ästhetische Einsicht befreite die neue Lyrik in deutscher Sprache von der schulmeister-

lichen, antiquierten Silbenzählung, beschränkte sie aber zugleich auch wieder um einer strengen Form willen. Der freie Rhythmus, nach dem der deutsche Vers seit jeher drängte, wurde für mindestens ein Jahrhundert zugunsten eines strengen alternierenden Metrums zurückgedämmt. Dieses Programm entsprach einem verantwortungsvollen Kunstwillen, dem Bemühen um Verselbständigung der Poesie gegenüber nur gereimten geistigen Mitteilungen theologischen, wissenschaftlichen oder nur zeitgebundenen Inhalts. So wurde eine neue deutsche Dichtung gegen die bisher übliche Dichtung in lateinischer Sprache geschaffen und ihre allmähliche Loslösung von der Theologie eingeleitet.

Die historischen Umstände, unter denen Opitz seine Einsichten zusammen mit den entsprechenden poetischen Exempeln der Öffentlichkeit übergab, waren schwierig. Szyrocki zeigt es an Opitz' zwiespältigem Verhältnis zur fruchtbringenden Gesellschaft, deren Rolle in der deutschen Literaturgeschichte auch von ihrer progressiven Seite her noch einer besonderen Untersuchung bedarf, und an Opitz' diplomatischer Laufbahn zur Zeit der schärfsten Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges in Schlesien. Hier münden die Wege, die sich Szyrocki für eine große Gesamtdarstellung des Opitzschen Lebenswerks geöffnet hat. Er deutet an,

daß zu einer gerechten Beurteilung und Bewertung der literarischen Leistungen von Opitz die historischen Bedingungen berücksichtigt werden müssen, daß ein genauer Bewertungsmaßstab nur im Vergleich der damaligen poetischen Anliegen, Aussagen und Unternehmungen mit den vorübergehenden poetischen Traditionen und allen Zeitgegebenheiten gewonnen werden kann.

Wie Szyrockis Arbeit nur als ein Teil einer zukünftigen umfassenderen Darstellung gedacht ist, so sollte die Arbeit an einem wissenschaftlichen Opitz-Bild selbst eigentlich nur ein Teil der Gesamtdarstellung aller Anfänge der deutschen Nationalliteratur im 17. Jahrhundert sein. Opitz ist die am stärksten profilierte Figur, der Programmatischer, der Bahnbrecher, und die wissenschaftliche Erläuterung seines Werkes trifft genau den Mittelpunkt dieser Anfänge im 17. Jahrhundert. Aber so gleich müßte der Blick in die Breite gehen, und das kann man natürlich nur von der gemeinsamen Arbeit mehrerer Wissenschaftler verlangen.

Szyrocki hat thematisch und methodisch einen Grundstein gelegt. Er hat die wertvollen Traditionen gründlicher und gewissenhafter Germanistik bei der Interpretation eines für die Wissenschaft fast versunkenen Jahrhunderts fortgesetzt und zur Weiterarbeit auf diesem Gebiet angeregt.

Alfred Antkowiak

Joseph Roth und sein Werk

*Joseph Roth: Werke in drei Bänden, Kiepenbeuer & Witsch, Köln 1956
Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Hermann Kesten
„Radetzkymarsch“, Roman, Aufbau-Verlag, Berlin 1957*

Die Zahl der unverdient Vergessenen ist auch im Bereich der Literatur noch groß, und erst allmählich beginnen wir, das literarische Antlitz unserer Epoche nachzuzeichnen. Joseph Roth freilich gehört nicht zu den völlig Vergessenen. Sein Meisterwerk „Radetzkymarsch“ (1932) ist

im Bewußtsein der Nachwelt fest verankert; mit seiner künstlerischen Gestalt haben sich auch einige sozialistische Kritiker beschäftigt, darunter unser unvergeßlicher F. C. Weiskopf. Doch das Gesamtwerk von Joseph Roth ist wenig bekannt geblieben, wenngleich viele sei-

ner dreizehn Romane, seine Erzählungen und nicht zuletzt auch seine pointierte kleine Prosa einen Platz in der Bibliothek großer deutscher Erzählkunst beanspruchen dürfen.

Einen zuverlässigen Überblick über das Werk Joseph Roths vermittelt die kürzlich bei Kiepenheuer & Witsch erschienene Gesamtausgabe in drei Bänden. Sie enthält alle wesentlichen Werke des gebürtigen Österreichers: die Romane „Hotel Savoy“, „Die Rebellion“, „Die Flucht ohne Ende“, „Zipper und sein Vater“, „Rechts und Links“, „Hiob“, „Radetzky-marsch“, „Tarabas“, „Die Hundert Tage“, „Beichte eines Mörders“, „Das falsche Gewicht“, „Die Kapuzinergruft“, „Die Geschichte von der 1002. Nacht“, die Erzählungen „April“, „Der blinde Spiegel“, „Stationschef Fallmerayer“, „Die Legende vom Heiligen Trinker“, „Der Leviathan“. Ferner einen großen Teil der Feuilletons aus dem „Panoptikum“, Bruchstücke aus einem unvollendeten Revolutionsroman, das Pamphlet „Der Antichrist“ und zwei Erzählungen, die nur in französischer Sprache erhalten sind („Le Triomphe de la Beauté“ und „Le Buste de l'Empereur“). Die Edition besorgte Hermann Kesten, Joseph Roths langjähriger Freund und in vieler Hinsicht auch sein Schicksals- und Geistesgenosse.

Diese Vielzahl von Titeln sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß Joseph Roth im Grunde nur einen einzigen Roman geschrieben hat: den Roman des gescheiterten Menschen in einer sozial frostigen, abgelebten oder auch sozial fremden Welt. Alle seine Helden sind hilflos fragende Geschöpfe, die mit bangen, todgeweihten Augen um sich schauen, sich zuweilen in einer eingebildeten Sicherheit wiegen, alsdann aber abrupt aufgeschreckt werden und mit glanzlosem Blick weiterleben; sie retten sich in das Zwielficht religiösen Glaubens oder gehen schmachvoll zugrunde. Es handelt sich in fast allen Fällen um Menschen, die sich im Labyrinth unserer Epoche nicht mehr auskennen, die, ihrem Schöpfer gleich, durch

eine unverständlich gewordene Wirklichkeit irren. Das gilt für den jungen Leutnant Trotta wie für seinen Vetter aus dem Roman „Die Kapuzinergruft“; es hat Gültigkeit für den Leutnant Taittinger und für den alten und den jungen Zipper; und es trifft gleichermaßen für den Juden Mendel Singer, den Korallenhändler Nissen Picznec, den gottsuchenden Schlächter Tarabas und den Kriegskrüppel Andreas Pum zu.

Es ist möglich, daß diese ideell-künstlerische Kontinuität im Werke von Joseph Roth den Herausgeber Hermann Kesten dazu verleitete, die Widersprüche im Werke seines Freundes zu übersehen oder zu bagatellisieren. Für Kesten existiert im Grunde nur dieser *eine* Roth. Wohl konstatiert Kesten bei Roth zwei verschiedene Perioden des Schaffens; die frühe Periode sei sozialkritisch bestimmt, die späte Periode religiös überschattet und auf einen Habsburger Legitimus ausgerichtet. Gleich darauf aber leugnet Kesten diesen Wandel der Anschauung und spricht von „artistischen Launen“.

Der Widerspruch im Werke von Joseph Roth beruht indessen nicht auf spielerischen Erwägungen. Er ist vielmehr tief empföhlt und aufrichtig gestaltet, auch dort, wo das reaktionäre Element aufdringlich aus einer ansonst unaufdringlichen Prosa herauslugt. Mit Kestens These von den „zwei Perioden“ wird man aber der Wahrheit kaum nahekommen, da es nicht ganz zutrifft, daß Roths frühe Schriften mehr Respekt vor der Realität aufweisen als die Werke, die nach dem „Radetzky-marsch“ herausgekommen sind. Der Unterschied zwischen dem Roman „Die Rebellion“, worin die Geschichte des Kriegskrüppels Andreas Pum erzählt wird, der elend im Hexenkessel des Kapitalismus zugrunde geht, und dem letzten Roman, „Die Geschichte von der 1002. Nacht“, worin der Leutnant Taittinger als harmlos-leichtsinniges Opfer einer böartigen Clique des Volkes hingestellt wird, spricht zwar für Kestens These. Gleichwohl könnte zum Beispiel die 1928 publi-

zierte Romanchronik „Die Flucht ohne Ende“ den späten wirklichkeitsfremden Romanen Roths zugerechnet werden, und in „Hiob“, dem Roman, der Roths Meisterwerk „Radetzkymarsch“ vorangeht, rettet Roth seinen Helden Mendel Singer entgegen allen geschichtlichen Anzeichen aus den Fährnissen der Welt in ein inniges Gottvertrauen. Umgekehrt findet Roth in den Romanen „Der Leviathan“ und „Das falsche Gewicht“ zur realistischen Einsicht in die Natur der Dinge zurück. Niemand wird die intellektuelle Wandlung leugnen können, die sich nach 1932 zugunsten des Habsburger Legitimus bei Roth bemerkbar macht; natürlich hat sie zuweilen ihren Niederschlag in den Werken dieser Zeit gefunden.

Da Kesten die Frage nach dem Realismus nicht stellt, verliert er sich in der geistig bequemen und vieldeutigen These von den „artistischen Launen“. Mit trefflichen Bemerkungen über die formale Substanz der Literatur ist freilich diese Frage nicht zu beantworten. Es ist kein Zufall, daß Joseph Roth eine Übereinstimmung von Form und Inhalt nur im „Radetzkymarsch“ und in seinem frühen Roman „Die Rebellion“ erreicht hat, vielleicht noch in der späten Erzählung „Der Leviathan“. In diesen Romanen und Erzählungen konzipiert Roth das Scheitern des Menschen als Ergebnis eines geschichtlich-gesellschaftlichen Widerspruchs. Im „Hotel Savoy“ dagegen reißt die Wirklichkeit in filmische Fetzen, und in der „Kapuzinergruft“ zerrinnt Handlung und Form absichtslos in eine undeutbare Ferne. Ganz zu schweigen von den Büchern, in denen Roth dem gescheiterten Menschen gewaltsam eine irrealer Lösung aufzwingt (Tarabas, Hiob), wobei er gezwungen ist, sehr freizügig mit allerhand abwegigen Zufällen zu hantieren. Der „Radetzkymarsch“ ist wohl das beste Beispiel für die realistische Ausdrucksform, denn Roth gestaltet in diesem Buch den geschichtlich gesetzmäßigen Zerfall der alten österreichischen Ordnung, dargestellt am inneren Verfall

der Familie Trotta. Für die zweite, die versponnen-irreale Ausdrucksform mag die „Legende vom Heiligen Trinker“ genannt werden: der „Held“, ein notorischer Säufer, scheitert am Suff. Es gibt keinen historischen Bezug, keine soziale Gebundenheit: diese „Legende“ ist eine rein private Konfession.

In einigen Werken kann man geradezu miterleben, wie Joseph Roth im Widerstreit mit diesen beiden Konzeptionen der künstlerischen Gestaltung liegt, die in *allen* seinen Werken als sich selbst widersprechende Elemente zu finden sind. So ist die Geschichte des Obersten Tarabas zunächst eindeutig realistisch: der wilde, naiv-reaktionäre Oberst schlägt sich mit der russischen Revolution herum und scheitert alsdann am Kommunismus. Diesen ursprünglich entscheidenden Konflikt des Werkes verwässert Roth freilich sogleich, indem er den Oberst, der durch ein im Handlungsablauf des Romans recht belangloses Ereignis aufgeschreckt wird, in einen christlichen Büsser verwandelt. Womit zugleich die zunächst urwüchsig-frische, zupackende Sprache mehr und mehr seufzend, salbungsvoll und fett wird, wenngleich jeder einzelne Satz bei Roth nach wie vor akkurat gebaut ist.

Dieser in allen Werken sichtbare Grundwiderspruch erklärt sich daraus, daß Joseph Roth ein naiver Realist ist. Er tritt der Wirklichkeit unbefangen und unbelastet gegenüber. Kesten sagt zu Recht, daß Roth als Künstler ein *visueller* Typ ist, den zunächst das „offensichtliche“ und alsdann erst die psychologisch-geistige und die soziale Konstitution des Menschen und seiner Umwelt interessieren. In allen Werken, in denen dieses naive Schauen bestimmend ist, erweist sich Roth als Realist, dem es gelingt, einige Aspekte seiner Welt zu erfassen. Es spricht für die Aufrichtigkeit seiner Kunst, daß Roth in fast allen seinen Werken von der geschauten Wirklichkeit ausgeht; es spricht für den Realisten Roth, daß es ihm zumeist nur mit großer Anstrengung gelingt, dieser Wirklichkeit zu entfliehen.

Held ohne Ruhm

Karl Zuchardt: „Wie lange noch, Bonaparte?“, Roman einer Verschwörung
Mitteldeutscher Verlag, Halle 1956

Den Namen des französischen Generals Malet, der im Herbst des Jahres 1812 den tollkühnen Versuch unternahm, den verhaßten Usurpator Napoleon Bonaparte zu stürzen, wird man vergeblich im Lexikon suchen. Sein ruhmloses Sterben nach dem gescheiterten Staatsstreich ist in den Erschütterungen der Geschichte Frankreichs ebenso untergegangen wie die beherzte und eigenwillige Tat dieses Mannes, der den Traum hatte, ein starkes, republikanisches Frankreich zu schaffen, in dem nach dem Sturze des Kaisers nicht die reaktionären Mächte Europas die Herrschaft antreten sollten, sondern das französische Volk selbst.

Dieser General Malet, kühn, selbstbewußt, von den Ideen der Französischen Revolution erfüllt, tatkräftig und verschwiegen, wenn es um eine große Sache geht, ist die Hauptfigur des neuen Romans von Karl Zuchardt, der mit seinem Buch „Der Spießrutenlauf“ seine besondere Befähigung erwiesen hat, einen historischen Stoff lebensvoll und gegenwärtig zu machen. Damals war es die zwielichtige Gestalt des preußischen Königs Friedrich II., die im Hintergrund einer erregenden menschlichen Begebenheit stand; diesmal steht die Handlung im Schatten der nicht minder zwielichtigen Figur des Emporkömmlings Bonaparte, der sich zum Kaiser von Frankreich ausrufen ließ, nachdem er die Ideale der Revolution verraten und begonnen hatte, die Völker Europas zu unterjochen.

Malet hat zunächst als Soldat des Königs gedient und war mit neunzehn Jahren bereits Hauptmann der Kavallerie; eine unwahrscheinliche Karriere lag vor ihm. Aber zwei Ereignisse haben in der Folge seinem Soldatenstolz einen empfindlichen moralischen Stoß versetzt: einmal, als er

auf hungernde Bauern schießen, also einen Befehl ausführen mußte, der gegen das Volk gerichtet war, und ein andermal, als es ihm gerade noch gelang, den Schießbefehl gegen eine zum Plündern gezwungene Menge zu verhindern. Begeistert wurde er später, nach der Revolution, unter Bonaparte Soldat der Republik, verzichtete auf seinen Adel und wurde von seinem Vater, der die neuen Gesetze der Nationalversammlung als „Willkürakte entfesselter Sklaven“ auffaßte, verstoßen. Malet kämpfte unter dem General Bonaparte auf den Schlachtfeldern Italiens, erfocht mit ihm glänzende Siege und zog schließlich im Jahre 1798 mit der Revolutionsarmee nach Ägypten. Im ägyptischen Feldzug hat Malet dann erkannt, daß Bonaparte nur ein politisches Ziel vor Augen hatte: seinen Sieg, seine Macht. Diese Macht hat er mit allen Konsequenzen zu gebrauchen gewußt. Malets Erkenntnis, daß dem Soldatentum Grenzen gesetzt sind und daß nicht jeder Befehl kritiklos ausgeführt werden darf, hat ihn schließlich zum politischen Soldaten gemacht, der begriff, daß die politische Wirklichkeit immer mehr einem Zerrbild aller seiner republikanischen Vorstellungen glich. Der Kaiser stützte sich auf eine Schicht von Reichgewordenen, die ihm half, seine Macht zu stärken und ihm schließlich die erbliche Kaiserkrone anbot.

Malet hat bereits im Jahre 1808, als Bonaparte Krieg mit Spanien begann, versucht, eine gewaltsame Änderung der Verhältnisse herbeizuführen; es mißlang, und der General wurde als militärischer Verschwörer zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. Er wurde nach dieser Zeit unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Napoleons wahnwitziger Versuch, auch Rußland unter

seine Macht zu zwingen, war für Malet das Signal zu einer neuen Verschwörung. Während der Usurpator immer tiefer in Rußland eindringt, arbeitet Malet in aller Stille an seinem Plan, in den er nur einen unterwürfigen Vertreter des geistlichen Standes einweiht. Die Beteiligung des von Napoleon abgesetzten Polizeiministers Fouché, der von seinem Vorhaben gehört hat und von einem Sturz des Kaisers neue staatliche Würden erwartet, lehnt Malet ab. In den Oktobertagen des Jahres 1812 gelingt es ihm, durch die Proklamation eines Ausnahmegesetzes das Kaisertum für abgeschafft zu erklären und an der Spitze von achthundert Mann, denen weitere acht Regimenter folgen, die Gefangenenanstalt La Force zu besetzen, den Polizeiminister Savary ins Gefängnis zu werfen und schließlich in die Kommandantur von Paris einzudringen. Nur durch einen Zufall mißlingt sein Unternehmen. Zusammen mit fünfzehn französischen Offizieren wird General Malet auf Befehl des Kriegsministers Clarke ohne Wissen Napoleons erschossen.

Das sind in aller Knappheit die Fakten, auf denen Karl Zuchardt seinen Roman aufgebaut hat. Die Handlung setzt ein, als der General im Krankenhaus des Dr. Dubuisson heimlich die Voraussetzungen schafft, unter denen er seinen Plan verwirklichen kann. Diese raffinierten Vorbereitungen, in die er nur den Abbé Laffon einweiht, bilden den Inhalt eines großen Teiles des Buches. Dabei verzichtet der Autor wohlweislich darauf, die Handlung durch eine ausführliche Darstellung des Lebens von Malet unnötig auszuweiten. Seine Entwicklung legt Malet selbst in einem Brief nieder, den er im polizeilich bewachten Krankenhaus an seinen Sohn Aristide schreibt.

Zuchardt wendet nicht nur eine Vielzahl psychologischer Mittel an, um das Reifen des verschwörerischen Planes in einem einzelnen Menschen zu spiegeln. Ihm kam es ebenso sehr darauf an, ein Bild des sozialen und politischen Lebens im Frankreich jener Jahre zu geben, unter-

hüllt von Schmeichlern und Karrieristen, deren Physiognomie Zuchardt in den Figuren des Erzspitzels Fouché und des geistvollen Blenders Talleyrand verdichtet. Sowohl Fouché wie Talleyrand hoffen von einem Gelingen der Verschwörung, daß sie wieder Akteure der Geschichte werden können. Beide sind unter dem Kaiser in Ungnade gefallen, und so setzt Fouché alles daran, sich mit dem Einzelgänger Malet zu verbünden, Talleyrand dagegen nimmt bereits wieder Verbindung mit den royalistischen Kreisen auf, weil er die Rückkehr der Bourbonen auf den französischen Thron erhofft. In beiden Gestalten hat Zuchardt meisterhafte Porträts einander widersprechender und doch im Grunde ähnlicher Typen eines verfaulenden Systems gezeichnet. Fouché und Talleyrand sind menschlich interessierende Gestalten, charakterlich voneinander unterschieden: Talleyrand, der elegante Causeur, ein geistiger Turm neben dem wortkargen und trotz seines kriminalistischen Spürsinns plump denkenden Ex-Polizeiminister.

Menschen, die dem Autor dieses Romans besonders am Herzen liegen, sind die Bewohner der Rue Clos, Menschen der kleinen Schuhmacherei, die Panards und Trissots und vor allem die Mutter Clochemin, die duldende und gütige Helferin, eine unvergeßliche Gestalt. Da ist Pierre Panard, der in Italien für Bonaparte ein Bein verloren hat und zum glühenden Hasser des Korsen wird; da ist Madeleine, seine Schwester, und ihr Liebster, der pfiffige Henri Trissot, der sich Fouché als Spitzel verkauft hat und dessen Herz doch für die Rue Clos, für die Tat des Generals Malet und für die Sache der Republik schlägt. Mit allen diesen Menschen lebt der Leser intensiv mit, sie sind der stärkste Kontrast zu der Scheinheiligkeit und der berechnenden Lebensauffassung der Mächtigen des Staates. Dadurch, daß Zuchardt in dieser Gegenüberstellung, abweichend von der historischen Exaktheit, den symbolisch-poetischen Charakter dieser Welten vertieft, zielt er, nach den

Worten des Aristoteles, „auf Kern und Wesen, während der exakte Bericht nur Einzelheiten aneinanderreihet“.

Und noch etwas ist entscheidend für die Gesamtkomposition dieses historischen Romans und für die Deutung der Verschwörung: sie war das Unternehmen eines einzelnen Menschen, wenn man einmal von dem furchtsamen Helfer in der Person des Abbés absieht, der im Grunde auch nur darauf erpicht ist, den „Heiligen Vater“ aus der Gefangenschaft zu befreien. Weil Malet, aus Vorsicht und aus Mißtrauen, auf jegliche Verbindung mit napoleonefeindlichen Kreisen verzichtet, sei es nun, daß sie zur Adelsclique oder zur Rue Clos gehören, mußte seine Verschwörung scheitern. Diesem Einzelgängertum mit dem verhängnisvollen Mangel an geschichtlichem Weitblick stellt der Autor bewußt das schmierige, auf den eigenen Vorteil bedachte Zusammenhaften der Talleyrands und Fouchés gegenüber und die passive, aber in der Perspektive kampfgewillte Solidarität der Menschen um die Clochemin. So kommt es, daß die Randerscheinungen des Buches durch ihre menschliche Intensität die Figur des Generals an Überzeugungskraft zu übertreffen scheinen. Die Tragik seines Scheiterns und seines ruhmlosen Untergangs liegt

weniger an einem geringfügigen Zufall im Ablauf der Geschehnisse, sondern ist in der Position des Politikers Malet selbst begründet. Die epische Kunst Zuchardts hat es vermocht, durch einen Verzicht auf pedantische Genauigkeit in der historischen Schilderung das Interesse des Lesers ständig wachzuhalten.

Schwächer wirkt dagegen der Schluß des Romans, der ein wenig an einen historischen Kommentar erinnert. So köstlich auch das Auftreten des nach Paris geeilten Kaisers geschildert sein mag, es wirkt gegenüber dem vorangegangenen Teil etwas abseitig, wie übrigens auch die Rede Talleyrands an Fouché, wobei die Furcht vor dem bewußten Handeln des Volkes, von Talleyrand ausgesprochen, an dieser Stelle und in dieser Form zumindest überflüssig wirkt.

Der heute siebzigjährige Karl Zuchardt (man sollte bei der Verleihung des Heinrich-Mann-Preises in diesem Jahre an ihn denken) hat mit seinem Roman bewiesen, daß ihm nicht nur hohes sprachliches Können und die Fähigkeit prägnanter Menschenzeichnung eigen sind, sondern auch das Wissen um „Kern und Wesen“ historischer Vorgänge und Zusammenhänge, wie sie sich dem Menschen der Gegenwart zeigen.

Edith Zenker

Ein Denkmal für Wilhelm Weitling

*Wolfgang Jobo: „Traum von der Gerechtigkeit“
Verlag Neues Leben, Berlin 1956*

Ist die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung etwa nicht reich an großen Traditionen? Um so verwunderlicher mag es erscheinen, daß wir biographische Werke über die Vorkämpfer und Klassiker des Marxismus kaum finden, das heißt Bücher, die übers rein Wissenschaftliche hinausgehen, die spannend geschrieben, von hoher literarischer Qualität, aber dabei exakt und erschöpf-

fend in der Wiedergabe historischer Fakten sind. Bücher, die auch solche Leser ansprechen, die weniger durch abstrakte Theorien als durch konkrete, lebensnahe Darstellungen belehrt sein möchten; Werke, die überzeugen und augenscheinlich machen, daß der wissenschaftliche Sozialismus nicht so sehr von trockenen Theoretikern als von lebendigen Menschen mit Herz und Verstand geschaffen

worden ist. Sollten populäre Darstellungen (im besten Sinne des Worts) nicht wirksamere Agitationsmittel sein als verwaiste Aufklärungslokale?

Einige bemerkenswerte Schritte hat in dieser Richtung jetzt der Verlag „Neues Leben“ unternommen, indem er mit Hanna Ilbergs Buch über Clara Zetkin und Wolfgang Johos Weitling-Monographie eine Reihe eröffnete, die man mit dem Titel „Kämpfer aus der Geschichte der Arbeiterbewegung“ versehen könnte.

Wolfgang Johos auf engem Raum von 150 Quartseiten zusammengedrückte „Lebensgeschichte des Handwerksgesellen, Rebellen und Propheten Wilhelm Weitling“ ist geradezu ein Musterbeispiel populären Schrifttums hoher Qualität. Spannend-konzentrierte und ins Detail gehende Stofffülle ist mit sachlich wissenschaftlicher Zuverlässigkeit gepaart. Liegt es dem Autor doch völlig fern, Popularität als Freibrief für unwissenschaftliche Schludrigkeit zu betrachten oder historische Fakten durch Beigabe von Anekdotchen und subjektiven Phantasien für die breite Masse schmackhaft zu machen. Jeder Satz des Buches präsentiert Stichhaltiges, aus geschichtlichen Quellen Geschöpftes, ohne den Leser zu langweilen und ohne die suggestive Darstellungskraft des Ganzen herabzumindern.

So wird das Buch von der Jugend – für die es in erster Linie geschrieben ist – als lehrreiches historisches Werk dankbar entgegengenommen werden. Dabei überschreitet es, seiner wissenschaftlichen Qualität und Bedeutung nach, den speziellen Rahmen eines Jugendbuches. Stellt es doch, wenn wir von Franz Mehrings „Einführung zur Jubiläumsausgabe der ‚Garantien der Harmonie und Freiheit‘“ (Berlin 1908) absehen, neben Bernhard Kaufholds Einführung zur Neuauflage des gleichen Werkes in der Reihe der „Philosophischen Studentexte“ (Akademie-Verlag, Berlin 1955) die erste nennenswerte *marxistische* Interpretation des großen Sozialisten und Agitators Weitling dar.

Joho entwirft in seiner Darstellung nicht nur das äußere, an Spannungen und Ereignissen reiche Lebensbild des 1808 geborenen Magdeburger Schneidergesellen, der auf seinen Wanderungen quer durch Deutschland, Österreich und Frankreich die „sozialistischen Gedankenkeime einatmete, die in der Luft lagen“ (Mehring), und schließlich im Paris der Geheimbündler und Revolutionäre anerkannter Organisator und Agitator des „Bundes der Gerechten“ wurde; Joho veranschaulicht nicht nur Weitlings politische Kämpfe in der Schweiz, seine Verhaftung, Landesverweisung, die Verfolgungen durch deutsche Polizeibehörden, die Flucht nach England und Amerika, Weitlings historische bedeutsame Auseinandersetzung mit Karl Marx in Brüssel, die zunehmende Isolierung und das tragische Ende eines zerrütteten, vereinsamten Mannes, der Großes für die Menschheit wollte, aber scheitern mußte, weil er weltfremder Träumer blieb. Joho ist über die Darstellung des rein Biographischen hinaus vor allem bestrebt, eine Analyse der politischen Ideen Weitlings zu geben.

Das Bild von Weitlings Persönlichkeit, wie es Joho entwirft, ist echt, wahr, überzeugend, weil der Autor einseitige Perspektiven meidet, weil er sozialhistorische und ideengeschichtliche Phänomene ebenso in Rechnung stellt wie psychologische (die für zahlreiche Schriftsteller heutigentags gar nicht zu existieren scheinen). Joho hütet sich vor der Glorifizierung Weitlings, ebenso aber vor einer abschätzenden Beurteilung, vor einer Auspielung Weitlings gegen Marx und Engels. Eine solche Doppelseitigkeit der Gesichtspunkte und eine solche objektiven Entwicklungsgesetzen gerecht werdende Vielfalt der Perspektiven verleiht dem Buch bei der Fülle seiner historischen Details wissenschaftlichen Wert und Charakter.

Weitlings historische Bestimmung lag darin, daß er der Handwerkerbewegung eine revolutionäre Zielsetzung gab, daß er als erster deutscher Agitator den Kom-

munismus offen propagierte, weite Kreise des Kleinbürgertums (vor allem der Schweiz) der proletarischen Bewegung zu führte, gewisse scheinrevolutionäre Forderungen und Maßnahmen der Arbeiter und Handwerker (Maschinenstürmerei, Kampf gegen die Gewerbefreiheit) verurteilte und – alles in allem – ein genialer Wegbereiter des proletarischen Sozialismus war. „Wo hätte die Bourgeoisie – ihre Philosophen und Schriftgelehrten eingerechnet – ein ähnliches Werk wie Weitlings ‚Garantien der Harmonie und Freiheit‘ in bezug auf die Emanzipation der Bourgeoisie – die politische Emanzipation – aufzuweisen?“ schrieb Karl Marx. „Vergleicht man die nüchterne, kleinlaute Mittelmäßigkeit der deutschen politischen Literatur mit diesem maßlosen und brillanten Debüt der deutschen Arbeiter; vergleicht man diese riesenbaften Kinderschuhe des Proletariats mit der Zwerghaftigkeit der ausgetretenen Schuhe der Bourgeoisie, so muß man dem Aschenbrödel eine Athletengestalt prophezeien.“ (Marx/Engels, Ausgewählte Schriften, Berlin 1952, Bd. 2, Seite 315.)

Weitlings Leistung war in der Tat originell und genial; er ging in seinen Zielsetzungen über die französischen bürgerlichen Sozialisten weit hinaus. Wolfgang Joho – so scheint mir – hebt um einen Ton zu stark Weitlings „tief innerliche Verwandtschaft“ mit Blanqui, Cabet, Buonarroti, Lamennais hervor. Zumindest hätte der von Weitling vollzogene Fortschritt vom bürgerlichen Utopismus zum revolutionären Handwerkerkommunismus, der bereits die proletarische Bewegung im Keime enthielt, in diesem Zusammenhang deutlicher herausgestellt werden sollen. Weitling knüpfte zwar an die revolutionären Theorien Blanquis an, entwickelte sie aber in maßgeblicher Weise fort, indem er die sporadische Aktion durch kleine Verschwörergruppen für wirkungslos erklärte und den gemeinsamen Kampf aller Unterdrückten forderte. Das gleiche wäre von seinem Verhältnis zu den Theorien Babeufs und Buonarrotis

zu sagen. Auch Weitlings Abhängigkeit von Etienne Cabet, der – nach Marx – der „populärste, wenn auch flachste Repräsentant des Kommunismus“ gewesen ist, erweist sich, wie Bernhard Kaufhold in seiner Einleitung überzeugend darlegt, als wenig glaubwürdig. Cabet war mit seiner Ablehnung aller revolutionären Aktion kleinbürgerlicher *Reformer* und blieb beträchtlich hinter Weitling zurück, der weit eher Überwinder als Erbe der französischen Utopisten war.

Was den Schneidergesellen Weitling zu dieser außerordentlichen Leistung befähigte, waren die relativ fortgeschrittenen Klassenverhältnisse, die er in Frankreich vorfand und die es ihm ermöglichten, die künftige Entwicklung des Handwerker-tums, das heißt dessen Übergang ins moderne Proletariat, „instinktiv zu antizipieren“ (Engels). Weitling handelte und dachte – wenn auch nicht klar bewußt und ohne gültige Erkenntnis der gesellschaftlichen Zusammenhänge – im Sinne des sich entwickelnden Proletariats und lehnte kleinbürgerliche Kompromisse mit der Bourgeoisie ab. Darin dokumentieren sich Weitlings genialer Weitblick, seine revolutionäre Tatkraft und Gesinnung, die ihm aber gleichzeitig zum Verhängnis wurden, da sie auf utopischen Vorstellungen vom klassenlosen Staat beruhten. Weitling blieb alten Handwerkervorurteilen und illusionistischen Ideen verhaftet, die ihn mit zunehmendem Alter und sich häufenden Mißerfolgen mehr und mehr in die Rolle eines religiösen Schwärmers, vereinsamten Außenseiters und Sektierers hineindrängten. Weitling mangelte es am ungetrübten Blick für reale Verhältnisse und für die nächstliegenden Ziele der proletarischen Bewegung. Das zeigt sich, so weist Wolfgang Joho überzeugend nach, vor allem in Weitlings Irrmeinung von der Spontaneität der Revolution, in seinem „phantastischen Plan einer Verwirklichung der kommunistischen Gütergemeinschaft von heute auf morgen“.

Weitling hat die ihm in London gebotene Chance, am Beispiel der Lebens-

und Entwicklungsbedingungen des englischen Industrieproletariats allgemeine politische Gesetzmäßigkeiten zu studieren und seinen Standpunkt zu korrigieren, nicht wahrgenommen. Er verharrte bei einmal gewonnenen Positionen, versteifte sich auf Prinzipien, die von der Geschichte bereits liquidiert waren, und trieb sich dabei selber in die verhängnisvolle Rolle eines Außenseiters und Illusionisten hinein.

Das zeigt sich besonders anlässlich der dramatisch-tragischen Auseinandersetzung Weitlings mit Marx und Engels am 30. März 1846 in Brüssel, die wir in dem zweifellos spannendsten Kapitel des Buches miterleben. Weitlings Parteinahme für die Position der kleinbürgerlichen „wahren Sozialisten“, sein Unverständnis für den von Marx geforderten Klärungsprozeß, der durch die Abgrenzung des wissenschaftlichen Sozialismus vom Utopismus, durch die Scheidung von proletarischer und bürgerlicher Ideologie, herbeigeführt werden sollte, hatte heftigste Meinungskämpfe zwischen Marx und Weitling zur Folge. Weitlings illusionäre Ansicht, die kommende Revolution müsse spontan eine kommunistische Gesell-

schaftsordnung herbeiführen, stieß mit Recht auf den schärfsten Widerspruch des wissenschaftlichen Sozialisten und Ökonomen Marx.

Es kann nicht wundernehmen, daß Weitling nach diesem endgültigen Bruch mit den führenden Sozialisten Europas sich für immer nach Amerika zurückzog und dort, da er sich mehr denn je als verkannter „neuer Messias“ fühlte, eine christlich-utopische Kolonie „Communia“ gründete; der einst so aufrechte, mutige Kämpfer für die Sache der Handwerkerbewegung vegetierte, als gebrochener, entwurzelter, heimatloser Sonderling sein ärmlich gewordenes Leben zu Ende.

Das Buch stimmt nicht nur nachdenklich, es ruft den Leser auf, es dem schlichten Schneidergesellen an lauterer Gesinnung, Menschenliebe und selbstlosem Kampf für das große Ziel der klassenlosen Gesellschaft gleichzutun. „Die Männer, die an einer besseren Zukunft der Menschheit bauen, haben ihn nicht vergessen, Wilhelm Weitling, den Handwerker aus Magdeburg, der erträumte, was künftige Geschlechter verwirklichen sollten.“

Für Euere und Unsere Freiheit

Tschapajew, das Bataillon der 21 Nationen, dargestellt in Aufzeichnungen seiner Mitkämpfer. Redigiert von Alfred Kantorowicz. Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, Berlin 1956

Bredel, Claudius, Uhse, Gorrish, Renn, Kantorowicz, Maassen: sie und noch andere, die damals gegen Franco und Hitler kämpften, haben über den spanischen Freiheitskampf geschrieben; die Aufzeichnungen von Kämpfern des Tschapajew-Bataillons sind eine wertvolle Bereicherung dieser vielfältigen Literatur. Die Männer aus den Internationalen Brigaden, deren Schicksale in vielen Romanen und Erzählungen dargestellt wurden – hier treten sie uns ganz unmittelbar gegenüber. Bataillonsbefehle, Briefe, Erinnerungen,

Kampfberichte, Aufzeichnungen für die Bataillonszeitung, Gedenkworte für gefallene Kameraden fügen sich zu einem großen Bild zusammen.

Das oft strapazierte Wort „Heldentum“ gewinnt in diesem Zusammenhang seinen echten Sinn zurück: freiwillig, aus Überzeugung und Einsicht, sind diese Männer aus allen Winkeln der Erde nach Spanien geeilt und haben ihr Leben gegen den Faschismus eingesetzt. Alfred Kantorowicz, damals Informationsoffizier des Tschapajew-Bataillons, sagt in seinem Vor-

wort, daß man in diesem Buch „wenig große Redensarten, Phrasen, abgeschmackte Formeln“ finden werde: Männer, die große Taten vollbringen, machen selten große Worte.

Dieses Buch läßt uns zu Augenzeugen eines historischen Geschehens werden, das in unserer Gegenwart weiterwirkt: Auch heute müssen alle Kräfte angespannt werden gegen die Drohung eines imperialistischen Krieges.

Noch aus einem anderen Grund begrüßen wir die Neuherausgabe dieses Buches. Kantorowicz weist in seinem Vorwort darauf hin, daß in Deutschland über den Kampf von nahezu viertausend deutschen Antifaschisten in Spanien, die von

der Nazipresse als „marodierende Haufen von Mordbrennern und Kirchenräubern“ verschrien wurden, unklare Vorstellungen zurückgeblieben seien. Nicht nur das: In Westdeutschland beginnt man heute das „Geschichtsbild“ aus dem Goebbelsministerium zu erneuern, die Mörder von Guernica sollen wieder salonfähig gemacht werden, der SS-Autor Erich Kern verherrlicht in seinem „Buch der Tapferkeit“ Francos Verräterkamarilla als „Helden des Alkazar“ – in einer solchen Zeit hat die Veröffentlichung eines dokumentarischen Quellenwerkes wie „Tschapajew“ doppelte Bedeutung. Sollte sich für dieses Buch nicht auch in Westdeutschland ein mutiger Verleger finden? G. C.

Werner Ilberg

Auf der Suche nach der Wahrheit

Gedanken zum Tode Alfred Döblins

Er war Arzt. Mit seinen schriftstellerischen Arbeiten wollte er zum Arzt für die Übel der Welt werden. Er hatte einen untrüglichen Blick für die Symptome der Krankheit, an der die Menschheit leidet, studierte sie mit dem scharfen Auge des naturwissenschaftlichen Beobachters und fixierte das Krankheitsbild in minutiöser, aber von jedem Naturalismus weit entfernter Weise. Darin war er unübertrefflich, doch fehlte ihm, was erst den Helfer ausmacht: die Fähigkeit zur richtigen Diagnose und damit zur Therapie.

So kam es, daß er zum Experimentator wurde. Seine literarischen Experimente sind der Ausdruck für sein suchendes Streben auf gesellschaftlichem Gebiet. Immer wieder bot er in seinen Werken Auswege an, immer andere. Es begann mit der Weisheit des Ostens, später wandte er sich der Psychoanalyse zu. In „Land ohne Tod“, dem letzten, entscheidenden Band seiner Südamerika-Trilogie werden die Primitiven den Zivilisierten als Vorbild gezeigt. Sie leben in rousseauscher Naturidylle, die der Verderbtheit der Kultur entgegengesetzt wird. Hier findet sich auch der bezeichnende Satz, man müsse nach der „Bewegung, die uns vor dem Nichts schützt“, suchen. Sie glaubte er schließlich in der Religion gefunden zu haben. Er trat zum Katholizismus über. Er suchte, suchte immer noch und war oftmals nahe daran, die gläserne Wand zu durchstoßen, die ihn von der geahnten gesellschaftlichen Erkenntnis trennte.

Döblin war ein Rationalist und ist es bis zu seinem Lebensende geblieben, aber ein Rationalist, der seinem Denken mißtraute, der es liebte, sich über die Ergebnisse seines Grübelns lustig zu machen. Umgekehrt aber hat er auch den Weg zu seinem neuen Glauben sarkastisch glossiert, als er davon sprach, daß er zwar zur Annahme einer religiösen Bindung entschlossen sei, sich aber die richtige wie aus „einer Musterkollektion“ aussuchen müsse. Es ist gleichfalls charakteristisch, daß er sein neues Bekenntnis mit einer dem Descartes nachgeahmten, mathematisch anmutenden Formel ausdrückte: „Jesus lebt, also bin ich“. Seine Konversion war ein Akt der Verzweiflung, aber, und das ist bedeutsam, sie war keine Flucht. Ausdrücklich beteuert er: „Gott ist kein Jenseits“, er ist in der Welt, um die der Mensch sich kümmern muß. Eines seiner Bekenntnisbücher heißt „Unsere Sorge – der Mensch“. In ihm drückt sich eine umfassende, spirituelle Solidarität aus, die aber das materielle Wohl durchaus einbezieht. Er fühlt sich als Teil des Wir, aber eines „wir, denen zum Affen nichts fehlt als das Fell“. Hier zeigt sich der Grad seiner Verzweiflung.

Döblin wurde von zwei entgegengesetzten Polen abwechselnd oder auch gleichzeitig angezogen. Sein Mut zur Konsequenz war durch die von ihm durchlittene tragische deutsche Geschichte erschüttert worden. Das Jahr 1933 hat die ihm 1918 zugefügte Enttäuschung endgültig gemacht. Er hat sich davon nicht mehr erholt. Er ging im Zickzack, fast taumelnd. Zum Greifen deutlich wird das durch die zwiespältige Art, wie er seine Romane beschließt:

Sein großer Weiterfolg „Berlin Alexanderplatz“ spielt zur Zeit der Wirtschaftskrise. Mit Recht wurde ihm vorgehalten, daß er darin die Hintergründe dieser Erscheinung

vernachlässigt habe. Es ist aber übersehen worden, daß er sich bemüht, seinen Franz Biberkopf doch noch den richtigen Weg gehen zu lassen. Mit dem Satz: „Er steht zum Schluß als Hilfsportier in einer mittleren Fabrik“ ist der Roman eigentlich zu Ende. Döblin fügt jedoch hinzu: „Er steht nicht mehr allein am Alexanderplatz. Es sind welche rechts von ihm und links von ihm, und vor ihm gehen welche, und hinter ihm gehen welche!“ Aber selbst das ist dem Dichter noch nicht genug getan. Während das gestaltete Werk mit jedem Wort sagt, daß dem Schicksal nicht zu entinnen sei, wird nun zum Schluß das entgegengesetzte Fazit gezogen: „Was ist denn das Schicksal? Eins ist stärker als ich. Wenn wir zwei sind, ist es schon schwerer, stärker zu sein als ich. Wenn wir zehn sind, noch schwerer. Und wenn wir tausend sind und eine Million, dann ist es ganz schwer.“ Schließlich wird ganz deutlich gemacht: „Wach sein, wach sein, es geht was vor in der Welt... Wenn Krieg ist, und sie ziehen mich ein, und ich weiß nicht warum, und der Krieg ist auch ohne mich da, so bin ich schuld, und mir geschieht recht... Da werde ich nicht mehr schreien wie früher: das Schicksal, das Schicksal. Das muß man nicht als Schicksal verehren, man muß es ansehen, anfassen und zerstören.“ Da ist also, der gestalteten Aussage des Romans zum Trotz, eine richtige Erkenntnis angefügt, fast ein Aufruf zum Handeln. Kaum aber hat der Dichter sich so entlastet, biegt er wieder um. Die nächsten, die letzten Sätze sind gesperrt gedruckt: „Wir ziehen in den Krieg, es ziehen mit uns hundert Spielleute mit, sie trommeln und pfeifen, widebun, widebun, dem einen geht's grade, dem andern geht's krumm, der eine bleibt stehen, der andere fällt um, der eine rennt weiter, der andere liegt stumm, widebun, widebun.“

Derartige, an Fastnachtsspiele und Landsknechtslieder erinnernde, in seine Prosa eingewobene Knittelverse hat Döblin geliebt. Sie waren ihm, neben seiner Assosationsmethode, die an allbekannte Reklamewendungen, Schlagworte und Schlager anknüpfte, das Mittel, eindringlich, eingängig zum Volk zu reden. Auch durch sein Emigrationswerk „Der Oberst und der Dichter“ klingeln solche Reime. Der Dichter ist der Richter, nicht etwa um des Reimes willen, sondern aus Verantwortung vor der Zeit. Er zitiert den Oberst, der den preußisch-deutschen Militarismus verkörpert, vor ein vorweggenommenes Nürnberger Gericht. Wir erinnern uns gut des Schreckens, als uns noch vor der Endphase des Krieges die Prophezeiung begegnete: „Er kommt wieder. Ihr ruht jetzt, täuscht euch nicht. Er kommt, er zieht sich zurück, aber er tritt wieder hervor. Freut euch eurer Häuser und Stuben und Betten, er kommt, um euch wieder alles zu nehmen.“ Wie aber läßt sich dieser klarsichtige Kassandraruf in Einklang bringen mit dem Schluß des Werkchens, in dem Gott erklärt, daß er auch weiterhin Kriege sein lassen werde? In beiden Fällen, im „Alexanderplatz“ und hier, im Frühwerk und im Spätwerk, zeigt sich jene Ambivalenz Döblins, die es verhindert hat, daß der große Epiker die Resonanz gefunden wäre. Diesseits und Jenseits, Ergebenheit in das Schicksal und Auflehnung dagegen liegen in ihm in immerwährendem Kampf und peitschen ihn weiter, zu ständigem Neubeginn, zur Suche nach neuen Wegen, die aber immer wieder in Sackgassen münden. Der doppelte Verrat am Beginn und am Ende der Weimarer Republik hat verhindert, daß sein kraftvoller Realismus zur vollen Reife kam.

Hören wir den Titel seiner Revolutionstrilogie: „November 1918. Eine deutsche Revolution. Erzählwerk“. Hier ist der Spott genauso unüberhörbar wie im Titel des ersten Bandes „Verratenes Volk“ der Schmerz. Er selbst gehörte zu den Verratenen. Er hat, mit dem ihn auszeichnenden Fleiß, genaueste Studien gemacht, so daß ein historisch korrektes Bild der revolutionären Ereignisse vor uns abläuft. Mit Hohn und Spott werden die Ebert, die Scheidemann, die Noske entlarvt, aber das hat nicht

verhindert, daß Döblins Glaube an das Richtige damals erschüttert worden ist. Sein eigener Kleinmut fließt in die Helden der Revolution über und befleckt auch das im übrigen sehr liebenswerte Porträt, das er von Rosa Luxemburg gezeichnet hat.

Sein letztes Werk „Hamlet oder die lange Nacht nimmt ein Ende“ deutet im Titel wenigstens Optimismus an. Im Inhalt ist er kaum spürbar. Immerhin beschäftigt sich Döblin hier mit dem Zentralproblem unserer Zeit, mit der Frage nach den Kriegsursachen. Wieder macht sich das Gespaltensein bemerkbar: die Mutter des Helden findet zum Katholizismus ihrer Kindertage zurück, der Held selbst aber sagt schließlich: „Dieses ungeheure Leben, diese Masse, an mich, an den Menschen, an sein Inneres gebunden, endlich werde ich ihrer ansichtig und stelle mich ihr, als ein Stück von ihr.“

Endlich – endlich stellt er sich ihr. Dieses Wort der Ungeduld, es hat angesichts des Todes des Dichters einen neuen, einen schmerzlichen Sinn erhalten: zum guten Ende, zum Schluß seines Lebens. Es war nochmals der Versuch eines Neubeginns, der letzte. Die letzte seiner bohrenden, drängenden Fragen galt dem Kriege; das Buch wurde in der Deutschen Demokratischen Republik verlegt.

In seiner Zeitschrift „Das Goldene Tor“ schrieb der Dichter 1948: Im Laufe der Zeit trieb uns die Flucht von einem Erdteil zum anderen, man blieb auf der Wanderschaft und ist es im Grunde jetzt noch.“

Er, der große Epiker, war der ewige Wanderer – auf der Suche nach der Wahrheit.

Eli Finci

Literaturbrief aus Belgrad

Rückblicke sind – schon weil unser Zurückwenden die Forderungen und Ansichten des jetzigen Augenblicks als selbstverständlich in sich trägt – immer in gewissem Maße auch Blicke in die Zukunft. Die Gegenwart figuriert da nur als eine Art unsichtbare Brücke.

In den vergangenen zehn Jahren der durch eine gesellschaftliche Wandlung ermöglichten Verwirklichung unseres sozialistischen Traums vom Leben fand die serbische Literatur, in der Gesamtheit ihrer Bemühungen betrachtet, zum erstenmal in der Geschichte ihren Platz im wirklichen Leben unserer Menschen. Auf dem ganzen bisherigen Weg der historischen Fluten und Ebben gab es keine Periode, in der das poetische Bild vom Menschen als dem Herrn seines Schicksals, also auch seines Glücks und seiner Nöte, so sehr mit den materiellen Tendenzen der Entwicklung und den kollektiven Gefühlen der Erbauer der Zukunft übereingestimmt hätte wie heute. Der Traum des Dichters und der Traum des Volkes wurden end-

lich zu einem gemeinsamen Traum, der seine Verwirklichung durch die Tat erfährt. Aus diesem Ineinanderfließen der Elemente von Poesie und Leben, Phantasie und Wirklichkeit, Wollen und Müssen schöpft unsere Literatur ihre Kraft und ihre Schönheit.

Dieser Prozeß der Identifizierung läuft keineswegs reibungslos ab. Geboren aus mannigfachen Gegensätzen, ist er selbst auch nur ein Gegensatz. Auch er hat seine glitzernden Oberflächen und seine unterirdischen Ströme. Das Ideal und der Mensch – sie beide werden hier im Experiment der Wirklichkeit immer wieder neu überprüft. Der schöpferische Weg aus dem Reich der Notwendigkeit in das der Freiheit ist besonders ermüdend und mühsam in der Kunst, die in ihren tiefsten Quellen aus gedanklicher Fluidität und Feinfühligkeit besteht und so, bei aller objektiven Bedingtheit, subjektiv ist.

Man kann die Periode der letzten zehn Jahre mit ihren scheinbar widerspruchsvollen und chaotischen Bestrebungen, ihren

Lichtern und Schatten, als Periode des Suchens, des Erprobens von Methoden und Mitteln, Arten und Stilen bezeichnen, mit dem Ziel, ein möglichst adäquates, einheitliches und wahres Abbild des Menschen in unserer neuen Wirklichkeit zu geben. Von Anfang an war fühlbar, daß eine Wirklichkeit, die ganz aus revolutionären Fermenten besteht, nicht auf traditionelle Art künstlerisch geformt und ausgedrückt werden kann. Die alten Worte und Handlungen waren abgenutzt, beschmutzt und kompromittiert, neue gab es noch nicht. Sie mußten, wie alle Symbole, die etwas bedeuten sollen, erst mit der Elle des Gedankens und des Herzens zugeschnitten werden.

Schon die ersten Schritte auf diesem Wege, wie ungeschickt und unsicher sie auch gewesen sein mögen, zeigten die Kraft des revolutionären Pathos. In der Poesie marschierten die Worte gewissermaßen in Kampfordnung auf, mit Aufruhr und Trompete. In der Prosa rollten die Kanonen, und der Mensch, die Faust geballt, seines befreienden Werkes bewußt, drohte der Erde und allen Himmeln. Die Kritiker verzeichneten diesen revolutionären Enthusiasmus und forderten zu noch größerem Schwung auf, zu noch größerer Leidenschaft bei der Enthüllung der revolutionären Kräfte des Menschen und der Gesellschaft.

Sehr bald jedoch wurde das rotgefärbte Wort jedermanns Eigentum und begann zu degenerieren: kaum war es in seiner leuchtenden Schönheit realisiert, so wurde es auch schon von jenen profaniert, die die Poesie als rhetorische Buchstabieraufgabe verstanden. In der letzten Zeit sind in vielen kritischen Schriften und Aufsätzen abschätzige Worte über eine solche Poesie zu finden, meist beiläufig und pauschal. Dabei wird jedoch immer wieder vergessen, daß es sich hier um eine notwendige, historisch bedingte Stufe der Entwicklung des revolutionären poetischen Gedankens handelte, daß diese Kinderkrankheit unerläßlich war, um eine Übereinstimmung von Wort und Tat, Dichter

und Mensch, Poesie und Leben zu erreichen, die erst später verwirklicht werden konnte. Ohne das avantgardistische Stürmen der Poesie in die Sphäre von Fahnen, Fanfaren und Parolen hätte die Gefahr einer Isolierung vom Menschen und vom Leben bestanden. Die Dichter wären, ungeachtet ihrer subjektiven Wünsche und Absichten, auf den Weg einer unfruchtbaren artistischen Begrenztheit und Virtuosität geraten.

Etwa seit 1948 eröffnen sich dann der Literatur neue Tiefendurchbrüche zur Introspektion und breitere Sichten auf das Leben und seine Realitäten. Das dichterische Wort in Vers und Prosa erobert neue, bisher nur erahnte Räume. Der ganze Mensch mit seinen Sorgen und Schwierigkeiten, Ahnungen und Unruhen, seinem Rebellentum und seinem Traum von sich selbst tritt an die Stelle des schematisch gedachten, schwarz-weiß konzipierten Kämpfers und Revolutionärs. Die Literatur erweitert ihre Grenzen. Die Unendlichkeit ist jetzt ihr Gebiet, mit all ihrem Sinnentzug und ihrer geistigen Weglosigkeit. Dabei zeigen sich, unter dem Einfluß unserer modernistischen Literatur aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, und in lebendiger Berührung mit den zeitgenössischen Richtungen in der Welt, teilweise auch Phänomene und Symptome, die zurückführen in Abstraktion und Mordibität, in das Dogma des irrationalistischen Chaos Mensch-Leben, in die L'art-pour-l'art-Schimäre des Zufallsspiels mit Worten, Dingen und Begriffen. Aber diese Erscheinungen sind nebensächlich. Die bedeutendsten Künstler, die immer die moralische Verpflichtung des Wortes als eines schöpferischen Aktes gefühlt haben, fanden und finden ihr schöpferisches Gleichgewicht. Die Freiheit stärkt immer die Starken; die Schwachen und Ohnmächtigen werden von den Wellen momentaner Launen und Moden auf Sandbänke geworfen oder von den Abgründen verschlungen.

Vom kleinen, lyrisch intonierten Gedicht, das nur einen subjektiven Hauch

und ein allgemeines Flämmchen darstellt, kommt es zum immer entschlosseneren Übergang zu komplizierteren literarischen Formen, zu Erzählung, Essay, Drama und Roman. Zu den interessantesten Namen auf dem Gebiet von Prosa und Poesie, Essayistik und Drama gehören: Ivo Andrić, Alexandar Vučo, Oskar Davičo, O. Bihalji-Merin, Branko Ćopić, Mihajlo Lalić, Veljko Petrović, Isidora Sekulić, Marko Ristić, Milan Bogdanović, Dušan Matić, Desanka Maksimović, Milan Dedinać, Dobrica Ćosić. Von der jüngeren Generation wären zu nennen: Radomir Konstantinović, Jara Ribnikar, Miodrag Pavlović, Zoran Mišić, Risto Tošović, Vasko Popa.

Eine gemeinsame Eigenschaft der meisten dieser Werke und Künstler ist – bei aller Unterschiedlichkeit der Methoden und Absichten – das gewachsene handwerkliche Können, die Gewißheit der inneren Dimensionen des schöpferischen Gedankens, die Harmonie der äußeren Proportionen, die Sicherheit bei der Nutzung und Anwendung der Worte als Mittel der Suggestion und der Stimmungserzeugung. Die Zeiten, da man leicht hin und approximativ nach dem Diktat der Inspiration schrieb, romantisch-elementar und unkontrolliert, mit subjektiven Aspekten wie eine poetische Beichte oder mögliche Autobiographie, diese Zeiten sind für immer vorbei. Der serbische Schriftsteller von heute nährt und entwickelt seine Phantasie durch Beobachtung, durch das Studium der objektiven Tatsachen des Lebens. Er diszipliniert seine schöpferischen Möglichkeiten, baut und schafft seine persönlichen Welten aus unpersönlichen Ziegeln, mit handwerklichem Können und einem entwickelten Bewußtsein vom eigenen Wollen und Vermögen.

Die romantische Tradition eines Branko Radicević (1824–1853), unmittelbar subjektiv an ihren Quellen, tritt immer mehr zurück hinter der Methode bedachten Bauens, Forschens und Experimentierens. Die Literatur der „Empfindung“ wächst

vor unseren Augen zu einer Literatur des schöpferischen Bewußtseins.

Unser zeitgenössischer Schriftsteller ist nicht mehr der gottbegnadete Vogel, der auf seinem Ast die intime Melodie von Freude und Jammer des menschlichen Daseins zwitschert, noch ist er passiver Imitator oder unpersönlicher Schilderer, der aus dem komplexen Lebensprozeß graue, starre Momentaufnahmen fabriziert. Er sieht die Elemente und Bedingungen des menschlichen Schicksals, aber er fragt gleichzeitig nach dem Sinn dessen, was er sehen wollte und was er gesehen hat, indem er seinen Glauben oder Unglauben, seine Zustimmung oder Ablehnung, Freude oder Schmerz, Traum oder ruhige Besonnenheit andeutet oder enthüllt. Seine schöpferische Beziehung zu Mensch und Leben ist aktiv, sie setzt eine Anschauung voraus, suggeriert eine Haltung. In keinem Augenblick, angefangen vom Rationalismus bis, sagen wir, zum Surrealismus, zeigte die serbische Literatur eine solche geistige Spannung, ein solch zerebrales Bemühen, sich zurechtzufinden, sich zu determinieren – horizontal in den realen Umständen und Zuständen des Lebens, vertikal in ihrem Bestreben, in das Geheimnis von Bedingung und Sinn, Wesen und Form der menschlichen Existenz vorzudringen. In dieser Vereinigung von Inspiration und authentischem geistigem Streben sehe ich vor allem eine höhere Stufe des schöpferischen Aktes: Verschmelzung und Ineinanderfließen, gegenseitiges Durchdringen jener seelischen Elemente „Gedanke“ und „Gefühl“, die, obwohl unteilbar, jahrhundertlang getrennt, ja als Widerspruch gegeneinander gerichtet waren.

In der zeitgenössischen serbischen Literatur beginnt das Wort wieder jene Reinheit und Unberührtheit zu erhalten, die es nur in seinen uralten Formen und in seinen höchsten schöpferischen Augenblicken besaß. Diese Sauberkeit des Wortes bedeutet kein Zurück, um etwa aus Quellen des Mythos oder des Rituals zu schöpfen. Wohl gibt es einen solchen mo-

dernen Primitivismus, der sich den archaischen Formen von Mensch und Leben zuwendet. Er interessiert uns jedoch hier nicht, denn er versucht, schon Überholtes neu zu entdecken. Wir meinen vielmehr jenen freien, modernen Sprachgebrauch, der dem Wort in neuen Bindungen und Metaphern einen authentischen Glanz von Unberührtheit und Entdeckung gibt. Dieser Prozeß, der im Suchen nach neuen poetischen Werten die Sprache auffrischen will, ist eine Folge jener objektiven Wandlungen der Gesellschaft und der menschlichen Psychologie, die einen neuen Geist des rationellen und emotionalen Reagierens erfordern und ermöglichen – einen neuen Stil und das neue Wort.

In den verflossenen zehn Jahren gelang es der serbischen Literatur, sich von den Fesseln der Tradition zu befreien. Im Glauben an die eigene Kraft,

im Vertrauen zu ihrer gesellschaftlichen Funktion, drang sie in neue Gebiete vor. Schon bei ihren ersten Versuchen entdeckte sie den unerschöpflichen Reichtum ihrer Motive und Werte, die neue Welt eines neuen Menschen, die moderne sozialistische Welt des modernen sozialistischen Menschen. Darin liegt ihre revolutionäre historische Rolle. Sie wird diese Rolle nur dann bis zu Ende erfüllen, wenn sie in ihren Betrachtungen und ihren Träumen am realen Boden festzuhalten vermag. Der Glaube an die modernen Wissenschaften, die täglich in der Praxis des Lebens auf ihre Resultate hin überprüft werden, kann ihr dabei von großem Nutzen sein – aber nur als Grundlage für eine tiefgehende künstlerische Sondierung der realen Wirklichkeit und für ein freies Träumen im Geiste der Grundtendenzen der Entwicklung.

Wolf Dürvel

Literarische Jugoslawienfahrt

Die erste internationale Buchmesse in Zagreb gab Ende des vergangenen Jahres einer Gruppe von Verlegern aus der Deutschen Demokratischen Republik die Möglichkeit, sich mit der Literatur und den Schriftstellern des sozialistischen Jugoslawiens näher und unmittelbarer bekannt zu machen, als dies bis dahin möglich war. Wir lernten nicht nur ein schönes, sehr gastfreundliches Land kennen, sondern auch eine interessante literarische Atmosphäre, eine überraschende Vielfalt der Talente und Vielgestaltigkeit der literarischen Richtungen – aber auch Probleme, von denen man im allgemeinen in Deutschland nur wenig weiß.

Bekanntlich gibt es erst seit 1918 einen jugoslawischen Staat, der die jahrhundertlang mehr oder weniger getrennten Teilgebiete – Serbien, Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Montenegro, Slowenien – zusammengefaßt hat. Das Ringen um die nationale Einheit führte in den vergangenen Jahrzehnten durch manche tragische

Verwicklung, und es ist ein historisches Verdienst der von den jugoslawischen Kommunisten geführten Volksbefreiungsbewegung gegen die Hitlerokkupation und gegen die jugoslawischen Faschisten, daß sie in ihren Reihen zum erstenmal in großem Umfang die nationalen Differenzen überwand. Insofern bedeutete die Befreiung Jugoslawiens nicht nur eine soziale, sondern in gewissem Maße auch eine nationale Revolution.

Aber auch heute noch wirken manche historisch entstandene Faktoren, die den Weg Jugoslawiens zur Nation und zu einer Nationalkultur belasten. Nach wie vor spricht man in Jugoslawien – abgesehen von nationalen Minderheiten wie den Ungarn im Norden – drei verschiedene slawische Sprachen, schreibt und druckt man in zwei verschiedenen Schriften. Soll zum Beispiel ein in Ljubljana veröffentlichter Aufsatz in einer Belgrader Zeitschrift erscheinen, so muß er zunächst aus dem Slowenischen ins Serbokroatische

übersetzt werden. Verlage, die ihre Bücher in ganz Jugoslawien verbreiten wollen, müssen sie sowohl in lateinischer als auch in kyrillischer Schrift drucken. Dazu kommen Unterschiede in den geistig-kulturellen Traditionen, in der Religion usw.

Deutlich spürt der Besucher jedoch, daß die fortschrittlichen Kräfte des Landes unter Führung des Bundes der Kommunisten auch auf dem kulturellen Sektor große und erfolgreiche Anstrengungen machen, die vielfältigen vorhandenen Traditionen bei aller Unterschiedlichkeit nutzbar werden zu lassen und in einer höheren Einheit weiterzuentwickeln. Ein neuer Geist setzt sich durch. Auf Schritt und Tritt findet man sich angesprochen von der heroischen Tradition des nationalen Freiheitskampfes, die im Bewußtsein der fortschrittlichen Menschen Jugoslawiens an erster Stelle steht. Die Schriftsteller selbst sind zum überwiegenden Teil Kommunisten, viele von ihnen haben als Partisanen für die Befreiung ihres Landes gekämpft. Eine neue sozialistische Literatur ist entstanden, verwurzelt im Widerstandskampf. Neue Talente sind hervorgetreten, die ihre politische Bewährungsprobe im Kriege abgelegt haben, wie der heute schon weit über die Grenzen Jugoslawiens hinaus bekannte Dobrica Ćosić, der Verfasser des ergreifenden Partisanenromans „Die Sonne ist fern“, der jetzt auch in Moskau in einer Auflage von über 500 000 Exemplaren erschienen ist. In Zagreb lernten wir eine ganze Reihe solcher hochbegabter jüngerer Schriftsteller kennen: die Lyriker Vesna Parun, Vasko Popa, Stevan Raičković, Dražutin Tadijanović, den Dramatiker Marijan Matković, die Erzähler Erih Keš, Vladan Desnica, Mirko Božić, Dušan Kostić und Ranko Marinković.

Die jugoslawische Gegenwartsliteratur blickt auf recht bedeutende Traditionen zurück: die alten Heldenlieder, die große Renaissanceliteratur von Dubrovnik, das montenegrinische Heldenepos, die herzegowinische Lyrik des 19. Jahrhunderts, die serbischen, kroatischen und slowenischen realistischen Erzähler.

Zugleich hat Jugoslawien eine Reihe erfahrener älterer Schriftsteller, die den jüngeren Vorbild und Lehrer sind. Als die zweifellos angesehenste Persönlichkeit unter ihnen ist Miroslav Krleža zu nennen, dessen Werke jetzt in 36 Bänden in einem Zagreber Verlag erscheinen. Seine von sozialer Problematik geladenen Romane („Das Bankett in Blitva“, „An der Grenze der Vernunft“, „Der kroatische Gott Mars“, „Die Rückkehr des Filip Lalinović“), seine tiefgründigen, aufwühlenden Novellen, seine Dramen von den frühen expressionistischen Stücken bis zu dem Zyklus um den Untergang der Familie Glembai („Die Glembais“, „In der Agonie“, „Leda“) gelten heute schon als klassisch, und zahlreiche jüngere Schriftsteller Jugoslawiens betrachten gerade Krleža als ihren Lehrer; so der Dramatiker Marijan Matković, der uns durch die Zagreber Altstadt führte und dabei vom Leben und den meist aus dem Alltag dieser Stadt geschöpften Themen Krležas erzählte.

Ebenso bedeutend als Romancier und Novellist wie als Dramatiker und Versdichter, hat Krleža sich zugleich auch als Publizist einen Namen gemacht. Die von ihm seit den zwanziger Jahren herausgegebenen Zeitschriften („Die Flamme“, „Die literarische Republik“, „Das Siegel“, „Heute“) haben im Kampf der sozialistischen Bewegung gegen das offizielle Jugoslawien eine hervorragende Rolle gespielt. Sie wurden damals sämtlich verboten. Krležas Einfluß war dennoch schließlich so groß, daß während des Volksbefreiungskampfes gegen die Hitlerokkupation erwogen wurde, ihn zum Vizepräsidenten der im befreiten Gebiet gebildeten sozialistischen Regierung zu berufen. Heute ist Krleža Präsident der Kroatischen Akademie der Wissenschaften und Künste in Zagreb und leitender Mitarbeiter einer Reihe weiterer kultureller Institutionen. Außerdem schreibt er zur Zeit ein mehrbändiges Tagebuch über die Okkupationszeit. Es wird für das deutsche Publikum zweifellos interessant sein, die eigenwil-

ligen, tief und erbarmungslos in die psychologische Problematik der Klassengesellschaft und des Klassenkampfes hineinleuchtenden Werke dieses Schriftstellers kennenzulernen.

Ein Dichter von ähnlich hohem Rang ist Ivo Andrić, der während der Zagreber Buchmesse für sein bisheriges Lebenswerk von den Verbänden der jugoslawischen Schriftsteller und Verleger geehrt wurde. Politisch aus den Reihen der gegen die österreichische Fremdherrschaft kämpfenden revolutionären bosnischen Jugend herkommend, ist Ivo Andrić zwischen den beiden Weltkriegen viele Jahre als Diplomat tätig gewesen, zuletzt als Botschafter in Berlin. Während der Hitlerokkupation lebte er zurückgezogen im besetzten Belgrad und schrieb seine von patriotischem Geist erfüllten Hauptwerke, darunter vor allem die Romane „Die Brücke über die Drina“ und „Die Chronik von Travnik“. Nach der Befreiung Jugoslawiens gehörte er zu den ersten Schriftstellern der älteren Generation, die den neuen, sozialistischen Weg des Landes begrüßten. Sein schriftstellerischer Weg führte ihn von dem lyrisch-subjektiven Frühwerk „Ex Ponto“, Aufzeichnungen aus seiner Gefängnis- und Internierungszeit während des ersten Weltkrieges, zu den Höhen realistischer Novellistik, wie sie sich in letzter Zeit wieder in seiner vielbeachteten Novelle „Der verfluchte Hof“ dokumentiert hat. Ein Meister der subtilen Erzählkunst, behutsam und sorgfältig in der Behandlung der Sprache, die sich unter seiner Hand zu einem Gewebe von oft arabeskenhafter Zartheit fügt, läßt er seine Romane und Erzählungen immer wieder um die historischen Schicksale seiner bosnischen Heimat kreisen, dieses Landes, das jahrhundertlang unter türkischer und vierzig Jahre unter österreichischer Herrschaft standen und mit am bittersten seine nationale Unselbständigkeit und die fatale Grenzlage zwischen Orient und Okzident ausgekostet hat.

Schriftstellern dieses Ranges schließen sich zahlreiche jüngere an, die teilweise

mit avantgardistischem Elan neue, bisher unbeschrittene Wege der künstlerischen Gestaltung zu gehen versuchen. Eine größere Zahl junger Talente gruppiert sich um den Belgrader Verlag „Nolić“ („Neue Literatur“). Es handelt sich um die Gruppe der „Modernisten“, deren theoretisches Organ die Zeitschrift „Delo“ („Das Werk“) ist. Anknüpfend an Strömungen der modernen Psychologie, stellen die Theoretiker des jugoslawischen Modernismus Probleme wie das Unterbewußtsein, den Traum, die Symbolik in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen und leiten daraus auch ihre Forderung formalen Experimentierens ab. „Zwischen Traum und Wachen“ lautet der bezeichnende Titel eines Aufsatzes von Zoran Misić, dem wohl entschiedensten Vertreter des jugoslawischen Modernismus.

Es gibt zahlreiche skeptische Stimmen zu dieser heute in Jugoslawien viel diskutierten Richtung. So schrieb kürzlich der kroatische Kritiker Novak Simić in der Warschauer „Nowa Kultura“: „Die größtenteils aus ehemaligen Surrealisten bestehende Gruppe um die Zeitschrift ‚Delo‘ hat sich, wo es um Probleme des Ausdrucks und der Form geht, noch nicht von den surrealistischen Einflüssen gelöst.“ Und weiter: „Daß die unkonventionellen Mittel oft unverständlich, unklar sind und Bilderrätseln ähneln, daß sie weder den Menschen noch den Mythos des Menschen erklären, daß die Symbole in ihrer Abstraktheit manchmal alles Kommunikative verlieren – das alles stört den jungen Avantgardisten am allerwenigsten...“

Gegen den Modernismus wendet sich vor allem eine Gruppe von Schriftstellern um den Belgrader Verlag „Rad“ („Arbeit“) und die dort erscheinende Monatsschrift „Savremenik“ („Der Zeitgenosse“). Sie betonen die realistischen Traditionen und knüpfen dabei an die realistische Ästhetik von Diderot, Lessing, Belinskij, Tschernyschewskij, Lafargue, Plechanow, Mehring und Lukács an. Den Modernisten werfen sie ästhetischen Nihilismus vor und fordern, daß sich die Literatur ihrer ge-

sellschaftlich-erzieherischen Rolle bewußt sein müsse.

Im ganzen gesehen dürften aber die Auseinandersetzungen um Modernismus und Realismus, die sich vorwiegend in Belgrad abspielen, mehr theoretischen Charakter haben, und es würde kaum gelingen, die Werke der bedeutenden jugoslawischen Schriftsteller nach den gegebenen Gesichtspunkten als ausgesprochen „modernistisch“ beziehungsweise ausgesprochen „realistisch“ zu charakterisieren. Milan Bogdanović zum Beispiel, ein führender jugoslawischer Kritiker, bezeichnete den Roman „Die Frauen des Hadschi“ („Bihorci“) des sehr begabten Nachwuchsschriftstellers Camil Sijarić als realistisch im Inhalt und modernistisch in der Form.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auch in der jugoslawischen Literatur der Realismus, befruchtet durch die sozialistische Weltanschauung, eine große Zukunft hat, während die Bemühungen der Modernisten zum Teil geeignet sind, in methodischer Hinsicht (zum Beispiel in der Erzähltechnik, der Metaphorik usw.) eine gewisse Bereicherung zu bringen, sofern sie nicht in dem von Novak Simić bezeichneten Sinne ad absurdum führen.

Sehr interessant waren für uns die Gespräche mit Oskar Davičo, einem führenden „Modernisten“. Davičo ist seit 25 Jahren Kommunist, hat mehrere Jahre in einem Gefängnis der Faschisten zugebracht (wo unter anderem eines seiner Manuskripte vor seinen Augen verbrannt wurde) und war im Kriege Partisan. Er hat über den antifaschistischen Widerstandskampf im besetzten Belgrad den vielbeachteten Roman „Die Libelle“ („Pesma“) geschrieben, der zwar die surrealistische Herkunft des Autors erkennen läßt und auch in der Komposition nicht ohne Probleme ist, aber vielleicht zu den packendsten realistischen Werken gehört, die über den jugoslawischen Befreiungskampf geschrieben wurden. Mitten im politischen Leben stehend, nehmen Autoren wie Davičo leidenschaftlich Anteil am sozialistischen Aufbau in

ihrem Lande. Der Geist seines Schaffens mag aus zwei Versen deutlich werden, die er über den Befreiungskrieg geschrieben hat:

*Auf Feldern flammt, im Hafen raucht
des Aufstands Brand,
Schwarz ist die Nacht vor Leid,
vor immer bitterern Schmerzen,
Und zu Rebellen wird mein ganzes Land,
Kämpft, um zu lieben, stürmt vor,
um zu Herzen.*

*Mit ihm pulsier auch ich – versink im
Blute beiß,
Und vor den letzten Schatten breche ich
die grimmen Bande
Der Kette, die gefesselt meinem Lande
Die Hände, die von Arbeit leuchten
und von Schweiß.*

(Aus dem Serbokroatischen übertragen
von Ina Jun-Broda)

Davičo zeigte ebenso wie die meisten Schriftsteller, mit denen wir in Berührung kamen, lebhaftes Interesse und Sympathie für unseren Kampf um ein neues, sozialistisches Deutschland. Er erzählte von Erlebnissen, die er und seine Frau auf einer Reise durch Westdeutschland hatten und die ihm gezeigt haben, daß der Faschismus nicht tot ist. Mit Bewegung sprach er von dem tiefen, erschütternden Eindruck, den der Thälmann-Film auf ihn gemacht hat.

Für die progressive deutsche Literatur zeigt man in Jugoslawien starkes Interesse. An mehreren Theatern werden zur Zeit Stücke von Brecht aufgeführt, und der Verlag „Nolit“ plant die Herausgabe von Gesammelten Werken Brechts, wozu offensichtlich der aus früherer antifaschistischer Arbeit mit unseren deutschen Schriftstellern verbundene hervorragende jugoslawische Kritiker Oto Bihalji Merin die Anregung gegeben hat. Auch Anna Seghers, Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger, Ludwig Renn und andere finden starke Beachtung. Gustav Krklec, ein bekannter Schriftsteller in Zagreb, der schon zahlreiche Werke der neuen deutschen Lite-

ratur ins Serbokroatische übertragen hat (er zeigte uns das eben fertiggestellte Manuskript des „Kaukasischen Kreidekreises“), arbeitet zur Zeit an einer Sammlung von Gedichten Johannes R. Bechers. So stehen den Bemühungen unserer Verlage, die besten Werke der jugoslawischen Literatur (Miroslav Krleža, Ivo Andrić,

Oskar Davičo, Dobrica Ćosić, Mirko Božić usw.) herauszugeben, ähnliche Bemühungen der jugoslawischen Verleger gegenüber.

Man darf hoffen und erwarten, daß die kulturellen Beziehungen zwischen unseren Ländern sich in Zukunft noch weiter vertiefen werden.

Lenka Reiner

Erinnerungen an Louis Fürnberg

Im gleichen Jahr, da Egon Erwin Kisch in Australien vom Schiffsdeck kopfüber an Land sprang, verließ ich die elterliche Wohnung und zog in einer Mansardenstube in der Melantrichgasse ein. Von meinem Fenster aus konnte ich einen Zipfel des Bärenhauses sehen, in dem die Familie Kisch wohnte.

Damals erfuhr mein Leben eine grundlegende Veränderung. Ich wurde aus einer – mir längst verhaßten – Stellung entlassen, und als ich mich nach einer neuen Arbeit umsah, bot sich mir die Möglichkeit, an der von F. C. Weiskopf geleiteten Arbeiter-Illustrierten mitzuwirken. Jetzt erst schien das Leben vollauf zu beginnen. Die Zeiten wurden wohl immer schwerer, aber es gab keinen Kampf, den wir nicht hätten kämpfen wollen. Wir – ein paar junge Menschen, die das Glück hatten, vom Strudel des Zeitgeschehens mitgerissen und vorwärtsgetrieben zu werden. Welche von den jungen Trieben grünen und aufblühen sollten – man konnte es damals bloß ahnen. Zu viele unbekannte Klippen und Prüfungen lagen noch auf unserem Weg. Doch allmählich reiften wir zu der Generation heran, die nunmehr nicht nur aufnehmen, sondern selbst schon geben sollte.

Wo ich Louis Fürnberg zuerst begegnet bin, weiß ich nicht mehr. Sein Name, seine Lieder und Kampfgedichte waren mir längst bekannt. Sagte einer von uns „Karlsbad“, so meinte er damit auch Fürn-

berg, und stellte man Programme für deutschsprachige antifaschistische Veranstaltungen zusammen, so mußte einfach etwas von „Nuntius“ dabei sein.

Louis war damals ein erschreckend magerer junger Mensch mit fiebrig glänzenden Augen, hektisch roten Flecken auf dem schmalen Gesicht, nervös fliegenden Händen und einer nicht zu beschwichtigenden inneren Unruhe. Wir saßen stunden- und tagelang in dem winzigen „Café Perla“ in dem engen Perlgäßchen in Prag, tranken nachmittags einen „kleinen Schwarzen“ und aßen abends einen Teller Gulaschsuppe, rauchten die billigen Vlasta-Zigaretten, und Louis dichtete, phantasierte, hustete, hatte manchmal Verzweiflungsanfälle, wenn er – schon damals – befürchtete, sein Leben werde zu kurz sein, und war dann wieder fröhlich und glücklich und jung.

Er hatte wenig, sehr wenig Geld und viele große Pläne. Seine Truppe, das „Echo von links“, mit der er in Moskau und Leningrad gewesen war, sollte wieder auferstehen, er suchte neue Menschen, wollte einen Roman schreiben und sein Theaterstück, musizieren und dichten. Wochenlang wohnte er zu jener Zeit in der „Pension Axa“, in einem Zimmer, das nur mit einem Diwan möbliert war – ohne Schrank, ohne Tisch, ohne Stuhl. Aber wie konnte er sogar in diesen kahlen vier Wänden träumen! Er sprach und sang uns seine Verse vor und faßte dann

plötzlich mit seiner heißen Hand nach der unseren. „Kommt schnell“, sagte er, „ich brauche ein Klavier.“ Und wir rannten alle in das „Café Continental“ auf dem Graben, wo uns fast immer eine kleine Hinterstube mit einem alten Klavier zur Verfügung stand. Ohne seinen dunkelblauen, an den Ärmeln leicht zerfransten Wintermantel abzulegen, mit dem Hut auf dem Kopf, stürzte Louis zu dem verstimmt Instrument, und sang und spielte. Was scherte ihn seine kranke Lunge, was die Leere in seiner Tasche. Wir saßen und stranden um ihn herum, dann warfen wir unsere Mäntel ab, sangen mit, probierten und probten – und so entstanden die Kantaten und Gedichtfolgen von Nuntius-Fürnberg, die den deutschsprachigen Arbeitern und Arbeitslosen in Böhmen in vielen schweren Stunden beistanden und

ihnen später manche Prüfung bestehen halfen.

Wir liebten Louis Fürnberg damals so, wie es nur junge Menschen können. Wir bangten um seine Gesundheit, wir bewunderten ihn, und tat er einen unbedachten Schritt oder mißlang ihm ein Vers, so kränkte es uns, und wir waren glücklich, daß er, der Dichter, einer von uns war, einer von den Jungen – ein Wanderer in den Morgen. Und nun...

Der Platz neben uns ist leer. Louis Fürnberg ist von uns gegangen. Doch er läßt viel zurück: Seine Verse und die Erinnerung an ein voll genütztes, schönes Menschenleben. Und uns in Prag und in Karlsbad noch dazu die warme, lebendige Erinnerung an die stürmischsten Jahre seines Lebens, an die Jahre der entscheidenden ersten Schritte.

Gerhard Rentzsch

Theater für Blinde ?

Betrachtungen über das Hörspiel

Dem Hörspiel sind weder Festivals gewidmet noch Kongresse. Wenn hierzulande Dichter tagen, liefert es keinen Anlaß zu Disputen. Wenn irgendwo Preise zu vergeben sind, steht das Hörspiel wie ein durchgefallener Kandidat in der Ecke.

Hier soll keine Klagemauer errichtet werden, an der sich die Freunde und Mitarbeiter des Hörspiels ausweinen können. Auch sie haben schuld, wenn sich die literarische Öffentlichkeit noch kaum mit der bedeutendsten gestalteten Wortsendung beschäftigt, die der Rundfunk ausstrahlt. Es ist ihnen noch nicht gelungen – durch theoretische Arbeit nicht und nicht überzeugend durch die Praxis des Sendebetriebs –, das wohl zäheste Signalement zu entfernen, das dem Hörspiel anhaftet wie ein Geburtsfehler: „Theater für Blinde“. Die Tatsache, daß vor rund fünfundzwanzig Jahren eine neue, eigenständige, nicht gleichwertig austauschbare Kunstform ent-

standen ist, scheint allgemein noch entdeckbar zu sein.

Dessen ungeachtet wird der Artikel „Hörspiel“ rastlos fabriziert und angeboten – pro Woche und Sender einmal. Pro Woche eine Stunde lang Spiel, hergestellt aus den Rohstoffen Wort, Ton und Geräusch, stets mit dem Mindestanspruch versehen, hörenswert zu sein, aber auch künstlerisch genußreich, erhebend, bewußtseinsbildend. An dem Widerhall gemessen, den nun dieser allwöchentliche Vorgang bei den anerkannten Sachwaltern der Kunst findet, muß es sehr zweifelhaft anmuten, ob sich die Investition dieser Kräfte überhaupt lohnt.

Aber da sind die Hörer, in ihren differenzierten Verlautbarungen durch Tests erfaßbar, welche besagen: Das Hörspiel zählt zu den beliebtesten Sendungen des Rundfunks. Es wird von Hunderttausenden gehört. (Ein Stück wie „Genesung“

von Karl-Georg Egel und Paul Wiens dürfte – vorsichtig geschätzt – von mindestens einer Million Menschen empfangen worden sein.) Das Hörspiel bedarf demnach nicht der Sauerstoffmaske, um am Leben zu bleiben.

Die tieferen Ursachen, weshalb das Hörspiel noch als deklariert gilt und seine Ästhetik als Ertrag von Taschendiebstählen bei den honetten Künsten abgefertigt wird, erweisen sich als Folge von fehlerhaften Verallgemeinerungen. Gewiß hat das Hörspiel gegenüber Film und Theater verschiedene Nachteile. Es ist Erzeugnis für Massen, abnehmbar aber nur für einzelne. Es kann seine augenblickliche Wirkung auf den einzelnen prüfbar machen, aber nicht seine Massenwirkung. Es ist flüchtig. Es kann keine Einstimmung des Hörers voraussetzen. Es bedarf der störungsfreien Umgebung des Empfängers. Aber mit den meisten dieser Gegebenheiten muß auch ein Romanautor rechnen; es sind Umstände bei der Konsumtion eines Kunstwerkes, die seinen Wert oder Unwert unmittelbar nicht bestimmen.

Dagegen liefert die Geschichte des Hörspiels, die noch nicht eine Generation alt ist, berechtigtere Gründe für Skepsis oder Ablehnung. Das Hörspiel war einmal ein Spielzeug für Krachmacher. Es schien sich zu erschöpfen in der Feststellung, wie voll die Welt von Geräuschen ist. Die verhängnisvollste Entwicklung jedoch bahnte sich an, als Theaterstücke für den Funk eingerichtet wurden, noch ehe das sogenannte „Originalhörspiel“ bekannt war. Daß theatralische, also vorwiegend optische Mittel ersetzt werden mußten durch akustische, daß überhaupt die herkömmlichen Formen und Gesetze der Dramatik automatisch als für den Funk verbindlich betrachtet wurden, hatte zur Folge, daß selbst heute noch unter Funkleuten die These verfochten wird, das beste Hörspiel sei dasjenige, welches die eindrucksvollste akustische Wiedergabe einer bestimmten äußeren Situation bietet. Ein Grundirrtum! Hörspielenerfolge, erzielt

nach dieser Methode, haben den Irrtum gefestigt und die Flut billiger Reißer und Reportagestücke legitimiert. Der künstlerisch befähigte Autor, der die neuen Möglichkeiten ahnte, die der Funk seinem Ausdrucksverlangen entgegenbrachte, hatte es in dieser Gesellschaft schwer, den Glauben an die Sache nicht schon nach dem ersten Versuch zu verlieren.

Aber ihm, dem Dichter, ist es zu danken, daß durch sein Werk die Grundlagen geschaffen wurden zur Überwindung des „Unsichtbaren Theaters“, zur Emanzipation von der Sichtbarkeit, die allein das Hörspiel zum vollwertigen Kunstwerk macht. Das erfordert eine neue literarische Qualität. Ihre Merkmale: geistiger Stimmungsgehalt anstelle äußerer Situationshaltigkeit, spontane Sprache, Berücksichtigung der Doppelnatur des gesprochenen Wortes, das zugleich „ist“ und „bedeutet“. Das erforderte eine neue dramaturgische Behandlung der Fabel: weg vom Theaterarrangement, Akt- und Szenenbau; kurze Szenen, Blendenverbindung, großzügige Behandlung von Zeit und Raum. Hörerlebnis ist Innenerlebnis, die Radiostimme ist anonym, und dies forderte schließlich die Suche nach Stoffen heraus, in denen sich Wirklichkeit und künstlerische Wahrheit als rein akustische Erlebnisse verlaublichbar. Hier nun erweist sich das Hörspiel als einzigartiges Mittel, die Welt der „imaginären Stimmen“, Ausdruck von Kräften in uns oder außerhalb von uns, als unmittelbar wirksame und erlebbare Phänomene zu erschließen. Traum, Gedanke, Wunsch, Unterbewußtsein, Phantasieerlebnis, die „zwei Seelen in der Brust“, oder: die Stimme der Toten und Ungeborenen, der unbelebten Natur, des stummen Geschöpfes, der Naturgewalten – all dies wurde im Hörspiel erstmalig zur sinnlich wahrnehmbaren Realität. Meister des Hörspiels, wie der Schweizer Friedrich Dürrenmatt oder Günther Eich, beweisen, über welche Mittel das Hörspiel gebietet, ironische Doppeldeutigkeit und Hintergründigkeit eines Geschehens souverän zum Ausdruck zu bringen. Ein

Stück wie „Herhören – hier spricht Hackenberger!“ von W. K. Schweickert brachte ein kleines Wunder: Der so gut wie bedirdigte Monolog feierte im Hörspiel seine Auferstehung. Das vorwiegend monologisch gebaute Spiel dauerte vierzig Minuten und hatte einen geradezu sensationellen Erfolg.

Schade, daß diese verlockenden, reiz-

vollen und einzigartigen Möglichkeiten des Hörspiels noch zu wenig genutzt werden! Schade, daß viele junge Dramatiker noch nicht wissen, daß man auch im Hörspiel die Löwenpranke zeigen kann. Der solid gepflasterte Weg zum Theater führt auch am Hörspiel vorbei. Hier kann man lernen, geistvoll, zuchtvoll, sprachlich prägnant und atmosphärisch dicht zu arbeiten.

Walter Grupe

Der zensierte Heine

„Wenn Sie ‚Deutschland, ein Wintermärchen‘ an einem trüben Novembernachmittage vornehmen, so garantiere ich trotz der Herbstnebel für den hellsten Sonnenschein in Ihrem Innern. Ich wenigstens bin, obgleich ich selbst in dem Opusculo einige Hiebe abkriege, beim Lesen fast unter den Tisch gefallen vor Lachen.“ Mit diesen Worten empfiehlt Freiligrath seinem Freund Heuberger Heines im September 1844 erschienenen Band „Neue Gedichte“, der mit dem „Wintermärchen“ abschloß.

Man versteht die Begeisterung Freiligraths, der ja inzwischen zu denen gehörte, die „mit Stirn und Brust“ der Reaktion sich entgegenstimmten. So war es für ihn ein leichtes, die kleinen Hiebe, die ihm galten, als harmlos zu empfinden.

Anders freilich reagierten die Adressaten der großen Hiebe, etwa der König von Preußen und seine Regierung. Im Deutschen Zentralarchiv in Merseburg werden Akten aufbewahrt, die Auskunft geben über die Wirkung fast aller Schriften Heines in hohen und höchsten Kreisen – bis zum Jahre 1848.* Heute soll uns das vom „Ministerium des Innern und der Polizei“ angelegte Dossier interessieren, das die Zeit vom 14. Januar 1831 bis zum 3. Februar 1848 betrifft.

* Vor einigen Monaten (NDL Heft 9/1956) kommentierten wir das Behördenecho, das die „Nachträge zu Heines Reisebildern“ auslösten.

Da „Deutschland – ein Wintermärchen“ zuerst nicht für sich allein erschien, sondern in Verbindung mit Zeitgedichten und anderer Lyrik, finden wir die ersten Stellungnahmen dazu in Schriftstücken, die sich mit den „Neuen Gedichten“ befassen. Das Gutachten eines gewissen Seebode, datiert vom 3. Oktober 1844, rät zur Beschlagnahme des Werkes. Seebode begründet seinen Vorschlag damit, daß die Sammlung von Seite 227 an (also von den Zeitgedichten bis zum „Wintermärchen“ einschließlich) „fast durchgehends in Verse gebrachte gemeingefährliche Schandreden über den Charakter des deutschen Volks, die politisch-sozialen Institute Deutschlands und ins Besondere die brutalsten Ausfälle auf die geheiligte Person des diesseitigen Staats-Oberhaupts enthält“. Er bezeichnet im einzelnen die Seiten, die am meisten seinen Unwillen erregt haben. Die Randbemerkungen seines Vorgesetzten Sulzer (Vortragender Rat im Ministerium des Innern), der noch weitere Seitenzahlen notiert, verraten deutlich eine noch größere Empörung, die ihren Höhepunkt jedoch erst bei den damals maßgebenden Ministern, dem Innenminister Graf Adolf Heinrich von Arnim und dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten von Bülow erreicht. Der Minister des Innern zögert keinen Augenblick, die provisorische Beschlagnahme aller greifbaren Exemplare der genannten Schrift im Lande Preußen zu verfügen. Gleichzeitig verständigt er

den Minister für auswärtige Angelegenheiten von seinen Anordnungen und nennt das Heinesche Werk wegen der „Verunglimpfungen S. Majestät des Königs verbrecherisch“ und wegen „ruchloser Anfälle auf das Christentum und der revolutionären Tendenz“ „gemeingefährlich“. Er rechnet damit, daß von Bülow bereits durch den preußischen Gesandten in Hamburg auf das am gleichen Ort bei Hoffmann und Campe erschienene Werk aufmerksam gemacht worden sei, was auch zutraf; denn unterm 5. Oktober 1844 eröffnete von Bülow seinem Kollegen von Arnim: er habe die Absicht, „sofort eine geeignete Circular-Verfügung an unsere bei den deutschen Regierungen accreditirten diplomatischen Agenten“ zu erlassen, die aber nicht eher abgeschickt werden soll, als bis das Verbot in Preußen rechtskräftig wäre.

Als es dann soweit ist und die verschiedenen deutschen Regierungen „Bescheid wissen“, erlebt von Bülow die unangenehme Überraschung, daß man die Angelegenheit nicht überall wichtig nimmt. Der hannoversche Ernst August zum Beispiel, wiewohl von Heine mit einem abschätzigen Vers bedacht, hatte das „Pamphlet nicht von der Bedeutung gefunden“, seine Unterdrückung zu fordern (14. Oktober 1844). Fast ist man geneigt, die Großzügigkeit des Königs aus einer gewissen Schadenfreude darüber zu erklären, daß sein preußischer Kollege soviel mehr Bosheiten einstecken mußte. Die Enttäuschung auf preußischer Seite spiegelt sich deutlich in dem Satz des Grafen von Arnim wider: „Es ist zu beklagen, daß man in Hannover die Unterdrückung jener Schrift abgelehnt, und dadurch den Bundespreßgesetzen die ihnen gebührende Berücksichtigung versagt hat“ (29. Oktober 1844).

Noch gleichgültiger gegenüber Preußens begreiflicher Unruhe zeigte sich Hamburg, wo kurz nach der Veröffentlichung der „Neuen Gedichte“ das „Wintermärchen“ noch einmal für sich gesondert erschien. Heine hielt sich bekanntlich selbst in Hamburg auf, um diesen Neudruck zu überwachen. Das „Wintermärchen“ hatte

sich dabei vom Hamburger Zensor einige Abstriche gefallen lassen müssen, doch waren noch genug Spitzen darin geblieben, die weitere Schritte Preußens notwendig machten, „damit diese neueste Schrift von Heine in Deutschland nicht verbreitet werde“ (22. Oktober 1844). Graf von Arnim erachtete eine „Rektifikation der Hamburger Censurbehörde“ für gerechtfertigt. Hamburg ließ sich jedoch nicht gleich ins Bockshorn jagen und verteidigte seinen Standpunkt sehr geschickt (21. Oktober 1844). Nun sah sich der preußische Gesandte in Hamburg genötigt, einen etwas schärferen Ton anzuschlagen. In einer zweiten Note zählt er alle anstößigen Stellen auf und kritisiert den Hamburger Zensor, der sich nicht an die Bestimmung des § 4 des Bundes-Beschlusses vom 20. September 1819 gehalten habe. Der Zensor, der die Druckerlaubnis erteilte, müsse zu-rechtgewiesen werden.

Wir erfahren aus diesem sehr umfangreichen Dokument, welche Stellen als die gefährlichsten galten. Eine davon wird sogar zitiert – nämlich der 10. Vers des 11. Kapitels, der besagt, was aus Deutschland geworden wäre, wenn die Römer in der Schlacht im Teutoburger Wald gesiegt hätten: „Wir hätten Einen Nero jetzt, / Statt Landesväter drei Dutzend.“ Die Unbeirrbarkeit der preußischen Haltung bewirkte, daß sich der Senat in Hamburg von der „Unvereinbarkeit“ der angeführten Stellen „mit den bundesgesetzlichen Bestimmungen“ überzeugte und dem Zensor Dr. Hoffmann „unter Androhung einer unnachsichtlich zu verhängenden Geldstrafe für die Zukunft größere Aufmerksamkeit und Strenge zur Pflicht“ erhob (9. Dezember 1844).

Übrigens hat ja der Hamburger Zensor, der hier so scharf getadelt wird, für seine verhältnismäßige Großzügigkeit von Heine die gebührende Anerkennung gefunden. So heißt es im Caput XXV des „Wintermärchens“: „Auch die Zensur ist nicht mehr streng, Hoffmann wird älter und milder. / Und streicht nicht mehr im Jugendzorn Dir Deine Reisebilder.“

Am 28. März 1845 entschied das Königliche Obergerichtsgericht, daß der Vertrieb der „Neuen Gedichte“ in Preußen untersagt und die Vernichtung aller beschlagnahmten Exemplare anzuordnen sei.

Damit war jedoch nur über dasjenige „Wintermärchen“ der Stab gebrochen, das sich im Rahmen der „Neuen Gedichte“ befand. Und da gibt es nun einen Oberpräsidenten, der nicht weiß, ob das „Wintermärchen“ als Sonderdruck ebenso zu behandeln wäre wie die „Neuen Gedichte“. Dieser peinlich genaue Bürokrat ist der Oberpräsident der Provinz Schlesien, Herr von Wedell, der also in Berlin anfragt, was er mit den in Breslau provisorisch beschlagnahmten zwölf Exemplaren anfangen soll. Er glaube mit der Vernichtung warten zu müssen, bis das Obergericht eine ergänzende Anweisung schicke. Der Minister des Innern schließt sich seiner Meinung an. Zu einer Klärung kommt es indessen nie, und so sucht noch im Februar 1848 der Potsdamer Oberpräsident um eine verbindliche Information über die Rechtslage in dieser Sache nach. Vierzehn Tage vor dem Ausbruch der Revolution erreicht ihn der Bescheid, er möge ein beschlagnahmtes Exemplar an den Staatsanwalt senden und ein Urteil beantragen. Der Gang der Ereignisse überholt den Fall. Die Akten werden geschlossen. Die Zensur ist aufgehoben.

Wir lasen oben, wie enthusiastisch Freiligrath Heines berühmtes Werk begrüßte. Deshalb sei abschließend eine Stelle aus unserer Dokumentation zitiert, in der Heines und Freiligraths Namen vereint erscheinen. Sie findet sich in einer Anweisung des Ministers des Innern vom 10. November 1844 an alle Oberpräsidenten, die 2. Ausgabe der „Neuen Gedichte“ beschlagnahmen zu lassen und bei der Gelegenheit den Händlern einzuschärfen, daß „diese Schrift ebensowohl wie die von Freiligrath unter dem Titel ‚Ein Glaubensbekenntnis‘ herausgegebene . . . verbrecherischen Inhalts ist und daß die Verbreitung dieser Schriften als kriminell strafbar erscheint.“

„Freiheit“ der Kunst

Anfang dieses Jahres fand in New York eine Tagung der „Author's League of America“ statt; Thema war „Die Stellung des Schriftstellers in den USA“. Die Teilnehmer der Tagung erklärten in einer Resolution, daß in ihrem Land eine zwangsläufige Tendenz zur Zensur zu bemerken sei und verwahrten sich energisch gegen die Beschneidung der künstlerischen Freiheit.

Auf dieser Tagung sprach auch der kürzlich wegen Mißachtung des Kongresses verurteilte Dramatiker Arthur Miller. Seine Rede, die in der Zeitschrift „The National Guardian“ erschien, ist auch heute noch aktuell. Miller sagte:

„Mister Sulzberger hat dagegen protestiert, daß das Außenministerium amerikanischen Journalisten, die sich in die Volksrepublik China begeben wollten, wohin sie eingeladen wurden, die Ausreisegenehmigung verweigerte und mit Repressalien drohte, wenn man dieser Anweisung nicht Folge leisten würde. Mister Sulzberger schreibt hierzu: ‚Angesichts dieser Maßnahmen kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Regierung die Freiheit der Presse einschränken möchte . . .‘ Mister Foster Dulles hat beiläufig darauf geantwortet, daß auch, wenn die Jungen unter die Waffen gerufen werden, sie mehr oder weniger ein Instrument der Außenpolitik sind . . .‘ Ich glaube, daß diese Erklärung des Mister Dulles . . . in Amerika etwas Neues ist . . . Ich glaube nicht zu irren, daß wir hiermit vollständig im Bereich dessen sind, was mit ‚totaler Diplomatie‘ bezeichnet wird . . . Nach meinen eigenen Erfahrungen kann man sagen, daß auch Theaterstücke und die Stückschreiber heutzutage unter die Kompetenz der hohen Politik fallen . . . Das Außenministerium hat der Verbreitung und der Kenntnis von Büchern, von Musik, von amerikanischen Musikern und Malern Hindernisse in den Weg gestellt. Es ist keine Neuigkeit, daß amerikanische Wissenschaftler sich heute vor der Un-

möglichkeit sehen, an internationalen wissenschaftlichen Kongressen teilzunehmen, während zugleich vielen ausländischen Wissenschaftlern die Einreise in unser Land verweigert wird... Ich frage mich, ob es nicht an der Zeit ist, daß die Schriftsteller... offen der Regierung sagen, daß zwischen Geschäftsleuten und Soldaten auf der einen Seite und Schriftstellern und Künstlern auf der anderen Seite ein Unterschied besteht... Die Regierung bewegt sich auf einem syllogistischen Pfad, der sehr falsch ist. Alle Mäuse haben vier Beine. Alle Löwen haben vier Beine. Folglich ist eine Maus ein Löwe... Das Ziel des geschriebenen Wortes besteht nicht darin, diese hohe Politik zu kennzeichnen, sondern in der Darstellung der Wahrheit, jener Wahrheit, deren Fehlen uns sicher dem Untergang entgegenführt... Ich sage diese Dinge, weil ich sie auf meine Kosten gelernt habe und weil ich wünsche, daß niemand von ihnen sie auf diese gleiche Weise kennenlernt."

Helden einer Königin

Englands Königin Elisabeth II. hat kürzlich drei Personen zum Knight-bachelor, zum Ritter ernannt: zwei hohe Offiziere der englischen Armee, die beim Überfall auf Ägypten im vergangenen Jahr Truppen befehligt haben, und den Herausgeber der Boulevard-Wochenzeitung „News of the World“, die es dank detailliertester Berichte über Ehescheidungsprozesse, Sexualverbrechen und Prostitutionsaffären zu einer Auflage von acht Millionen Exemplaren gebracht hat.

Die freie Welt ist um drei „Prominente“ reicher – um drei Ritter von der traurigen Gestalt.

Sehnsucht nach Goebbels

Die in München erscheinende „Deutsche Soldaten-Zeitung“ veröffentlichte kürzlich eine heftige Attacke gegen den Norddeutschen Rundfunk; im besten Stil gelehriger Schüler des jüngst verstorbenen McCarthy wurden Mitarbeiter der Ham-

burger Rundfunkstation als „kommunistisch“ abgestempelt, obwohl dazu nicht der mindeste Grund vorlag. Der wirkliche Zweck geht aus folgenden Sätzen der „Deutschen Soldaten-Zeitung“ hervor: „Die überaus große Anziehungskraft des nationalsozialistischen Funkbetriebes... lag... in der hervorragenden, von niemandem in der Welt übertroffenen Funkqualität bestimmter Männer, wie etwa Joseph Goebbels, und in der zeitgemäßen Formung des Programms.“

Häuptling „Schwarzer Fuchs“ aus Bonn

Einen „guten“ Krieg haben jetzt einige Münchner Buchhändler erklärt – nämlich Krieg den unseligen Schund- und Schmutz-Druckerzeugnissen, die den westdeutschen Gerichten seit Jahr und Tag zu schaffen machen, indem sie oft genug eine Anleitung zu Diebstahl, Mord und Notzucht waren: Schulkinder, die im Besitz solcher „Heftln“ sind, können diese gegen wertvolle Jugend- und Abenteuerliteratur eintauschen. Der Erfolg der Aktion soll beträchtlich sein.

Wir wissen nicht, ob sich unter den diversen Killern, Rächern und Verschwörern ein „Schwarzer Fuchs auf großer Fahrt“ angefundnen hat. Möglich wäre es immerhin; denn besagtes Elaborat unterscheidet sich in nichts von den 3-Groschen-Traktätchen – nur, daß es nicht einmal drei Groschen, sondern gar nichts kostet und mit obrigkeitlichem Segen in den Schulen der Bundesrepublik verteilt wird.

Aus dem Inhalt: Der „Schwarze Fuchs“, Häuptling einer Jungenbande mit philantropischen Neigungen, reist zur Tante nach Leipzig. Im Zug erläutert ihm ein Herr mit Hornbrille, die Bezeichnung „Ostzone“ sei irreführend, weil das eigentliche deutsche Ostgebiet vorläufig von den Polen verwaltet werde und deshalb der von einer durch die Sowjets eingesetzten bolschewistischen Regierung geleitete mittlere Teil Deutschlands rechtens „Sowjetzone“ heißen müsse. An der Grenze

nimmt ein Volkspolizist dem „Schwarzen Fuchs“ die „schönen Hefte“ für Vetter Fips ab und natürlich auch die Dose Ananas für Tante Berta. In Leipzig angelangt („Sei vernünftig, Junge, und halt den Mund. Du bist jetzt nicht mehr in der Bundesrepublik!“), stellt er zunächst fest, daß die HO Wucher treibt und „Zeit im Bild“ hier die einzige Illustrierte zu sein scheint. Und: „Wo sind die Kolonnen von Autos, von Motor- und Fahrrädern?“ Tante Berta entschuldigt sich für den fehlenden Festbraten, „aber auf die Fleischmarken gab's wieder mal Fisch“. Dafür würzen den Fisch altkluge Gespräche über die politische Verseuchung der Jugend lüben und die absolute Freiheit drüben. Abends kommt Onkel Alfred, der, wie jedermann in der Sowjetzone, unter Polizeiaufsicht arbeitet. Von ihm erfährt Max, daß ein Aktivist „unter besonders günstigen Umständen“ viel mehr leiste als die anderen. „Dafür bekommt er eine hohe Belohnung und wird Funktionär. Dann braucht er gar nicht mehr zu arbeiten.“ Mit Vetter Otto diskutiert „Schwarzer Fuchs“ über die Volksarmee. Eine Zeichnung veranschaulicht die militärischen Ost-West-Proportionen: im Vordergrund vier schwer bewaffnete, modern ausgerüstete Wölfe. Dann zwei schüchterne Lämmer mit Papiermützchen und altmodischen Schwertern, die sie ungeschickt gegürtet tragen. Dahinter eine weiße Fahne schwingend, zwei Hasen, ängstlich an den Boden geduckt. Die Wölfe repräsentieren selbstverständlich die Sowjetzone.

In diesem Stil geht das weiter, sechzehn Seiten lang, und es gipfelt, nach der obligaten Einladung Fipsens in die Bundesrepublik, in der Frage: „Sollen wir euch mehr von Fips und Max erzählen? – Dann schreibt mal eine Postkarte an den Herausgeber: Freiheit – Aktion der Jugend, Bonn, Postfach 603.“

Dergleichen ist keineswegs neu. So brachte erst kürzlich der „Rheinische Merkur“ einen „Expeditionsbericht aus der Sowjetzone“. Geschrieben hatte ihn eine Dame von der christlichen Radfahrt, die,

bestückt mit einem Radioapparat und einer englischen Bibel, gen Osten aufgebrochen war, den dort hausenden Stiefkindern der Zivilisation zu stehen, was Kultur sei. Den beiden Volkspolizisten, die sich ihrer nach erfolgtem illegalem Grenzübertritt annehmen, wünscht sie „einen wunderschönen guten Abend“, womit ihr Typ als der einer spätjüngerlichen, aber noch lebfrisch-neckischen Pfarrhelferin, die „jeder Situation gewachsen“ ist, feststehen dürfte. Ihr Stil schwankt zwischen der Bordkladde eines mittelalterlichen Entdeckungsreisenden unter Wilden und dem Tagebuch eines an der Hedwig Courths-Mahler oder der Marlitt geschulten Backfischs. Inhalt wie üblich: „Man zeigte“ der Wissensdurstigen etwa ein unverkäufliches Auto, gewissermaßen das einzige in der DDR vorhandene. Fernsehgeräte traf sie nirgends an. Ebensovienig Arbeitslosenunterstützungen, wobei die Behörden sich hinter der Tatsache verschanzten, daß, wer arbeiten wolle ja auch arbeiten könne. Die Gute kritisiert also das mangelnde Verständnis des Staats für die Faulenzer...

Dieser Artikel und die Schrift vom „Schwarzen Fuchs“ weisen außer der Marotte, wirtschaftliche Sicherheit an der Menge und dem Alter von Automobilen abzulesen, eine gedehnte Reihe klischeehafter Gemeinsamkeiten auf, so daß grundsätzlich nur eins auffällt: „Schwarzer Fuchs auf großer Fahrt“ ist speziell Kindern zugesandt. Die ganze Aufmachung des Hefts, der infantile Stil, die primitiven Bilder, die Spekulation auf ein leicht erregbares Haßgefühl, auf die Lust am „Exotischen“ – alles auf das gläubige Kindergemüt zugeschnitten. Und das von Leuten, die nicht müde werden, von der politisch keimfreien, neutralen Atmosphäre zu schwärzen, in der die Bundesrepublik ihre Kinder zu friedliebenden, unvoreingenommenen und weltoffenen Staatsbürgern erzieht. Die Weltoffenheit dieser Erziehung zielt auf Kreuzzugsstimmung. Was anders bezweckt eine Zeichnung, darstellend den Eingang einer Oberschule, die

der Schüler laut Merktafel „Nur in Uniform“ betreten darf? Was anders bezwecken die ungezählten Lügen und Verleumdungen, die zum Teil so dumm sind, daß man sie Erwachsenen schlechterdings nicht anbieten konnte? Sie sollen eine Generation darauf vorbereiten, ohne kleinliche Rücksicht auf die völkerrechtlich-legitime Existenz der Deutschen Demokratischen Republik als souveräner Staat, dermaleinst die „Sowjetzone“, diese Reservation bettelarmer, unmündiger und schwachsinniger „Volksdeutscher“ „heim ins Reich“ zu führen. Aber diese Generation wird sich nicht hineinlegen lassen und womöglich

das „Heftl“ zur Papiermühle tragen, weil es sich doch in nichts unterscheidet von dem literarischen Geröll, das den Gerichten seit Jahr und Tag zu schaffen macht.
C. H.

Die NDL-Anekdote

Kurt Goetz verhandelte wegen eines Gastspiels mit einem Theaterdirektor, der ihm nur die Hälfte der geforderten Gage von 3000 Mark zubilligen wollte, schließlich aber despeschierte: „Abschließe bei 2000.“ Der Dichter telegraphierte zurück: „2500, Goetz, sonst von Berlichingen.“

O diese Sprache!

Fälle

Im Text eines Anschlags am Schwarzen Brett der Greifswalder Studenten-Mensa war kürzlich zu lesen:

„Nach reiflicher Analyse hat deshalb der Senat ... beschlossen, die Funktion des Seminargruppenssekretärs in Wegfall kommen zu lassen.“

Muß der Autor dieses Abfalls nicht befürchten, daß im Wennfall des Zufalls einer Prüfung in Deutsch für ihn ein glatter Durchfall in Anfall kommen könnte?

akl

Aus aller Welt

Eine westdeutsche Zeitschrift hat löblicherweise ein Lyrik-Preis Ausschreiben veranstaltet. Über das Ergebnis teilt sie mit, daß sie 1470 Einsendungen erhielt, „darunter viele von deutschsprachigen Autoren aus aller Welt“.

Das kann bedeuten:

1. Ein Teil der Einsendungen stammt von Autoren, die anderswo ansässig sind als in aller Welt;
2. Ein Teil der Einsendungen stammt von Autoren, die nicht in deutscher Sprache schreiben.

Auf keinen Fall bedeutet es das, was gemeint ist, nämlich daß viele Einsen-

dungen von deutschsprachigen Autoren stammen, die außerhalb Deutschlands ansässig sind.

Etymologisches

Warum muß man immer wieder, auch bei guten Schriftstellern, von „pflaumenweichem“ Handeln lesen? Weich sind Pflaumen nur, wenn sie angefault sind. *Flaum* dagegen hat seiner eigentlichen Natur nach die Eigenschaft, die durch die Metapher sinnfällig gemacht werden soll. „Flaumweich“ – darunter kann man sich etwas vorstellen.

Und weshalb schreiben dieselben guten Schriftsteller so häufig „durchbleuen“? Sie sollten eigentlich wissen, daß es beim Prügeln zu Blutergüssen unter der Haut kommt (sogenannten Hämatomen), die blau anlaufen – daher das Wort „durchbläuen“.

Dr. Hermann Nobbe

Ungenehmigtes Deutsch

Der Leitung des Verbandes der Deutschen Presse sind in letzter Zeit mehrfach Zuschriften von Bildreportern zugegangen. In dem Verbandsorgan „Neue Deutsche Presse“ heißt es hierzu: „Die Kollegen klagten darüber, ihnen würde ohne mini-

sterielle Genehmigung der Zutritt zu volkseigenen Betrieben verwehrt.“

Mit anderen Worten, die Kollegen sähen keinen Grund zu Beschwerde oder Klage, wenn die Verwehrung des Zutritts nicht mehr ohne, sondern mit ministerieller Genehmigung erfolgte. Sie möchten, daß nicht nur der Zutritt zum Betrieb, sondern auch die Verweigerung des Zutritts genehmigungspflichtig sei.

Zumindest ist das der Sinn (oder der Unsinn), der sich aus dem zitierten Satz ergibt.

Forum der Spiritisten?

Der „BZ-Heimatdienst“ teilte vor einiger Zeit mit: „Wandermüller‘ plaudert über Goethes einzigen Besuch in Berlin im Mai 1778 und über sein Verhältnis zu den damaligen Berlinern aus Anlaß seines 125. Todestages.“

Da sprach also jemand, den man bis-

lang für einen Zeitgenossen hielt, anläßlich seines 125. Todestages über sein Verhältnis zu den Berlinern um 1778 und über Goethes einzigen Berliner Aufenthalt im gleichen Jahre. Oder sollte „Wandermüller“ aus Anlaß des 125. Todestages Goethes über des Dichters einzigen Besuch in Berlin, im Mai 1778, und über Goethes Verhältnis zu den damaligen Berlinern geplaudert haben?

Das ist noch die Frage; denn auf derselben Seite liest man unter der Überschrift „Zur Spandauer Vorstadt und zum ‚Vogtland‘“: „Auf den dort angelegten Friedhöfen wollen wir Männer und Frauen besuchen, die an der Kulturgeschichte Berlins ihren Anteil haben.“ Tote mit öffentlichen Sprechstunden – wie unheimlich! Läßt sich nur vermuten, daß der solcherart angekündigte Besuch in Wirklichkeit den Grabstätten dieser verdienten Leute galt.

W. T.

Zu unseren Beiträgen

Das Poem „El Shatt“ von Louis Fürnberg, aus dem wir größere Teile veröffentlichten, ist bisher nicht gedruckt worden; eine Rundfunkfassung brachte im vorigen Jahr der Deutschlandsender zu Gehör.

Herbert Nachbar, Heinrich-Mann-Preisträger 1957, lebt in Berlin.

Horst Holzhäuser ist Mitglied des Arbeitskreises Junger Autoren in Leipzig.

Manfred Künne, 26 Jahre alt, lebt ebenfalls in Leipzig. Er ist Mitglied des Deutschen Schriftstellerverbandes.

„Vor Gericht“ von Inge von Wangenheim ist ein größerer Auszug aus einem neuen, soeben beendeten Roman, der unter dem Titel „Einer Mutter Sohn“ im Tribüne-Verlag, Berlin, erscheinen wird.

Margul-Sperber lebt in Bukarest.

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Marianne Bruns: Frau Doktor – privat,
Roman, Mitteldeutscher Verlag, 202 S.

DM 3,50

Martin Gregor: Der Mann mit der Stoppuhr (TANGENTEN), Mitteldeutscher Verlag, etwa 90 S.

DM 3,50

Heinar Kipphardt: Der Aufstieg des Alois Piontek, Eine tragikomische Farce, Henschelverlag, etwa 88 S.

etwa DM 3,-

Ernst Sommer: Die Templer, Historischer Roman, Greifenverlag, 348 S.

DM 8,-

Günter Weisenborn: Das Mädchen von Fanö, Roman, Aufbau-Verlag, 213 S.

DM 2,85

Adolf Glaßbrenner: Neuer Reineke Fuchs, Hrsg. Kurt Böttcher, Verlag Das Neue Berlin, etwa 368 S.

etwa DM 14,-

Alexej Tolstoi: Aelita, Roman, Aus dem Russ. von Hertha von Schulz, Aufbau-Verlag, etwa 216 S.

DM 5,70

Vercors: Das Schweigen des Meeres, Erzählungen, Aus dem Franz. von Kurt Stern und Hans B. Wagenseil, Aufbau-Verlag, etwa 224 S.

DM 6,-

Sprach- und Literaturwissenschaft

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur – Sonderband, Hrsg. Th. Frings und E. Karg-Gasterstädt, VEB Max Niemeyer Verlag, etwa 320 S.

etwa 20,- DM

Harald Raab: Geschichte der altrussischen Literatur (10.-17. Jahrh.), Verlag Pädagogische Hochschule, 74 S.

DM 2,80

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Die nationalen Besonderheiten der Literatur, von A. Botscharow, „Kunst und Literatur“ H. 6. 57/S. 591

Einige Bemerkungen zur Realismus-Diskussion, von Rita Schober, „Kunst und Literatur“ H. 6. 57/S. 604

Inhalt und Stil der Sprache Hermann Hesses, von Dr. Martin Pfeifer, „Sprachpflege“ H. 6. 57/S. 82

Hermann Hesses Weltbild, von Eberhard

Hilscher, „Neues Deutschland“ 29./30. 6. 57/Beilage

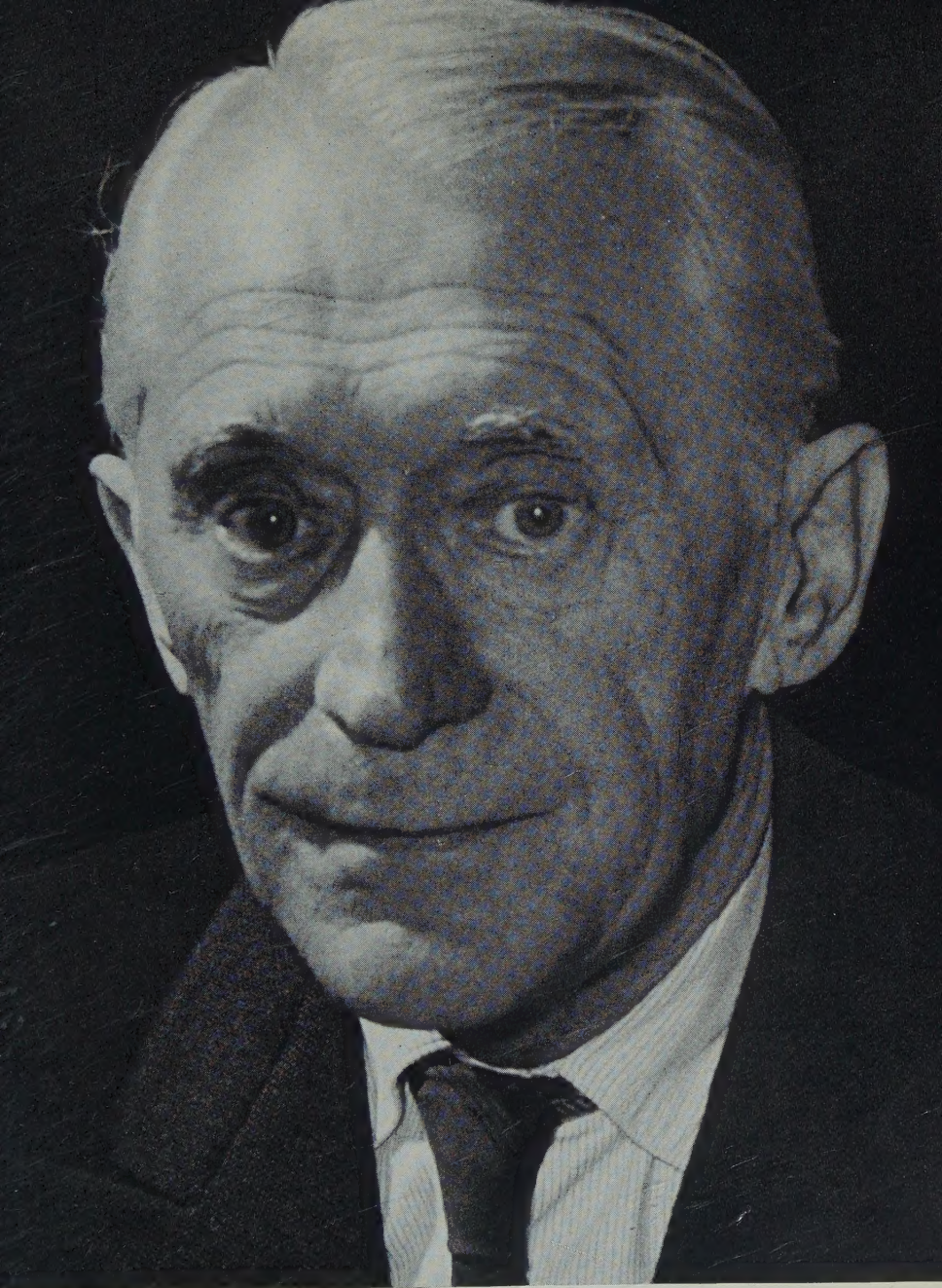
Die Struktur der modernen Lyrik, von Hugo Friedrich, „Deutsche Literaturzeitung“ H. 6. 57/S. 507

Indische Literatur heute, von Balakrishna Rao, „Berliner Zeitung“ 8. 6. 57/S. 3

Bericht von der III. Plenartagung des Schriftstellerverbandes der UdSSR, von A. Jolkin, W. Kulemin, W. Nikolajew, „Presse der Sowjetunion“ Nr. 64. 57/S. 1407

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. I gültig.

Druck: 1/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 1313. A 1052.



Leubbrand Frank

